Biblioteka
U. M. K.
Toruń
89516
U

Na 55.

Lehrbuch zur Einleitung

in die

Philosophie,

von

Johann Friedrich Herbart,

ordentlichem Professor der Philosophie und Pädagogik auf der Universität zu Königsberg.

Zweyte, sehr vermehrte Ausgabe.

Königsberg,

bey August Wilhelm Unzer.

1821.

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA
6271



89516
II

Vorrede.

Wenn über das Bedürfniß und die Anordnung einer Einleitung in die Philosophie, ungleiche Ansichten Statt finden, so darf man sich darüber nicht wundern, da in dieser Wissenschaft, und in Ansehung ihrer, die verschiedensten Meinungen herrschen.

Einige betrachten die Philosophie selbst nur als Einleitung, als Uebung der Köpfe, als einen Schlüssel zu mancherley auffallenden Vorstellungsarten, die in andern Wissenschaften vorkommen. Solche nun werden nicht wollen, daß man die Vorstufen vervielfältige; sie werden ein Buch, wie das gegenwärtige, für sehr überflüssig halten.

Andere verehren die Philosophen als seltene Geister, deren Virtuosität man nicht nachahmen, und noch weniger vorbereiten könne. Das Genie, mei-

nen sie, werde geboren, und könne nur sich selbst leiten, aber keine Einleitung annehmen.

Noch andre sind ganz ungläubig. Sie wollen bemerkt haben, daß die Philosophie, wo nicht zum Irrthum führe, doch die Köpfe mehr verwirre und betäube, als aufkläre und wecke. Vielleicht verwechseln sie die Wirkung falscher Systeme und verkehrter Lehrarten mit denen der Philosophie selbst. Aber wenn sie dies Studium ganz wegwünschen, und von keiner Anleitung dazu etwas Gutes hoffen: dann muß man besorgen, daß zugleich mit der Widerlegung auch die Strafe ihres Unglaubens durch den wirklichen Lauf der Dinge herbeygeführt werde. Denn es kann nicht ausbleiben, daß die Vernachlässigung der Philosophie eine leichtsinnige oder verschrobene Behandlung der Grundbegriffe aller Wissenschaften zur Folge habe. Schon jetzt möchte ein scharfer Beobachter unserer Zeit manchen Stoff finden zu Bemerkungen über die Vorurtheile der Physiker, die Träume der Physiologen, den verkehrten Eifer der Theologen, die Uebertreibungen der Politiker, — doch, ich wage nicht, weiter fortzufahren. So viel ist gewiß, daß die Keckheit der Behauptungen über alle Gegenstände der Körper- und Geisterwelt, (wovon man die Proben heutiges Tages ohne Mühe findet,) in demselben Verhältnisse wächst, wie die Anzahl der Männer abnimmt, die von gründlicher

Untersuchung über Ausdehnung und Denken, und über den Zusammenhang beyder, genug gelernt haben, um die damit verbundenen Schwierigkeiten zu kennen.

Es ist nöthig, zurückzukehren zu denen, die von der Philosophie eine günstigere Meinung haben; denn nur mit ihnen kann man das Bedürfniß einer Einleitung in diese Wissenschaft, überlegen.

Daß zu dem schwersten aller Studien auch die meisten, ja die frühesten Vorbereitungen erfordert werden, scheint unmittelbar einleuchtend. Räumt man überdies ein, daß Philosophie mit allen menschlichen Interessen in Berührung steht, und daß alle Köpfe etwas von ihr fassen können: so folgt, daß man die Möglichkeit, zu ihr zu gelangen, Allen (so weit es geschehen kann) eröffnen, doch auch Keinem die Schwierigkeit, zu den höhern Theilen aufzusteigen, verhehlen, vielmehr dieselbe unmittelbar fühlen lassen müsse, damit, während die Stärkeren fortschreiten, die Schwächeren wenigstens Bescheidenheit lernen. — Denen aber, die an der Wirksamkeit eines verbesserten philosophischen Unterrichts darum zweifeln, weil sie alles allein vom Genie erwarten, ist nur gar zu leicht zu antworten. Mögen sie die Geschichte fragen, und mögen sie überdies die nächsten Erfahrungen zu Hülfe nehmen!

Das Genie versucht sich in der Philosophie seit langer Zeit; bey den Griechen, bey den Deutschen, Engländern, Franzosen. Und wieviel hat es denn geleistet? Systeme hat es zu Stande gebracht, in denen die Eigenthümlichkeit der Einzelnen sich spiegelt; aber ein philosophisches Publicum, welches, so wie das mathematische, physikalische, philologische, juristische, — einträchtig zusammenwirkend die Arbeiten der Einzelnen aufnähme, und mit denen der Vorgänger gehörig verknüpfte, ein solches hat sich noch nicht gebildet. Statt seiner sind streitende Schulen vorhanden, die aber das gesammte gelehrte Publicum ungern duldet, und je länger desto weniger dulden wird.

Das alles ist wahr, wird mancher sagen, aber es ist unnöthig davon zu reden; denn was sich dabey thun läßt, das geschieht längst und im reichsten Maaße. Auf allen Universitäten wird Philosophie gelehrt, und jeder Lehrer richtet den Plan seiner Vorlesungen darauf ein, daß seine Zuhörer allmählig vom Leichtern zum Schwerern geführt werden. Wer in einer Wissenschaft zu unterrichten versteht, der wird auch wissen, welche Einleitung zu seinem Unterrichte paßt. Ueberdies blüht die Philosophie in Deutschland aufs schönste; und in allen Lobreden auf das Land und das Volk wird sie mit gebührendem deutschen Selbstgefühl her-

ausgehoben gegen die Ausländer, als das was wir haben, und was sie entbehren und nicht erreichen können *).

Hierauf etwas zu erwiedern, ist schwer; und es kann zu nichts helfen, Denen zu widerstreiten, die ihre eigne Art, in die Philosophie einzuleiten, für besser und zweckmäßiger halten, als das, was sie hier finden. Bloß einige Thatsachen, mit denen Andre ihre Erfahrungen vergleichen mögen, sollen hier angeführt werden; und alsdann wird der Verfasser über die Entstehung dieses Buches etwas hinzufügen, welches ebenfalls nur als Erzählung einer Thatsache zu betrachten ist.

Wenn das Studium der Philosophie auf dem deutschen Boden wirklich blüht, so wird es ohne Zweifel blühen im Publicum, auf den Universitäten, und auf den Schulen. In ersterer Hinsicht sind die Buchhändler anderer Meinung; sie glauben bemerkt zu haben, daß ausführliche philosophische Werke zu verlegen, gegenwärtig eine höchst misliche Unternehmung sey. „Was ***s Werk anlangt,

*) Noch angenehmer träumen diejenigen Philosophen, die sich berufen glauben, unmittelbar auf die Begebenheiten der Zeit einzuwirken. Darüber wäre viel zu sagen, was in diesem Buche nicht Platz hat; doch etwas steht §. 15. Anm.

(schrieb mir neulich einer der angesehensten Buchhändler in Deutschland,) „so habe ich dafür gar „kein Honorar bezahlt, und muß dennoch bedauern „es gedruckt zu haben, da die Auflage höchst wahrscheinlich Maculatur wird." Hier ist die Rede von einem gelehrten, geistreichen, vortrefflich geschriebenen, und mit den herrschenden Meinungen nicht gerade im Widerspruche stehenden Werke. — Ueber das philosophische Studium auf Universitäten findet sich in der Hallischen allgemeinen Literaturzeitung (Num. 264, October 1819) folgendes Zeugniß: „Rec. kennt Hunderte von Studirenden, welche „jetzt weder Logik und Metaphysik, noch Geschichte, „während ihrer Studienzeit hören, — und höchstens „nur beyläufig, vielleicht erst im dritten Jahre, ein „philosophisches Collegium mitnehmen; er kennt „Juristen, welche nicht mehr an das Naturrecht „denken", u. s. w. — Endlich in Ansehung der Gymnasien hat die hohe Behörde, in welcher ich das Glück habe meine Obrigkeit zu verehren, zwar die zweckmäßigsten Anordnungen getroffen *), aber sie

*) Hievon nähere Kenntniß zu erlangen, habe ich als Mitglied (und in den letzten Jahren als Dirigent) der hiesigen wissenschaftlichen Deputation und Prüfungs-Commission, eine vorzügliche Gelegenheit so lange genossen, bis ich um Entlassung von diesem Amte bat, die mir in den gewogensten Ausdrücken ertheilt wurde.

hat bisher nicht für gut befunden, irgend einen Zweig der Philosophie, noch irgend eine Vorbereitung dazu, in den Lehrplan der Gymnasien aufzunehmen. — Wenn eine so erleuchtete, so sorgfältig um den Flor der Wissenschaften bemühte Behörde, wie das Königl. Preußische hohe Ministerium der geistlichen Angelegenheiten, so verfährt: so darf man wohl diejenigen, die in den letzten zwanzig Jahren das lauteste Wort in der Philosophie geführt haben, öffentlich fragen, wie sie es doch mögen angefangen haben, das Zutrauen, dessen diese Wissenschaft ehemals genoß, so tief herunter zu bringen? *)

Ueber die Entstehung und das bisherige Schicksal dieses Buchs ist folgendes zu sagen:

Als ich in Göttingen anfing, philosophische Vorträge zu halten, wurde mir der wohlwollende Rath ertheilt: was auch mein Collegium seyn möge, Logik und Metaphysik müsse es heißen, um

*) Ehemals war es nicht so; wenigstens nicht allenthalben. Nicht bloß als Knabe durch Privatunterricht, sondern auch als Jüngling auf der öffentlichen Schule meines Vaterlandes, bin ich in der Philosophie unterwiesen worden. Und im Verhältniß zu der vermehrten Sorgfalt, die in neuerer Zeit den Schulen gewidmet worden, wie sehr müßte sich die Vorbereitung zur Philosophie auf den Gymnasien verbessert haben!

in Gang zu kommen. Für diese Zusammenstellung des Leichtesten und des Schwersten hatte und habe ich keinen Sinn; beynahe eben so gut könnte man ein Collegium über Regel de tri und Integralrechnung ankündigen. Darum entwarf ich im Jahre 1804 den Plan zu einer Einleitung in die Philosophie, welche das Selbstdenken der Anfänger möglichst vollständig zu den Problemen hinführen sollte; und wobey ich die Winke benutzte, welche über den natürlichsten Gang des Denkens die ältere Geschichte der Griechischen Philosophie darbietet. — Zwar kamen die Vorlesungen ohne Schwierigkeit in Gang, und sind bis heute darin geblieben. Doch fand ich rathsam, noch ehe die erste Ausgabe dieses Buchs erschien, meinen Plan verschiedentlich zu modificiren; denn die Zuhörer waren weder so geübt, noch so geduldig, wie ich sie gewünscht hätte. Es war nöthig, auf Abwechselung zu sinnen, um das Gefühl der Schwierigkeiten zu mildern; und Resultate anzudeuten, um die Befriedigung, welche zwar allein das System gewähren kann, in diesen Vorübungen doch nicht gänzlich entbehren zu lassen.

In den letzten, denkwürdigen Monaten des Jahres 1812, ward ich gedrängt, zu den bis dahin in Königsberg, wie in Göttingen, fortwährend gehaltenen Vorträgen, einen Leitfaden drucken zu las-

sen. Mein Lehrzimmer wurde überfüllt von Zuhörern, die nicht mehr zum Sitzen und zum Schreiben Platz fanden; das frühere Dictiren der Hauptsätze mußte aufhören. Gerade damals hatte ich selbst kaum einen ruhigen Platz zum Schreiben; während Moskau brannte, war Königsberg belästigt durch fremde Truppen. Was ich in dieser Lage zu Papier brachte, war der kurze, treue Abriß der Vorlesungen, die nach vielmaliger Wiederhohlung in meinem Gedächtnisse aufgezeichnet standen; — für meinen Gebrauch ein sehr bequemes Hülfsmittel; aber ein wenig verständliches Buch für Andere; — wenigstens mußte ich dies aus den Recensionen schließen, die nach einiger Zeit erschienen.

Ueber diese Recensionen werde ich nur so viel sagen, als nöthig scheint, um die geringe Benutzung derselben bey dieser zweyten Ausgabe, zu entschuldigen. Zwar die Mehrzahl deren, welche in den kritischen Blättern über mein Buch gesprochen, besteht ohne Zweifel aus sehr schätzbaren und berühmten Gelehrten. Auch haben zwey derselben, in der Leipziger und in der Hallischen Literaturzeitung, es der Mühe werth geachtet, sich mit aller der Ausführlichkeit auszulassen, die ich wünschen und hoffen konnte*).

*) Die Beantwortung ihrer Einwürfe ist im Buche selbst an den gehörigen Orten eingeschaltet.

Allein, während ich für meine Person für geneigtes Gehör und geschenkte Aufmerksamkeit zu danken nicht im mindesten Anstand nehme, ist mein Buch weit anspruchvoller als ich selbst; es hat wollen viel genauer gelesen, — und vollends, um beurtheilt zu werden, mit meinen übrigen Schriften durchgehends verglichen seyn. Denn so gewiß bey einer Einleitung in die Philosophie zunächst das Talent in Anwendung kommen muß, sich aus dem eignen Systeme heraus, und in den Gesichtspunct des Anfängers zu versetzen: eben so gewiß muß der Lehrer in eigner, vester und reifer Ueberzeugung ein umfassendes System dieser Wissenschaft nach allen ihren drey Theilen besitzen, weil er sich sonst kein bestimmtes Ziel denken könnte, wohin der Anfänger gelangen solle; — und eben so unläugbar muß sich der Beurtheiler die Mühe gefallen lassen, wenigstens von den Hauptzügen dieses Systemes Kenntniß zu nehmen, weil sonst die Gefahr eintritt, daß er, und das beurtheilte Buch, von ganz verschiedenen Dingen reden.

Nach dieser Vorerinnerung hebe ich zur Probe aus jeder der beyden vorerwähnten Recensionen eine kurze Stelle aus, die mir den Vortheil gewährt, daß ich nicht nöthig habe, ein über mich gefälltes Urtheil wiederum zu beurtheilen, sondern nur die

Thatsache zu beleuchten, wie meine Recensenten mich verstanden haben.

Aus der Hallischen:

„Wir wundern uns, wie dem Verfasser „der Anfang einer Reihe von Begeben„heiten nicht wunderbar sey, da, nach ihm, „der Begriff der Bewegung Widersprüche „enthält, die aber Nichts schaden, weil die „Bewegung nichts Reales ist. Also aus „dem Nicht-Realen ginge der Anfang „realer Reihen von Begebenheiten her„vor!!"

Aus der Leipziger:

„In der Theorie von den Störungen und „Selbsterhaltungen der Wesen glauben wir „einen wohldurchdachten Dualismus, bedingt „durch Voraussetzung einer absoluten Einheit „des Seyns zu erkennen."

Auf diese beyden Stellen habe ich kürzlich zu erwiedern: daß mein System keine realen Reihen von Begebenheiten anerkennt; daß ich einen Dualismus, bedingt durch Voraussetzung einer absoluten Einheit des Seyns, für nicht wohl durchdacht halte; und daß meine Theorie von den Störungen und Selbsterhaltungen das schnurgerade

Gegentheil ist, sowohl von jenen realen Reihen als von diesem Dualismus.

Meinerseits aber wundere ich mich — erstlich darüber, daß von jenen realen Reihen überall noch die Rede ist, da Kant und Platon sie längst verbannt haben; jener, indem er die Zeit, und alles, dem sie anhängt, für bloße Erscheinung erklärte; dieser, indem er nachdrücklich genug das Wechselnde und Werdende aus dem Gebiete des Realen ausschloß. Zweytens wundere ich mich, wie es zugehe, daß meine Lehre, die bekanntlich mit der des Spinoza, mit der Fichteschen und Schellingischen, in keiner freundlichen Gemeinschaft steht, durch solche Ausdrücke beschrieben wird, die man recht wohl auf jene würde deuten können. Ausdehnung und Denken in der unendlichen Substanz, ideale und reale Thätigkeit im Ich, Natürliches und Göttliches im Absoluten, — das paßt zu der Erzählung von einem Dualismus, bedingt durch absolute Einheit des Seyns. Oder habe ich gar den Verdacht eines solchen Dualismus auf mich geladen, der Materie und Geist, Stoff und Kraft ursprünglich entgegensetze? Der erste Blick in den vierten Abschnitt dieses Buchs würde einen so ungerechten Vorwurf widerlegen.

Unglücklicherweise treffen die beyden hier angeführten Misverständnisse gerade den Kern meiner Metaphysik; und den Anfangspunct aller meiner weitern, psychologischen und naturphilosophischen, Untersuchungen. Wer ein Gemälde vermittelst eines Hohlspiegels betrachtet, dem werden nicht gewisser die sämmtlichen Züge des Gemäldes verzerrt erscheinen, als es gewiß ist, daß derjenige nicht eine Seite meiner Schriften im rechten Sinne lesen und fassen kann, der eins jener Mißverständnisse dazu mitbringt. Und nun habe ich weiter nichts hinzu zu setzen, als daß die erwähnten beyden Recensionen nicht etwa zu den schlechteren, sondern zu den gründlichsten, oder wenigstens zu den durchdachtesten gehören, die, nicht etwan bloß über diese Einleitung, sondern über irgend eine meiner Schriften, bisher erschienen sind.

Wem es Ernst ist, mich verstehn zu wollen: der soll hoffentlich finden, daß ich ihm nicht mehr Schwierigkeiten in den Weg lege, als die wirklich in der Sache liegen. Die Gefahr der Misverständnisse trifft nur die, welche der Sucht, alles besser wissen zu wollen, als das Buch was sie lesen, nicht widerstehen können, und daher, nach guter oder übler Laune, ihre vorgefaßten Meinungen dem Verfasser entweder unterschieben, oder

trotz Allem, was dagegen schon gesagt worden, als unstreitige Principien entgegenstellen. Diese beyden Fehler sind in unsern Literaturzeitungen nicht etwan die Ausnahme, sondern die Regel; wenigstens erinnere ich mich nicht einer einzigen unter den vielen, mir zu Theil gewordenen Recensionen, der man nicht offenbare Misgriffe solcher Art nachweisen könnte. — Dem Unbefangenen kann aber so etwas nicht leicht begegnen, falls er nur aufgelegt ist, den Gründen zu folgen, die ihn einladen, sich über den Standpunct des gemeinen Verstandes zu erheben.

Denjenigen nun, der geneigt seyn möchte, sich dieses Buches zur Erweckung und Unterstützung seines Nachdenkens zu bedienen, ersuche ich, einigen wenigen Rathschlägen Gehör zu geben:

Erstlich: Nichts in dieser Einleitung für überflüssig zu halten. Habe ich gefehlt: so ist es eher durch Auslassungen, als durch unnütze Einmischungen geschehn.

Zweytens: Nicht leicht zu glauben, daß etwas zu scharf, zu hart ausgedrückt, — vollends zu spitzfindig untersucht wäre. Habe ich geirrt: so ist es aus Mangel an Scharfsinn geschehen; habe ich mich unpassend ausgedrückt, so war meine

Feder eher zu stumpf als zu spitz, die Farbe eher zu matt als zu grell.

Drittens: nicht zu verlangen, daß sich dies Buch, gleich andern, solle in einem Zuge ununterbrochen fortlesen lassen. Es enthält Texte zum Vortrage und zum Denken, die man einzeln entwickeln muß, bey guter Muße und Laune.

Viertens: sich zu erinnern, daß dies Buch nur eine Einleitung ist.

Die das System kennen lernen wollen, müssen zwar bey der Einleitung anfangen. Aber alsdann geht ihr Weg zu meiner allgemeinen praktischen Philosophie, wobey sie die Gespräche über das Böse, — und zu dem Lehrbuche der Psychologie, wobey sie die Hauptpuncte der Metaphysik und die Abhandlung de attractione elementorum zu Hülfe nehmen müssen.

Bey der praktischen Philosophie haben sie sich zu hüten, daß sie nicht kleben bleiben an der Streitfrage: ob dieselbe eine ästhetische Wissenschaft sey oder nicht? Alles aber kommt darauf an, die fünf praktischen Ideen in ihren genauesten Bestimmungen und Anwendungen zu studiren.

Bey der Metaphysik haben sie sich zu hüten, daß nicht für sie, (wie für einige Andere,) die Me-

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA

thode der Beziehungen eine Dornhecke werde, in der sie hängen bleiben. Vielmehr müssen sie suchen, sich sobald als möglich der Theorie von den Störungen und Selbsterhaltungen, nebst der vom intelligibeln Raume zu bemächtigen; wenn auch nur so weit, als nöthig ist, um sich von deren Anwendung in der Psychologie und Naturlehre einen Begriff zu machen.

Dies wird freylich nur denen gelingen, die mit eigenem Denken entgegen kommen, und dadurch die Kürze meiner Lehrbücher ergänzen. Jedoch kenne ich meine Schuldigkeit, die Darstellung zu erleichtern und zu verbessern; und ich hoffe sie alsdann zu erfüllen, wann ich die Fortsetzung meiner Untersuchungen werde bekannt machen können.

Es bleibt mir noch übrig, von dem Unterschiede dieser, und der ersten Ausgabe etwas weniges zu sagen. Man wird in der gegenwärtigen die vorige fast ganz wiederfinden; das letzte Capitel ist neu hinzugekommen; die eingeschalteten Zusätze bezwecken fast durchgehends Verständlichkeit und weitere Benutzung des Vorgetragenen; die literarischen Nachweisungen bezeichnen meistentheils den Wunsch, die Anfänger möchten bey der ersten guten Muße sich mit den angeführten Auctoren be-

kannt machen. Es kommt, — wie überhaupt, — so ganz besonders in der Philosophie, sehr viel darauf an, in welcher Ordnung man lese. Wer nach dem Neuesten greift, wer Fichte vor Kant, Schelling früher als Spinoza studiren will, der wird bald in ein undurchdringliches Dunkel gerathen. Bey den älteren Auctoren muß man anfangen; und insbesondere bey denen, die selbst von vorn anfingen, das heißt, die nicht etwan das Lehrgebäude eines Vorgängers höher bauen wollten, sondern sich mit den Gegenständen beschäfftigten, die allen Menschen ursprünglich als Stoff zum Nachdenken vorliegen. Darum ist Locke vor allen Andern der Schriftsteller für Anfänger; Hingegen schon Leibnitz ist für sie zu gelehrt. Unter den Alten aber muß man den Sextus Empiricus voranstellen, der, obgleich jünger, doch auf einem weit niedrigern Standpuncte steht als Platon, und der dabey den Vorzug einer vorzüglich klaren Schreibart besitzt. Hiemit ist nicht gesagt, daß man nicht mit den leichten Dialogen des Platon anfangen könnte; aber nur gar zu oft bleibt man bey diesen stehen, so wenig sie auch genügen, um ihren großen Urheber zu bezeichnen. — Es sind demnach vorzüglich Locke, Sextus, Platon, und — wie sich von selbst versteht, — Kant, auf welche hinzuweisen ich bey dieser neuen

Ausgabe mir zur Pflicht gerechnet habe. Möchte nun mit so trefflichen Männern dies Buch zusammenwirken können, um in seinem Kreise das Studium wach erhalten zu helfen, für welches Jene gelebt und gearbeitet haben!

Inhalt.

Erster Abschnitt. Beschreibung der Philosophie; nebst der Erweckung des Zweifels, als des nothwendigen Anfangs des philosophischen Denkens.

Erstes Capitel. (§. 1 — 10.) Erste Bestimmungen und Eintheilungen.

Zweites Capitel. (§. 11—13.) Hauptbedingungen des Philosophirens.

Drittes Capitel. (§. 14 — 16.) Vom Interesse der Philosophie.

Viertes Capitel. (§. 17 — 21.) Skepsis unter Voraussetzung der gemeinen Welt-Ansicht.

Fünftes Capitel. (§. 22—33.) Höhere Skepsis.

Zweyter Abschnitt. Die Logik.

Erstes Capitel. (§. 34 — 51.) Von den Begriffen.
Zweytes Capitel. (§. 52 — 63.) Von den Urtheilen.
Drittes Capitel. (§. 64 — 71.) Von den Schlüssen.

Dritter Abschnitt. Einleitung in die Aesthetik; besonders in ihren wichtigsten Theil, die praktische Philosophie.

Erstes Capitel. (§. 72 — 78.) Von den Schwierigkeiten der Aesthetik im Allgemeinen.

Zweytes Capitel. (§. 79 — 85.) Aufzeigung der sittlichen Elemente.

Drittes Capitel. (§. 86 — 89.) Nachweisung anderer ästhetischer Elemente.

Viertes Capitel. (§. 90 — 94.) Von den Künsten und den Kunstlehren.

Vierter Abschnitt. Einleitung in die Metaphysik.

Erstes Capitel. Nachweisung der gegebenen, und zugleich widersprechenden Grundbegriffe.
§. 95. Anknüpfung an die Skepsis. — §. 96. Vorläufige Entscheidung. — §. 97. Das Was der Dinge wird uns durch die Sinne nicht bekannt. — §. 98. Raum-Erfüllung. — §. 99. Zeit-Erfüllung. — §. 100. Vom Unendlich-Großen in Raum und Zeit. — §. 101. Vom Dinge mit mehrern Merkmalen. — §. 102. Causalität und Veränderung. — §. 103. Idealismus.

Zweytes Capitel. Veränderung, als Gegenstand eines Trilemma.
§. 104. Exposition des Trilemma. — §. 105. Stoff. — §. 106. Kraft, die nach außen wirkt. — §. 107. Selbstbestimmung, oder transscendentale Freyheit. — §. 108. Absolutes Wer-

den. — §. 109. Schlußbemerkung über das Trilemma. — §. 110. Beziehung des Trilemma auf die Frage vom Ursprunge der Erkenntniß.

Drittes Capitel. Vom absoluten Seyn.
§. 111. Im Seyenden ist kein ursprünglicher innerer Wechsel. — §. 112. Streit zwischen der Speculation und Erfahrung. — §. 113. Die Qualität des Seyenden ist schlechthin einfach. — §. 114. Ueber die Bestimmung des Seyenden durchs Denken. — §. 115. Dem Seyenden kommen weder räumliche noch zeitliche Bestimmungen zu. — §. 116. Erwähnung des Parmenides und Spinoza. — §. 117. Gründe gegen die Bewegung. — §. 118. Gründe gegen das organische Leben. — §. 119. Atomen.

Viertes Capitel. Von den absoluten Qualitäten, oder den Platonischen Ideen.
§. 120. Erinnerung an die sittlichen und mathematischen Wahrheiten. — §. 121. Begriff der absoluten Qualitäten. — §. 122. Logische Eigenheit der absoluten Qualitäten. — §. 124. Hervorhebung des Guten unter den übrigen absoluten Qualitäten. — §. 124. Verfehlter Versuch, die Weltbildung zu erklären. — §. 125. Allgemeine Anmerkungen.

Fünftes Capitel. Vorblick auf Resultate metaphysischer Untersuchungen.
§. 126. Ueber die neuern Versuche, durch Kritik des Erkenntnißvermögens die Metaphysik zu verbessern. — §. 127. Besondere Rücksicht auf die Kantische Lehre. — §. 128. Kurze Bezeichnung des wahren Ganges der Metaphysik. — §. 129. Vorblick auf die allgemeine Metaphysik. — §. 130. Auf Psychologie. — §. 131. Auf Naturphilosophie. — §. 132. Auf Religionslehre.

Sechstes Capitel. Encyklopädische Uebersicht der Psychologie und Naturphilosophie.

Beylage. Ueber den Unterricht in der Philosophie auf Gymnasien.

Erster Abschnitt.

Beschreibung der Philosophie; nebst der Erweckung des Zweifels, als des nothwendigen Anfangs des philosophischen Denkens.

Erstes Capitel.

Erste Bestimmungen und Eintheilungen.

§. 1. Die Philosophie besitzt nicht, gleich andern Wissenschaften, einen besondern Gegenstand, mit dem sie sich ausschließend beschäftigte: ihre Eigenthümlichkeit muß also in der Art und Weise gesucht werden, wie sie jeden sich darbietenden Gegenstand behandelt.

§. 2. Von dem Philosophiren, einer Thätigkeit unseres Geistes, läßt sich am leichtesten das Merkmal auffassen, daß es geschehe, indem wir unsere Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand heften, die dabey entstehenden Gedanken sammeln, und sie unter einander vereinigen. Das Letztere ist um so mehr ein schweres, wenigstens weitläuftiges Geschäft, je mehr zusammengesetzt der Gegenstand, den wir betrachten.

§. 3. Es ist aber hier nicht die Rede von demjenigen Aufmerken, wodurch die Auffassung eines Gegebenen befördert wird. Sondern beym Philosophiren wird der Gegenstand als bekannt vorausgesetzt, und heißt eben darum ein Begriff. (Soviel als Begriffenes, lateinisch notio, und nicht zu verwechseln mit einem Inbe-

griff irgend einer Art, damit nicht die einfachen Begriffe, die nichts in sich, und die einzelnen, die nichts unter sich enthalten, voreilig ausgeschlossen werden.)

§. 4. Wir ziehen hieraus die Erklärung der Philosophie. Sie ist Bearbeitung der Begriffe. Die Bearbeitung geschieht im Allgemeinen durch Sammlung und Vereinigung der über die Begriffe angestellten Betrachtungen. Bei der Vereinigung müssen sich die zufälligen Gedanken unterscheiden von den wesentlich zur Sache gehörigen, weil jene keine unzertrennliche Einheit mit diesen bilden können. Aber auch Unvollständigkeit der angestellten Betrachtungen muß sich dadurch verrathen, daß die Vereinigung in irgend einem Sinne mangelhaft bleibt.

Anmerkung. Nach Kant ist philosophische Erkenntniß soviel als Vernunfterkenntniß aus Begriffen. Durch das Wort Vernunft wird in diese Erklärung ein Streitpunct gebracht; der gewöhnliche Fehler der zahlreichen Definitionen der Philosophie. Nimmt man diesen Ausdruck weg: so bleibt, Erkenntniß aus Begriffen. Das ist der Gewinn aus der vorhandenen Wissenschaft; betrachtet man nun, der Etymologie gemäß, Philosophie als ein Thun, welches die Wissenschaft erzeugt, so ergiebt sich, mit Kant übereinstimmend, die obige Erklärung. — Man hat geglaubt, sie sey zu weit, weil Bearbeitung der Begriffe in allen Wissenschaften vorkomme. Dies ist aus einer richtigen Bemerkung falsch geschlossen. Philosophie liegt wirklich in allen Wissenschaften, wenn sie sind was sie seyn sollen. — Daß aber die Begriffe als schon hinreichend bekannt, und nicht mehr des empirischen Auffassens zu ihrem Eintreten ins Bewußtseyn bedürftig, vorausgesetzt werden, (§. 3.) hätte nicht zu der Misdeutung Anlaß geben sollen, als ob hiemit schon ihre Entstehung, ja gar ihre Beziehung auf ein Reales, für bekannt angenommen werde. Diese Fragen finden am rechten Orte von selbst ihre Stelle. Auch hindert nichts, daß man mitten im Philosophiren aus bekannten Begriffen neue erzeuge; vielmehr gehören die Untersuchungen, welche dahin führen, zu den wichtigsten im Gebiete der Speculation.

§. 5. Aus den Haupt-Arten der Bearbeitung der Begriffe ergeben sich die Haupttheile der Philosophie.

Der erste Erfolg der auf die Begriffe gewendeten Aufmerksamkeit besteht darin, daß sie klar, und, wofern sie

dazu geeignet sind, deutlich werden. Die Deutlichkeit besteht in der Unterscheidung der Merkmale eines Begriffs, sowie die Klarheit in der Unterscheidung mehrerer Begriffe unter einander. Deutliche Begriffe können die Form von Urtheilen annehmen, und die Vereinigung der Urtheile ergiebt Schlüsse. Hievon handelt die Logik; und sie selbst ist derjenige erste Theil der Philosophie, welcher die Deutlichkeit in Begriffen, und die daraus entspringende Zusammenstellung der letzteren, im allgemeinen betrachtet.

§. 6. Allein die Auffassung der Welt, und unsrer selbst, führt manche Begriffe herbey, welche, je deutlicher sie gemacht werden, gerade um so weniger die gesuchte Vereinigung unserer Gedanken zulassen, vielmehr Zwiespalt anrichten in allen den Betrachtungen, worauf sie Einfluß haben können. Oftmals bemüht man sich, dergleichen Begriffe in andern Wissenschaften gänzlich zu vermeiden; allein diese Bemühung ist vergeblich; und daher bleibt der Philosophie die wichtige Aufgabe, die Begriffe der erwähnten Art, so zu verändern, wie es durch die besondere Beschaffenheit eines jeden nothwendig gemacht wird. Bey der Veränderung wird etwas Neues hinzukommen, durch dessen Hülfe die vorige Schwierigkeit verschwindet. Dieses Neue kann man eine Ergänzung nennen. Demnach ist Ergänzung der Begriffe die zweyte Art der Bearbeitung der Begriffe. Die Wissenschaft hievon heißt Metaphysik. Sie hängt, wie schon der Name anzeigt, wesentlich mit der Physik zusammen, insofern unter Physik ganz allgemein die Kenntniß des Gegebenen verstanden werden mag. Denn zuerst muß man sich aus dieser Kenntniß des Gegebenen überzeugen, daß die Begriffe der erwähnten Art wirklich daraus hervorgehen, und nicht etwan willkürlich ersonnen sind.

Die Thatsache nun, daß solche Begriffe im Gegebenen ihren Sitz haben, wird tiefer unten ausführlich nachgewiesen werden; und das Bedürfniß dieser Nachweisung,

mit der man vertraut seyn muß, ehe man mit gutem Erfolge Metaphysik studiren kann, ist der Hauptgrund, weswegen den Vorträgen der Philosophie eine Einleitung vorangeschickt wird.

§. 7. Die Hauptbegriffe der Metaphysik sind so allgemein, und die Berichtigung derselben von so entscheidendem Einfluß auf alle Gegenstände des menschlichen Wissens, daß erst dann die übrigen Begriffe von der Welt und von uns selbst gehörig bestimmt werden können, wenn zuvor jene Berichtigung vollbracht ist. Daher sieht man die Bearbeitung dieser übrigen Begriffe als etwas solches an, das auf die allgemeine Metaphysik folgen, und ihr gleichsam angehängt werden müsse, damit Niemand in den (zwar oft gemachten und erneuerten) vergeblichen Versuch verfalle, es für sich allein und ohne Vorbereitung hinstellen zu wollen. Auf diese Weise entsteht außer der allgemeinen Metaphysik (mit dem alten Namen Ontologie) noch eine angewandte Metaphysik; die man nun weiter nach ihren Gegenständen in drey große Fächer zertheilt, nämlich in Psychologie, in Naturphilosophie, (sonst Kosmologie genannt) und in natürliche Theologie oder philosophische Religionslehre.

§. 8. Noch giebt es eine Classe von Begriffen, die mit den vorerwähnten darin übereinkommen, daß bey ihnen das Denken nicht bey bloßer logischer Verdeutlichung still stehn kann; die sich aber dadurch unterscheiden, daß sie nicht, gleich jenen, eine Veränderung nothwendig machen, wohl aber einen Zusatz in unserem Vorstellen herbeyführen, der in einem Urtheile des Beyfalls oder Misfallens besteht. Die Wissenschaft von solchen Begriffen heißt Aesthetik. Mit der Kenntniß des Gegebenen hängt sie ihrem Ursprunge nach nicht weiter zusammen, als insofern wir dadurch veranlaßt werden, uns Begriffe vorzustellen, welche, ohne alle Rücksicht auf ihre Realität, den Beyfall oder das Misfallen erwecken. Angewandt aber auf das Gegebene geht die

Aesthetik über in eine Reihe von Kunstlehren; welche man sämmtlich praktische Wissenschaften nennen kann, weil sie angeben, wie derjenige, der sich mit einem gewissen Gegenstande beschäfftigt, denselben behandeln soll, indem nicht das Misfallende, vielmehr das Gefallende soll erzeugt werden.

Anmerkung. Man hüte sich, in diesen Paragraphen etwas hineinzudenken, was nicht darin liegt. Derselbe bezieht sich zwar allerdings zugleich auf das moralisch Gute, und auf das sogenannte sinnlich Schöne. (Eigentlich ist keine wahre Schönheit sinnlich, wenn gleich bei der Auffassung derselben, sinnliche Empfindungen in vielen Fällen vorauszugehn und nachzufolgen pflegen.) Aber es ist hier nicht die Rede von irgend welchen obersten Grundsätzen, denen die mehrern ästhetischen Urtheile, und hiemit etwan auch das Gute sammt dem Schönen, unterzuordnen wären. Vielmehr muß diese falsche Meinung ganz zurückgewiesen werden. Jedes ursprüngliche ästhetische Urtheil (ganz verschieden von der stets schwankenden Beurtheilung der Kunstwerke,) ist absolut, folglich auch jedes vom andern ganz unabhängig. Vollends für das Gute giebt es kein Höheres; es ist in seiner Art selbst das Höchste. — Nur insofern wir im Denken das Gute aufsuchen, bestimmen, unterscheiden, zusammenstellen, giebt es für das dazu nöthige speculative Verfahren gewisse allgemeine methodische Bedingungen, die man verfehlt, sobald man Aesthetik und praktische Philosophie anders als so auffaßt, daß jene die weitere, diese die engere Sphäre sey. Das Zerreißen dieses, wesentlich in der Sache liegenden, Verhältnisses ist Schuld an den falschen Begründungen der praktischen Philosophie.

§. 9. Die meisten dieser praktischen Wissenschaften kommen darin überein, daß es der Willkühr überlassen bleibt, ob man sich ein Geschäfft mit dem Gegenstande machen wolle, oder nicht. Daher die bedingte Form der Vorschrift: wenn Jemand sich mit dieser Kunst befassen will, so soll er sie so und nicht anders treiben.

Allein es giebt eine unter den Kunstlehren, deren Vorschriften den Charakter der nothwendigen Befolgung darum an sich tragen, weil wir unwillkührlich und unaufhörlich den Gegenstand derselben darstellen. Dieser Gegenstand nämlich sind wir selbst; und die bezeichnete

Kunstlehre ist die Tugendlehre; welche in Hinsicht unserer Aeußerungen im Thun und Lassen, in die Pflichtenlehre übergeht.

Anmerkung. Die Frage: wie es zugehe, und in wiefern es möglich sey, daß ästhetische Urtheile den Willen bestimmen, und ein Gewissen erzeugen, (es giebt aber ein Gewissen nicht bloß in moralischer und rechtlicher Hinsicht, sondern auch in Ansehung der Treue, womit Kunstregeln, — ja sogar, womit Klugheitsregeln befolgt werden,) — diese Frage gehört nicht in die Aesthetik, sondern in die Psychologie; und die richtige Beantwortung setzt demnach die allgemeine Metaphysik voraus, denn ohne diese ist keine wahre Psychologie möglich. In praktischer Hinsicht ist die erwähnte Frage eine der wichtigsten, die jemals aufgeworfen werden können; denn die sittliche Veredelung des Menschen hängt in ihrem innersten Wesen davon ab, wie sein Wille bestimmt werde. Aber in theoretischer Hinsicht ist sie solange, als man sich selbst mit Aufstellung der Principien beschäftigt, — eine Nebenfrage, die man suchen muß zu entfernen. Denn die Evidenz der ursprünglichen Urtheile über Löbliches und Schändliches, (vermöge welcher Evidenz sie Principien sind,) wächst nicht und nimmt auch nicht ab, ob sich nun ein Wille nach ihnen richtet oder nicht. Der Mensch fällt diese Urtheile auch über Andere, ohne an sich selbst zu denken. Dasselbe gilt von den andern ästhetischen Urtheilen; die praktische Anwendung ist ihnen zufällig. — Diejenigen aber, die sich der Nebengedanken nicht erwehren können, verfallen wohl gar auf den Gegensatz: Das Schöne werde genossen, das Moralische verlange Aufopferung der Genüsse. Beydes ist unter gewissen Umständen wahr; Beydes ist unter andern Umständen falsch; wesentlich ist weder das eine noch das andre. Künstler bringen auch dem Schönen manchen Genuß zum Opfer; und wer das Schöne bloß als Gegenstand des Genießens dächte, der würde es sehr erniedrigen und verfälschen.

§. 10. Wie nun jeder Kunstlehre ein Theil der allgemeinen Aesthetik entspricht, der zu ihr die Vorbilder enthält: so auch stützt sich die Tugendlehre auf die ursprünglichen Bestimmungen des Löblichen und Schändlichen, oder auf die praktischen Ideen. Es giebt deren mehrere, welche in Hinsicht ihrer Gewißheit von einander unabhängig sind, indem sich jede auf ein eignes Urtheil des Beyfalls oder Misfallens gründet. Eine darunter ist die Idee des Rechts; die aber, ungeachtet ihrer Selbstständigkeit,

doch nur in Verbindung mit den übrigen zweckmäßig kann betrachtet werden; weil die Vorschriften zu ihrer Befolgung unbrauchbar werden, so bald man sie abgesondert aufstellen will. Daher giebt es zwar eine philosophische Rechtslehre (gemeinhin Naturrecht genannt); aber aus der Reihe der abgesondert vorzutragenden Theile der Philosophie sollte sie verschwinden, und nur in der Mitte der gesammten praktischen Philosophie ihre Stelle behaupten. Mit dem letztern Namen bezeichnen wir denjenigen Theil sowohl der allgemeinen als angewandten Aesthetik, welcher die Bestimmungen des Löblichen und Schändlichen sammt den daraus entspringenden Vorschriften enthält.

Allgemeine Anmerkung zu diesem Capitel. Es ist viel leichter, von den drey Theilen der Philosophie, der Logik, Metaphysik, Aesthetik, bestimmte Begriffe zu geben, als von der Philosophie selbst im Allgemeinen. Dies rührt daher, weil die Metaphysik zwar und die Aesthetik, durch die besondere Natur ihrer Gegenstände bezeichnet sind; das bloß logische Denken aber auf eine große Menge von Gegenständen kann übertragen werden, die man gleichwohl gar nicht gewohnt ist in die angewandte Logik (wohin sie in philosophischer Hinsicht eigentlich gehören würden) hereinzuziehen: indem bey ihnen, gerade wie bey der Metaphysik und Aesthetik, das Eigenthümliche eines jeden vorzugsweise in Betracht kommt, wornach sie in verschiedene wissenschaftliche Fächer vertheilt werden. Am meisten Schwierigkeit macht die Mathematik, welche mit der Philosophie darin übereinkommt, daß sie mit der Auffassung des Gegebenen sich nicht beschäfftigt; und welche dennoch vom Begriff der letztern soll ausgeschlossen werden. Jedoch, man hat sehr Ursache zu zweifeln, ob der Grund, welcher diese Ausschließung bey der gegenwärtigen Lage der Wissenschaften rechtfertigen kann, der Mathematik wesentlich sey. Freylich sehen wir die Mathematiker nicht mit der Bedeutung der Begriffe, sondern mit Kunstgriffen zur Bestimmung der Größen beschäfftigt; wir sehen sie sogar diejenigen Begriffe möglichst vermeiden, welche ihnen Schwierigkeit machen könnten. (Das unendlich Kleine, die unmöglichen Größen; u. dgl.) Allein sollten einmal die Mittel der Größenbestimmung durchgängig, (was an sehr vielen sich leicht zeigen läßt,) als ungesuchte Folgen aus den Begriffen selbst erkannt werden, so würde Nichts verhindern, daß man die so gestaltete Mathematik als einen Theil der Philosophie betrachtete.

Zweytes Capitel.

Hauptbedingungen des Philosophirens.

§. 11. Man kann zwar über willkührlich gemachte Begriffe philosophiren. Aber da in den drey Wissenschaften, Logik, Metaphysik, Aesthetik, etwas erkannt werden soll: so behandelt man in denselben nur entweder gegebene, oder nothwendig erzeugte Begriffe. Diese muß man demnach zu unterscheiden wissen von allem willkührlichen Denken, Annehmen, Meinen; von Vorurtheilen und Einbildungen.

§. 12. Diejenigen Begriffe, oder Verbindungen von Begriffen, welche zu Anfangspunkten im Philosophiren dienen können, nennt man Principien. Folglich muß ein Princip zwey Eigenschaften haben: erstlich, es muß für sich vest stehen, oder ursprünglich gewiß seyn; zweytens, (da dem Anfange das Nachfolgende entspricht) es muß im Stande seyn, noch etwas anderes, außer sich selbst, gewiß zu machen.

Es ist aber hier die Rede von Principien der Erkenntniß, nicht von Real-Principien, deren Erkenntniß selbst erst als Folge in der Reihe des Denkens muß betrachtet werden.

§. 13. Die allgemeine Angabe der Art und Weise, aus Principien etwas abzuleiten, heißt Methode. Die Methoden selbst sind wiederum allgemeine, und besondere. Jene lehrt die Logik; aber man reicht damit in der Metaphysik und Aesthetik eben so wenig aus, als in der Mathematik oder in irgend einer andern Wissenschaft. Vielmehr führt jede Art von Principien die ihr angemessene Art, eine abgeleitete Gewißheit zu gewinnen, selbst mit sich, und es muß darauf eine ganz vorzügliche Aufmerksamkeit gerichtet werden.

Principien und Methoden also beziehen sich auf einander; und man lernt die einen durch die andern erst

recht kennen. Beyde zusammengenommen sind die unentbehrlichsten Bedingungen des philosophischen Wissens.

Allgemeine Anmerkung zu diesem Capitel. Zu den ersten Bedingungen des Philosophirens zählen viele Neuern vor allem Anderen gewisse Vorkenntnisse von der Natur und Entwickelung des menschlichen Geistes. Der Verfasser hat sich gefragt, ob es nicht wenigstens eine unschädliche Nachgiebigkeit seyn würde, von den gewöhnlichen Gegensätzen zwischen Sinnlichkeit, Verstand, Vernunft, von den Meinungen über das ursprüngliche Selbstbewußtseyn, u. dgl. hier einige historische Angaben einzuschalten. Allein nach wiederholter Ueberlegung bleibt alles Psychologische weg. Man bemerke folgendes: 1) Die Geschichte bezeugt, daß es scharfsinnige Anfänge von Metaphysik gab, als noch die psychologischen Meinungen höchst roh waren. (Man denke z. B. an Demokrits ἀιδῶλα.) Dies beweist schon, daß Psychologie nicht ursprünglich klar, und auch nicht der nächste und natürlichste Gegenstand der Betrachtung ist. 2) Wer in einer Untersuchung über das Gedachte, und die hierin liegenden Schwierigkeiten, abspringt zu einer Reflexion über den Actus des Denkens, der verläßt seinen Gegenstand, den er vielmehr festzuhalten sich gewöhnen sollte. 3) Man geräth durch jede Erwähnung heutiger Psychologie sogleich in das Gleis des Irrthums von den Seelenvermögen, wovon oft auch diejenigen höchst befangen sind, die gar sehr dagegen protestiren. In der That sind die Seelenvermögen nichts als mythologische Wesen; und mit ihrer Hülfe in die Philosophie einleiten, ist nicht besser, als einer christlichen Religionslehre den heidnischen Olymp voranstellen. Einige Schriftsteller haben mit löblicher Vorsicht die Anfänger gewarnt, ja nicht die hypothetische Seelenlehre für definitiv zu halten; allein das verwirrt den Anfänger statt ihn aufzuklären. Endlich 4) ist es durchaus falsch, daß die, in diesem Buche gleich weiter unten folgenden Lehren auch nur im mindesten weniger verständlich wären, weil die psychologische Vorbereitung daran fehlte. Im Gegentheil, jeder Zusatz solcher Art würde Misverständnisse bereiten. Eine lange Praxis hat darüber deutlich genug gesprochen.

Drittes Capitel.

Vom Interesse der Philosophie.

§. 14. Wenn man das Mangelhafte seiner Begriffe von irgend einer Seite her wahrgenommen hat, — und wenn man hört, daß dem Philosophen die gesammte Sinnenwelt nur für Erscheinung gelte, der aber ein Seyendes, und veststehende Gesetze des Geschehens zum Grunde liegen; daß der Natur eine innerliche Erregbarkeit und Erregung, dem menschlichen Geiste entweder absolute Freyheit, oder eine eigne Art von Gesetzmäßigkeit in der Entwickelung alles dessen, was ins Bewußtseyn kommt, dem menschlichen Geschlechte eine fortschreitende Veredlung, sowohl der Individuen, als der Gesellschaften, die ins Unendliche gehn, und die Abkunft des Menschen vom höchsten Wesen immer herrlicher offenbaren müsse, vermöge philosophischer Nachforschungen zugeschrieben werde; wenn man daneben von den Aufregungen der Gemüther Kenntniß nimmt, die im Disputiren über so wichtige Puncte entstanden sind: so wird man keinen Beweis mehr verlangen, daß es für die Philosophie interessante Gegenstände gebe; und daß ein starker Reiz vorhanden sey, in Hinsicht derselben das Gewisse vom Ungewissen sondern, oder wenigstens die Gründe der verschiedenen streitenden Systeme kennen und beurtheilen zu lernen.

§. 15. In der That werden die Meisten zu der Philosophie dadurch hingezogen, daß sie über irgend einen, ihnen wichtigen Gegenstand Aufschluß von derselben erwarten. Allein das Interesse der einzelnen Gegenstände ist weder das einzige, noch das ersprießlichste für das Studium. Wer die Philosophie von einer besondern Seite lieb gewonnen hat, dessen Untersuchungen werden einseitig, und um so mehr dem Irrthum ausgesetzt, je mehr er zu einem bestimmten Ziele hineilt, mit Vernachlässigung der Vorkenntnisse. Sehr selten ist dasjenige, was man

am meisten zu wissen wünscht, zugleich das, was sich am ersten erforschen läßt.

Jemehr hingegen die Form der Untersuchung interessirt, um desto wachsamer wird die richtige Form des Denkens beobachtet, und um desto sicherer also die Bedingung der Erkenntniß erfüllt.

Anmerkung 1. Nach Kant sind Gott, Freyheit, und Unsterblichkeit die drey Gegenstände, auf deren sichere Erkenntniß (oder wenigstens auf einen gesicherten Glauben daran,) die Hauptabsicht der Philosophie gerichtet ist. Wer würde hierin nicht gern mit ihm übereinstimmen? Besonders da er mit preiswürdiger Vorsicht sich hütete, daß nicht der Wunsch, zu diesen Zielpuncten zu gelangen, die Gründlichkeit der Untersuchung aufheben möge. Und dennoch ist ein solcher Schaden keinesweges vermieden worden. Kant selbst täuschte sich über die Freyheit; er verwechselte sie mit der Absolutheit der sittlichen Urtheile; er legte in den Willen die Autonomie, die nur der willenlosen Billigung und Misbilligung zukommt; er verdarb sich den Causalbegriff, um ihn auf Erscheinungen zu beschränken; er gab das zeitliche Leben des Menschen einer Naturnothwendigkeit Preis, die alle wahre Veredelung, ja alle Besserung ausschließt. (Vergl. unten §. 107 und 109.) So geschah es, weil das Interesse an dem Gegenstande den Denker verleitete. Seine Nachfolger erfanden gar eine absolute Erkenntniß, durch welche die Ueberzeugung von Gott und Unsterblichkeit gegen alle Zweifel geschützt werden sollte, — in der That aber allen Zweifeln mehr als jemals Preis gegeben ist, weil kein nüchterner Denker an der eingebildeten absoluten Erkenntniß Theil nehmen kann, wohl aber ganz klar vor Augen sieht, wie diese Einbildung als ein Kind des Zeitalters entstanden ist.

Anmerkung 2. Viele finden auch die Philosophie darum interessant, weil sie mit Hülfe derselben richtiger und bestimmter über die Angelegenheiten der Zeit, besonders des Staats und der Kirche, glauben urtheilen zu können. Nun ist zwar gewiß, daß derjenige seinem Urtheile am meisten trauen darf, der am meisten und am tiefsten gedacht hat, falls er nämlich hiemit Erfahrung und Beobachtungsgeist verbindet. Allein auch hier müssen sich die philosophischen Resultate von selbst darbieten; sie müssen nicht gesucht, nicht erschlichen werden; und der Denker muß sie zu seinem eignen Gebrauche behalten, niemals aber unternehmen, unmittelbar auf das Zeitalter einzuwirken. Das ist eine Anmaaßung, so lange als noch die verschiedenen Systeme der Philosophie einander wider-

sprechen. Und die Folge ist, daß Staat und Kirche anfangen, die Wissenschaft zu fürchten, und deren freie Ausbildung zu beschränken. In diese Gefahr wird zu allen Zeiten jeder einzelne Philosoph die übrigen setzen, sobald er vergißt, daß nicht die Zeit, sondern das Unzeitliche, sein eigentlicher Gegenstand ist. Nur die höchste Anspruchlosigkeit kann den Denkern ein so ruhiges, äußeres Leben sichern, als nöthig ist, um der Speculation ihre gehörige Reife zu geben. Und nur vereinigte Kräfte, gleich denen der heutigen Mathematiker und Physiker, die sich Jeder ganz auf ihre Wissenschaft legen, und die meistens einträchtig zusammenarbeiten, — können eine so große Wirkung hervorbringen, die heilsam, und von selbst, allmählig, und durch viele Mittelglieder, auf das Ganze der menschlichen Angelegenheiten übergeht.

§. 16. Das formale Interesse der Philosophie ist zugleich dasjenige, welches auf die übrigen Studien am wohlthätigsten wirkt. Denn es läßt die Philosophie als den Mittelpunkt erblicken, in welchem sich alle übrigen Wissenschaften gleichsam begegnen, um sich unter einander zu verknüpfen. Hier ist der Zusammenhang der Grundbegriffe zu suchen, an deren jeden sich weiterhin eine ganze Masse des Wissens anschließt. Jedes Studium einer andern Wissenschaft ist in irgend einer Rücksicht mangelhaft, wenn es nicht auf Philosophie hinleitet; aber das Studium der Philosophie ist noch viel mangelhafter, wenn es das Interesse für andre Studien nicht begünstigt. Durch die Ahndung einer noch unbekannten Einheit alles Wissens, und durch ein lebhaftes Bestreben diese zu erkennen, pflegt philosophischer Geist sich zuerst anzukündigen; der freylich sich darum noch gar nicht auf sich selbst verlassen darf, indem vielmehr diese Geistesrichtung die Gefahr vielfältiger Irrthümer mit sich führt. Die Erläuterungen hiezu werden sich weiterhin von selbst ergeben.

Anmerkung. Die Speculation scheint mannigmahl eine Richtung zu nehmen, welche dem Interesse des Menschen zuwiderläuft. Hierüber ist dreyerley zu merken: 1.) die Natur der Dinge richtet sich nicht nach unsern Wünschen, und es ist eine Unredlichkeit ohne Zweck, sich die Wahrheit verhehlen zu wollen. 2.) Ueber das praktische Interesse gewisser Lehren giebt es eben so große Irrthümer, als über

theoretische Wahrheit. Die Kantische Freyheitslehre zum Beyspiel wurde für unentbehrlich zur Moralität der Handlungen gehalten, während sie vielmehr in Beziehung auf alle einzelnen Handlungen und Entschließungen im Leben, dem vollkommensten Fatalismus gleich gilt, und jedes Streben nach Verbesserung zur Thorheit macht. So giebt es auch Lehren von Gott, nach welchen er nicht bloß der Höchste, sondern Alles allein ist; die gleichwohl Nichts von Güte, Weisheit, Gerechtigkeit Gottes übrig lassen, und dem absichtlichen Rathschluß nicht die mindeste Macht einräumen. 3.) Damit man unbefangen denken könne, ohne seinen Gefühlen zu schaden, muß man das Denken stets als einen bloßen Versuch betrachten und es ganz absondern von den Ansichten, an welchen die Sittlichkeit des Charakters zu hängen scheinet; — bis in reifern Jahren beydes sich von selbst vereinigt. Voreiliges Reformiren schadet im eignen Innern eben so, wie in der Außenwelt und im bürgerlichen Leben.

Viertes Capitel.

Skepsis unter Voraussetzung der gemeinen Welt-Ansicht.

§. 17. Die Einleitung in die Philosophie, wollte man sie in ihrer Art vollständig, und ohne Rücksicht auf zugemessene Zeit des Vortrags, ausführen, würde als Wissenschaft von den philosophischen Problemen können angesehen werden. Indessen wäre eine wissenschaftliche Vollständigkeit nicht zweckmäßig, da der dogmatische Vortrag sogleich eintreten kann, nachdem zum Verstehen und freyen Ueberdenken desselben die Empfänglichkeit hinreichend bereitet ist. Hierin aber giebt es offenbar kein genaues Maaß; sondern Versuche und Erfahrungen müssen den schicklichen Umfang der Einleitung bestimmen.

Anmerkung. Man wolle die Einleitung nicht so begränzen, als ob sie irgend eine objective Aufgabe, die ihr eigenthümlich wäre, zu lösen hätte. Ihr Zweck ist subjectiv; Vorbereitung der Anfänger; soweit, damit sie Kraft genug haben, den systematischen Vorträgen zu folgen. Aber auf die natürliche Frage der Anfänger, womit man sie zu beschäftigen gedenke? ist die am nächsten zutreffende Antwort: mit den philosophischen Problemen. Daß hiemit

der Einleitung kein besonderes, ihr ausschließend zugehöriges, Feld angewiesen werde: leuchtet unmittelbar ein; denn die Wissenschaft kann ihre Probleme nicht weggeben. Außerdem muß auch die Einleitung zu den verschiedenen Systemen die Eingänge eröffnen, das heißt, sie muß mit den Problemen zugleich die Anfänge von der Bearbeitung derselben vorlegen. Dadurch giebt sie dem Zuhörer die Freyheit, sich weiterhin nach eignem Sinne in der Philosophie zu versuchen; und das ist die Hauptsache.

§. 18. So nothwendig es ist, daß in der Einleitung die Hauptfragen in ihrer ganzen Schärfe, folglich die Schwierigkeiten, worauf sie sich beziehen, mit ihrem ganzen Nachdruck fühlbar gemacht werden: so scheint dennoch aus verschiedentlich abgeänderten Versuchen hervorzugehn, daß selbst die Aufstellung der Probleme noch einer Vorbereitung bedürfe, um nicht als gar zu schneidend, gar zu sehr die gewöhnliche Ansicht der Dinge umkehrend, anstößig zu werden, und dadurch die ruhige Stimmung, welche dem nachfolgenden Studium des Systems so unentbehrlich ist, vielmehr zu verderben als herbeyzuführen.

Die mildere Betrachtungsart nun, welche nicht geradezu das Ungereimte in der gemeinen Welt-Ansicht aufdeckt, und auf die Hinwegschaffung desselben aus unseren Begriffen dringt, — sondern fürs erste nur das für gewiß gehaltene als ungewiß darstellt, und das Schwankende unserer Meinungen fühlen läßt; dies ist die zweifelnde Ueberlegung, oder die Skepsis. Man kann sie in eine niedere und eine höhere eintheilen. Die niedere bezweifelt bloß, daß die Dinge so beschaffen seyen, wie sie uns erscheinen, in der Meinung nämlich, daß sie statt dessen wohl anders beschaffen seyn möchten; die höhere aber macht selbst die Meinung wankend, daß überhaupt etwas da sey, indem sie den Zusammenhang in unserer Vorstellungsart der Dinge völlig auflößt, oder wenigstens für eine Zeitlang unsichtbar macht.

Uebrigens aber muß man sich schon hier einprägen, daß die Einleitung in die Philosophie eine Gymnastik des Geistes ist, welche keineswegs in der Absicht angestellt

wird, um an den Zweifel zu gewöhnen, und ihn zur herrschenden Gemüthsstimmung zu machen. Vielmehr soll derselbe durch das nachfolgende System beruhigt werden; und hiemit kehren eine Menge gewohnter Vorstellungsarten, nur in gewissen Puncten verändert und ergänzt, zurück; welche angefochten waren eben sowohl um den gemeinen, aber gesunden Verstand zu rechtfertigen, wo es möglich, als ihn zu berichtigen, wo es nöthig ist.

Da nun der Geist des Zweifels nicht herrschend werden soll, so wäre es übel angebracht, lange bei der Skepsis zu verweilen; und wohl gar die bestimmte Aufstellung der metaphysischen Hauptprobleme gleich darauf folgen zu lassen. Hingegen wird die Logik, nebst den Vorbetrachtungen zur praktischen Philosophie, zwischen jenes beides in die Mitte gestellt, eine zweckmäßige Abwechselung gewähren.

Anmerkung. Jeder tüchtige Anfänger in der Philosophie ist Skeptiker. Und umgekehrt: jeder Skeptiker, als solcher, ist Anfänger. Endlich, man soll nicht Anfänger, also auch nicht Skeptiker bleiben. Hierüber einige kurze Erläuterungen.

1.) Wer nicht einmal in seinem Leben Skeptiker gewesen ist, der hat diejenige durchdringende Erschütterung aller seiner von früh auf angewöhnten Vorstellungen und Meinungen niemals empfunden, welche allein vermag, das Zufällige von dem Nothwendigen, das Hinzugedachte vom Gegebenen zu scheiden. Ihm droht thörichter und hochmüthiger Dogmatismus.

2.) Wer in der Skepsis beharrt: dessen Gedanken sind nicht zur Reife gekommen; er weiß nicht, wohin jeder gehört, und wieviel aus jedem folgt. Dies sieht man ganz deutlich an den Häuptern des Scepticismus, an Sextus Empiricus und an Hume. Jener hat mit großem Fleiße eine Menge von Argumenten gesammelt, und sie dem äußern Scheine nach sehr wohl geordnet; dennoch stehn viele nicht in der rechten Verbindung (man wird mehrere davon im vierten Abschnitte dieses Buchs finden;) und nirgends hat Sextus das Gewicht derselben richtig geschätzt. Bald gelten ihm die leichtesten Sophismen zuviel; bald die wesentlichsten Gründe gegen den Sinnenschein zu wenig; so daß er oft bemerkt, er wolle seinen Schlüssen selbst nicht trauen, sondern sie nur als Gegengewichte wider die Lehren der Dogmatiker brauchen. Wäre das, was

er vorträgt, seine eigne Erfindung: so würde er es nicht so herabwürdigen. Aber er lebte in einem Zeitalter, welches den Nachlaß seiner Vorzeit nicht zu benutzen wußte. Von fremden Gedanken und vom Widerstreite derselben gedrückt, werden, auch heut zu Tage noch, Diejenigen fast immer Skeptiker, welche fleißig waren im Lesen, und faul im Denken. Ein trauriger Zustand; dem ein zweckmäßiger Unterricht von Anfang an soviel möglich entgegenarbeitet. — Von Hume wird gleich weiterhin die Rede seyn. Ihn hätte Sextus vielleicht kaum für einen Skeptiker gelten lassen; eher für einen negativen Dogmatiker, gleich den Akademikern. Vergl. den Anfang der Pyrrh. H.

§. 19. Die niedere Skepsis mag mit ganz leichten Fragen beginnen.

Die Thiere haben Augen und Ohren, beynahe wie wir; werden sie aber auch eben so damit sehen und hören wie wir? Gesetzt, sie vernähmen den Schall und die Farbe anders wie wir, welche Wahrnehmung würde die rechte seyn?

Nicht einmal in die Empfindung eines andern Menschen kann man sich hineinversetzen. Bey den Worten roth und blau; süß und sauer; denkt ein Jeder das, was Er empfindet; die Einstimmung in den Worten aber versichert uns nicht der Gleichheit in den Vorstellungen.

Anmerkung. Diesen, und die beyden folgenden Paragraphen mag man nun mit dem ersten Buche von des Sextus Hypotyposis Pyrrhonica vergleichen. Es scheint nicht der Mühe werth, so leichte Sachen hier ausführlicher zu entwickeln. Nur das muß bemerkt werden, daß diese Argumente nicht bloß zum Zweifeln den Grund enthalten, sondern daß sie das ganze bestimmte Resultat des §. 97 ergeben, wo man den Faden, der hier liegen bleibt, weiter fortgesponnen finden wird. Hier sollen bloß die ersten Anregungen gegeben werden, damit dem vierten Abschnitte die Empfänglichkeit des Zuhörers entgegen kommen möge.

Noch ist zu erinnern, daß mit dem §. 21 eine sehr wichtige Reihe von Betrachtungen anhebt, die oft wiederkehren, (nämlich im §. 25, 97, 101, 113,) bis sie in der Metaphysik gehörig ausgeführt werden. (Hauptpuncte d. Met. §. 1, 2, 3, 5.)

Vielleicht ist nicht überflüssig, auch noch auf Cicero's quaestiones academicas hinzuweisen, die freylich nicht den geordneten und bestimmten Vortrag darbieten, wie Sextus Empiricus.

§. 20.

§. 20. Ein und derselbe Mensch bemerkt Abweichungen in der Auffassung seines eigenen Sinnes, welche ihn mistrauisch machen müssen. Die nämliche Sache erscheint anders und anders, je nachdem man sie ansieht. Dieses gilt im sinnlichen, wie im geistigen. Neben oder nach gewissen Farben, Tönen, Speisen sogar und Gerüchen, machen andre einen ungewöhnlichen Eindruck; und nach unserer Laune finden wir die nämlichen Dinge bald lächerlich bald traurig.

Bei genauerer Ueberlegung können wir uns nicht verhehlen, daß eine Menge von Umständen auf unsre Wahrnehmungen und Urtheile Einfluß haben. Der Zustand der Sinne, das Medium der Empfindung, die räumliche Lage der Gegenstände, — die Nebengedanken, welche wir einmischen — den Ton in welchem man uns anredet, die Wendungen des Gesprächs und der Darstellung! Endlich der Unterschied des Schlafs und Wachens. Wir träumen von Traum und Wachen: wer versichert uns, daß wir nicht jedesmal träumen, so oft wir behaupten zu wachen?

§. 21. Wir haben mehrere Sinne, jeder sagt uns auf seine Weise, was die Objecte seyen. Hätten wir noch mehrere Sinne, so würde vielleicht die Summa dieser Aussagen noch größer werden; das nämliche Ding würde für uns mehr Eigenschaften bekommen, ohne daß darum in den wahren Eigenschaften eine Vervielfältigung vorginge. Wie steht es denn um diejenige Vielheit der Eigenschaften, die wir jetzo wahrnehmen? Kommt sie dem Dinge wirklich zu? Und ist etwa das Ding selbst die Summa dieser Eigenschaften? — Wenn nicht: so fragt sich, welcher Sinn denn wohl der innern Natur des Dinges am nächsten kommt? Ob es ein solches ist, wie es schmeckt; oder ein solches, wie es klingt, oder ein solches, wie es aussieht? — Offenbar hat hier kein Sinn einen Vorrang vor dem andern; und eben ihre Menge macht, daß wir Keinem trauen können. —

Diese Zweifel zusammengenommen erinnern uns, daß wir schwerlich ein getreues Bild von dem was die Dinge sind, durch unsre Sinne erlangen. Gleichwohl mögen die Körper im Raume auf irgend eine Weise gestaltet, in der Zeit irgend welchen Veränderungen unterworfen, die Stoffe durch Kräfte ergriffen und behandelt, die Menschen und Thiere von irgend welchen Wahrnehmungen und Gesinnungen erfüllt seyn, wenn wir schon eben so wenig wissen, was für Wahrnehmungen und Gesinnungen, als was für Kräfte, Stoffe, Veränderungen und Gestalten. — Doch der Zweifel kann noch viel weiter vordringen.

Fünftes Capitel.

Höhere Skepsis.

§. 22. Der Hauptgedanke ist hier, daß wir wirklich gar nicht alles dasjenige wahrnehmen, was wir wahrzunehmen glaubten; daß wir es also, wer weiß auf welche Weise und mit welchem Rechte, unwillkührlich müssen hinzugedacht haben.

Anmerkung. Die zunächst folgenden Paragraphen enthalten diejenigen Zweifel, wovon Hume eine Probe gab, indem er den Causalbegriff auf bloße Gewohnheiten reduciren wollte. Kant bemerkte, daß Hume der Consequenz nach viel weiter hätte gehn sollen. In der That ist der Mann, dem die Ehre widerfuhr, zu Kants Untersuchungen eine vorzügliche Anregung zu geben, zu einem dauerhaften Ruhme mehr durch seine historischen Verdienste, als durch seinen philosophischen Geist berechtigt; und wenn er in der öffentlichen Hochschätzung eben so viel gewann, als Locke verlor, so dürfte die spätere Nachwelt darüber ganz anders urtheilen. Ueber die schleichende und umherschweifende Beredsamkeit, die mit nicht geringer Keckheit endigt, (man sehe den Schluß des zwölften Versuchs in Hume's enquiry concerning human understanding.) soll hier nichts gesagt werden; wer den geraden, einfachen Sextus Empiricus daneben legt, der wird den Unterschied des Vortrags bald empfinden. Ueber den Mangel an Gehalt und Kraft in dem ganzen philosophischen Unternehmen, hier nur soviel: Hume fängt damit an, sich in der rohesten

Erschleichung ein Verhältniß zwischen Eindrücken und Begriffen auszusinnen, als ob die letztern Copien wären von jenen, — dasselbe Verhältniß, was er zwischen Dingen und deren Vorstellungen nicht annehmen will. Nun fragt er nach den Eindrücken, welche copirt werden in dem Begriffe des nothwendigen Bandes zwischen Ursache und Wirkung. Natürlich findet er keine. Aber etwas anderes konnte er finden; die Nothwendigkeit, zu der Wirkung irgend eine Ursache zu fordern. Statt dessen kehrt er die Frage um; wie folgt aus der Ursache die Wirkung? Auf diese (verschrobene) Frage ergeht wiederum keine Antwort, wenigstens nicht von Seiten der Erfahrung. Jetzt macht er, mit übel verhehlter Dreistigkeit, seine Unwissenheit zum Princip des Wissens; (man vergleiche den Schluß des vierten Versuchs;) und erhebt die Gewohnheit zur Ursache (!) des an sich nichtigen Causalbegriffs, — wodurch Kant verleitet wurde, die Anwendung desselben auf die Zeitfolge zu beschränken, die mit der Causalität gar nichts wesentliches gemein hat.

§. 23. Wir glauben die Körper wahrzunehmen als ausgedehnt nach Länge, Breite, Dicke. Allein gesehen und gefühlt haben wir nur die Oberflächen; wie nun, wenn Nichts dahinter wäre? — Wollen wir das Innere aufbrechen, aufschneiden: so kommt eine neue Oberfläche zum Vorschein; und wieder eine neue, falls wir auch diese durchdringen wollten um ins Innere zu gelangen. Das Solide entzieht sich immer den Sinnen. Woher denn wissen wir von einem solchem?

Also nur Flächen hätten wir wahrgenommen. Auch dieses ist zu viel behauptet; weder Flächen noch auch nur Linien sind unsern Sinnen gegeben. Denn die Summe des Gefärbten welches wir sahen, oder die Summe des Widerstandes den wir fühlten, ist als bloße Summe überall nichts Ausgedehntes, nichts Gestaltetes. (Hier mag man sich noch aus der Geometrie erinnern, daß ein gegebenes Quantum Länge oder Fläche gar vielerlei Gestalten haben kann; ganz ohne Gestalt aber ist es ein Abstractum, das sich nur verständlich machen läßt, indem man ihm irgend eine Gestalt willkührlich leihet.) Entfernungen müßten wir wahrnehmen, um das Außer-Einander wahr-

nehmen zu können. Aber die leere Entfernung ist nicht sichtbar, sie hat keine Farbe; hinwiederum den farbigten Stellen ist es nicht anzusehn, wie weit sie von einander entfernt sind. Man rücke zwey Körper näher oder ferner: das eigentlich Sichtbare an ihnen bleibt das nämliche.

Anmerkung. In Ansehung dieser sowohl, als der nächstfolgenden Zweifel kann man sich im Voraus merken, daß dieselben nur nothwendige Versuche im Denken sind, und daß sie in der Folge gehoben werden. Die Erfahrung ist allerdings auch ihrer Form nach, und zwar in voller Bestimmtheit, gegeben; also z. B. nicht bloß Räumliches überhaupt, sondern in genau begränzten Gestalten und Zwischenräumen ist es gegeben. Vergleiche unten die ersten Paragraphen des vierten Abschnitts. Allein der Zweifel ist äußerst scheinbar, und in vieler Hinsicht von wichtigen Folgen.

§. 24. Es ist leicht, ähnliche Betrachtungen auf die Zeit zu übertragen. Daß zwey Töne einander schneller oder langsamer folgen: wie erfahren wir es? Die leere Zeit zwischen beyden ist nicht hörbar. Das Hörbare sind die Töne; aber niemand wird behaupten, daß in dem Klange selbst die Distanz des einen vom andern vernommen werde; oder daß die veränderte Distanz den Klang veränderte. — Dasselbe gilt von allem, was wir in bestimmter Succession wahrzunehmen behaupten.

§. 25. Zu den allerwichtigsten Bestimmungen der Dinge, welche wir als aus der Erfahrung erkannt allgemein annehmen, gehört die Aggregation ihrer Merkmale. Demselben Metall schreiben wir zu, daß es schwer, dehnbar, klingend, glänzend sey. Hier ist es von neuem nöthig, die Materie des Gegebenen von dessen Form zu unterscheiden. Angenommen, es seyen zwey Metalle in der Erfahrung gegeben, so ist die Summe aller Merkmale von beyden Metallen die Materie des Gegebenen, die Vertheilung dieser Merkmale in zwey

Gruppen aber die Form. Nun beruht auf der Gruppirung, oder auf der Form, ganz wesentlich die Auffassung des Dinges selbst. Wir würden z. B. weder Gold noch Silber erkennen, wenn die Erfahrung es unbestimmt ließe, ob wir die specifische Schwere des Goldes mit der gelben, oder mit der weißen Farbe, ob wir den Klang des Silbers mit der weißen, oder mit der gelben Farbe zu Merkmalen eines Dinges verbunden denken sollten? Wir behaupten allerdings, die Beobachtung lehre, das specifisch Schwerere sey zugleich das Gelbe, das Klingendere sey zugleich das Weiße. Wie lehrt sie denn dieses? — Was sie lehrt und giebt: das sind die einzelnen Merkmale selbst, und nichts anderes. Diese müßten also die Nachweisung der Gruppirung in sich enthalten. Aber Niemand kann behaupten, man fühle mit der Schwere, und durch dieselbe, die Nothwendigkeit, dieses Schwere zugleich für gelb zu halten; oder man sehe mit der gelben Farbe, und durch dieselbe, die Nothwendigkeit, das Gelbe für so und so schwer anzuerkennen. Eben so wenig weiset uns beym Silber der Klang auf die Farbe, oder die Farbe auf den Klang. Wie in diesem Beyspiele, so in Hinsicht aller Dinge mit einer Mehrheit von Merkmalen. Wir haben zwar die Merkmale, aber nicht ihre Vereinigung wahrgenommen. Wir behaupten dennoch eine Vereinigung, und zwar bestimmt diese und keine andre. Da sie nicht wahrgenommen ist, so muß sie hinzugedacht seyn, wir wissen aber nicht wie noch mit welchem Rechte.

Anmerkung. Der Inhalt des vorhergehenden Paragraphen ist selbst von geübten Denkern viel zu wenig erwogen worden. Man muß es Locken zum besondern Verdienst anrechnen, daß er sehr nachdrücklich und wiederholt die Leerheit unserer Begriffe von Substanzen, und die gänzlich zufällige Anhäufung der sinnlichen Merkmale rügt, durch die wir jene zu erkennen glauben. (Man sehe Locke's Versuch über den menschlichen Verstand, Buch II, Cap. 23, und andre Stellen.) Dagegen contrastirt sehr übel die Unbehutsamkeit, mit der die Wolffische Schule die Mehrheit von Attributen und Modi-

fications in der Einheit der Wesen ganz unbedenklich vorausetzt. Man sehe z. B. Alexander Baumgartens Metaphysik, §. 37, u. f., welches Buch hier deshalb angeführt wird, weil es zu einer kurzen Uebersicht der Leibnitzisch-Wolffischen Philosophie, so wie sie in den Schulen ausgebildet wurde, (nicht zur nähern Bekanntschaft mit Leibnitzen selbst, den man vielmehr aus seinen eignen Schriften studiren muß,) vorzüglich bequem ist.

§. 26. Hieher gehört auch die Ueberlegung, wiefern man aus der Erfahrung (z. B. durch physikalische Experimente) lernen könne, daß gewissen Veränderungen gewisse Ursachen zugehören. Gesetzt, man nehme wahr, daß auf das Anschlagen des Stahls an den Kiesel ein Funke erfolge: so hat man höchstens die Zeitfolge (und dies wäre nach §. 24. schon zuviel eingeräumt,) aber nicht den nothwendigen Zusammenhang der Ursache mit der Wirkung wahrgenommen; nicht das Eingreifen des Wirkenden in das Leidende.

Anmerkung. Räumt man hiebey ein, daß die Zeitfolge gegeben sey, (und man muß es in der That einräumen, gemäß der Anmerkung zu §. 23,) so befindet man sich auf dem Standpuncte des Hume. Unter dieser Voraussetzung muß man auch das einräumen, daß die Identität des veränderten Gegenstandes vor und nach der Veränderung, in der Erfahrung gegeben sey. Dies geschieht zwar genau genommen nur dadurch, daß die spätere Auffassung (nach der Veränderung) sich mit der frühern, von ihr reproducirten oder festgehaltenen, vereinigt; allein ohne dies gäbe es gar keine Zusammenfassung des Successiven, mithin auch nicht einmal eine Wahrnehmung der Succession. Ist aber die Identität des Gegenstandes, zugleich mit der Veränderung in einigen seiner Merkmale, gegeben: so ist auch der Widerspruch gegeben, von dem tiefer unten, im vierten Abschnitte, weiter die Rede seyn wird; und es ist bloße Gedankenlosigkeit, diesen Widerspruch nicht zu bemerken. In der That fühlt ihn der gemeine Verstand sehr gut; daher der Causalbegriff.

§. 27. Vielweniger können die zweckmäßigen Formen der Natur-Gegenstände sich der Frage entziehen, ob die Zweckmäßigkeit wahrgenommen, oder hinzugedacht sey? — Hier ist es am leichtesten, sich an die Ansicht ernstlich zu gewöhnen, die Formen seyen nur hinzugedacht; doch

muß man der Consequenz gemäß über diese Formen nicht anders entscheiden, wie über die vorigen.

§. 28. Alle unsre Vorstellungen schreiben wir Uns selbst zu; wir sehen sie an als in unserem Bewußtseyn verbunden. Können wir denn wohl dieses Band wahrnehmen? — Die Vorstellungen selbst geben sich (wenigstens dem bey weitem größten Theile nach) eben so wenig als Verbundene zu erkennen, wie die einzelnen Merkmale Eines Dinges auf ihre Aggregation hinweisen. Was aber die Vorstellung Ich anlangt, die wir an alles unser Vorgestelltes, als an das Uebrige, gleichsam von außen anheften können, um es dadurch, als ob es von Einem Gefäße umfaßt wäre, anzusehen: von diesem Ich wird tiefer unten gezeigt werden, daß es offenbare und vielfältige Widersprüche enthält; vorläufig kann man sehr leicht bemerken, daß man nicht eigentlich wisse, was man vorstellt, indem man sich vorstellt; weil hier eine Menge von Zufälligkeiten abzusondern sind, nach deren Weglassung nichts deutliches übrig bleibt.

Anmerkung. Kant bemerkte, daß die Einheit des Bewußtseyns die Bedingung sey, unter welcher allein das Mannigfaltige einer gegebenen Anschauung sich in den Begriff eines Objects vereinigen könne. Das: Ich denke, sagt er, muß alle meine Vorstellungen begleiten können, sonst würden sie nicht durchgängig mir zugehören. — Unglücklicherweise knüpfte Kant hieran einen großen Irrthum, indem er die Verbindung der Vorstellungen (ohne Beweis) von einer Handlung der Synthesis, und einem Bewußtseyn dieser Synthesis, ableiten wollte. Hierin liegt der erste Anlaß mannigfaltiger Verirrungen in der neuesten Philosophie; indem sowohl Reinhold als Fichte den nämlichen Irrthum immer weiter trieben, und dadurch den Gipfel zu erreichen meinten, von wo aus sich alle Philosophie müsse überschauen und bestimmen lassen. Man vergleiche die ersten Grundsätze in Reinholds Theorie des Vorstellungsvermögens, und in Fichte's Wissenschaftslehre mit dem §. 16 u. f. f. in Kant's Kritik der reinen Vernunft. In meinem Lehrbuch der Psychologie gehören hieher die §§. 21, 136, 194 u. s. w.

§. 29. Man kann von dem Ursprunge der Formen unserer Vorstellungen allerley Meinungen fassen, und man

hat sie gefaßt: aber die gerade und natürliche Folge aus dem Vorgetragenen ist der Zweifel, ob nicht die sämmtlichen Formen, welche wir für wahrgenommen hielten, und dennoch beim Durchsuchen des Wahrgenommenen nicht auffinden konnten, leere Einbildungen sind, von welchen sich loszumachen, der erste Schritt zur Weisheit sey? — In diesem Falle müssen wir bekennen, daß die ganze Natur ja unser eignes Selbst, zerstört vor uns liege, weil alle Merkmale, an welchen wir die Dinge und uns selbst erkannten, aus ihren Fugen gewichen sind.

Hofft man von diesem, in der That unerträglichen Zweifel sich zu befreyen: so muß zu allererst das Factum wiederum vestgestellt werden, daß jene Formen wirklich wahrgenommen werden. Eine viel spätere Frage ist, wie diese Wahrnehmung möglich sey? Jenes gehört in den Anfang der allgemeinen Metaphysik; *) das letztere in die Psychologie.

§. 30. Die Skepsis, so wie sie bisher dargestellt worden, bezieht sich auf die Principien, indem sie zweifelt, ob veste Anfangspunkte unseres Wissens überall zu finden seyen. Man kann damit noch Betrachtungen verbinden, welche zweifelhaft machen, ob im Fall, daß Principien wirklich vorhanden wären, sich Methoden für ein fortschreitendes Denken würden finden lassen.

Erstlich: Der leichteste, und vielfältig eingeschlagene Weg des fortschreitenden Denkens ist die Induction. Diese bildet allgemeine Sätze aus dem, was in vielen Erfahrungen sich gleichmäßig wiederholt. Prüft man aber die Gewißheit und den Gehalt solcher allgemeinen Sätze: so sieht man sogleich, daß sie entweder nichts mehr ausdrücken als nur die Summe der einzelnen Erfahrungen; und dann liefern sie höchstens eine bequeme Uebersicht,

*) Man kann hiebey meine Hauptpuncte der Metaphysik, S. 17. 18. vergleichen.

aber keine neue Kenntniß; oder daß sie mehr enthalten sollen, als den abgekürzten Ausdruck der bestimmten Menge von Erfahrungen, denen sie abgewonnen wurden; und dann ist dieses Mehr eine offenbare Erschleichung; wofern nicht irgend ein neuer Rechtsgrund hinzukommt, durch allgemeine Erfahrungssätze die Summe der wirklich gemachten Erfahrungen zu überschreiten.

Anmerkung. Der Gegenstand, von welchem hier, und in dem folgenden Paragraphen die Rede ist, kann hier, im Anfange der Einleitung, nur berührt, nicht ausgeführt werden. Es ist zwar sehr leicht zu verstehn, daß Kant (im Anfange der Kritik der reinen Vernunft) analytische Sätze, deren Prädicat schon im Subjecte liegt, unterschied von synthetischen, die im Prädicate einen neuen Begriff, entweder a posteriori oder a priori, herbeyführen, und im letztern Falle durch bloßes Nachdenken unsere Erkenntniß erweitern sollen. Allein das Unbefriedigende und Gehaltlose einer bloß analytischen Art zu philosophiren (dergleichen großentheils die ältere Schul-Philosophie war, z. B. die Wolffische), kann und soll ein Anfänger noch wenig empfinden; ihm bringt eine solche Lehrart immer noch den Gewinn, seine Gedanken zu verdeutlichen; woran es neuerlichst selbst einigen nahmhaften Schriftstellern gar sehr zu fehlen scheint. Ueberdies wird die Frage von der Möglichkeit der Demonstration immer nur in dem Maaße richtig beantwortet werden, als man die Principien gehörig auffaßt, und ihnen die Möglichkeit ansieht, sie in Untersuchungen zu bearbeiten. Fehlt es daran, und das ist meistens der Fall, so helfen alle Untersuchungen über die Form der Wissenschaft zu gar nichts; sie sind nur eine Aussaat von Misverständnissen.

§. 31. Zweitens: ein Rechtsgrund zu einer Synthesis a priori scheint kaum denkbar. Denn was ein jedes Princip an Erkenntniß und Gewißheit enthalten mag, das ist, so scheint es, sein eigner Inhalt; es läßt sich aber gar nicht absehen, wie diese Gewißheit, sich selbst überschreitend, eine andere und von ihr verschiedene ergeben sollte. Gesetzt, dies geschähe, so wäre das sich selbst überschreitende Wissen sich selbst nicht gleich; es wäre ein anderes vor dem Ueberschreiten, ein anderes im Ueberschreiten, ein anderes nach dem Ueberschreiten; es wäre also im Widerspruch mit sich selbst.

§. 32. Das eben erhaltene Resultat, weit entfernt, die Hoffnungen der Philosophie niederzuschlagen, ergiebt vielmehr, in Verbindung mit dem im §. 29. erwähnten Factum den wahren und bestimmten Aufschluß über die Möglichkeit der Metaphysik. Nämlich die Formen der Erfahrung sind wirklich gegeben; aber sie sind von der Art, daß sie widersprechende Begriffe liefern. Indem diese Widersprüche im Denken verbessert werden, erweitert sich die Erkenntniß; und die Methode besteht also zugleich in einer Berichtigung und einer Ergänzung der Principien. Die Beweise dessen, was hier historisch gesagt ist, können aber erst am Ende der Einleitung, und zum Theil erst in der Metaphysik selbst, ihren Platz finden. In der letztern ist auch die Erklärung von dem fortschreitenden Denken in der Mathematik zu suchen, welches großentheils durch die mannigfaltigen, in den Größenbegriffen enthaltenen Beziehungen möglich wird.

§. 33. Wenn aber Jemand aus den angegebenen Zweifeln keinen Ausweg findet, wenn er sie vielleicht nicht einmal vollständig durchschaut; oder endlich sie ganz ignorirt; so muß dieses auf alles sein Denken, und auf seine ganze Ansicht von der Welt einen entscheidenden Einfluß haben. Sogar auf das Praktische wird dieser Einfluß sich erstrecken. Denn wer nichts gewiß zu wissen glaubt, der getraut sich weder, die Dinge zu behandeln, die er dabey als bekannt voraussetzen müßte, noch die Grundsätze festzustellen, nach denen er sie behandeln sollte. Das letztere jedoch ist, in Hinsicht der ersten Grundsätze, keine nothwendige Folge, sondern nur eine Schwachheit der Menschen. Denn die ästhetischen Urtheile, auf welchen die praktische Philosophie beruht, sind unabhängig, wie oben bemerkt (§. 8.), von jeder Realität irgend eines Gegenstandes; so daß sie selbst mitten unter den allerstärksten metaphysischen Zweifeln mit einer unmittelbaren Gewißheit hervorleuchten.

Wer aber die Zweifel entweder nicht in ihrer Stärke kennt, oder wer sie überwunden hat, wird sich ein System der Philosophie zu bilden unternehmen können. Des angegebenen Unterschiedes wegen zerfallen die Systeme im Allgemeinen in Empirismus und Rationalismus, jene jenseits, diese dießeits des Zweifels, nämlich aus dem Standpuncte der Philosophie als Wissenschaft betrachtet.

Zweyter Abschnitt.

Die Logik.*)

Erstes Capitel.

Von den Begriffen.

§. 34. Unsre sämmtlichen Gedanken lassen sich von zwey Seiten betrachten; theils als Thätigkeiten unseres Geistes, theils in Hinsicht dessen, was durch sie gedacht

*) Einen ganz kurzen Umriß der Logik, zur Andeutung der mir eigenthümlichen Ansichten, habe ich schon meinen Hauptpuncten der Metaphysik beygegeben. Allein das gegenwärtige Lehrbuch mußte alles in sich fassen, was zum vollständigen Leitfaden für meine Vorlesungen gehört. Zu ausführlicher Vertheidigung dessen, worin ich von andern abweiche, vollends der Auslassung unnützer Weitläuftigkeiten, die ich mir gestatte, ist hier so wenig Raum als in jenen Hauptpuncten. Hingegen die nöthigsten Erläuterungen über den sogenannten Satz des Widerspruchs, über die Schwierigkeit der Real-Erklärungen, und die systematischen Eintheilungen, etwas ausgeführtere Lehren von der Classification, und von den Kettenschlüssen, haben ihre Stelle hier gefunden, und meine vorige Darstellung der Lehre von den Urtheilen und Schlüssen ist in der Anordnung verbessert worden. Es kann seyn, daß Manchen mein Vortrag der Logik zu kurz scheint. Ohne der absichtlichen, nach meinen Ueberzeugungen unerlaßlichen Ausscheidung alles Psychologischen, folglich auch der, darin sich verwickelnden, sogenannten angewandten Logik, hier zu gedenken, erinnere ich bloß, daß erstlich, die von Vielen verachtete und verkürzte Syllogistik, von mir mit Sorgfalt behandelt wird; zweytens eine größere Weitläuftigkeit den höchst nöthigen Vorbereitungen zur Metaphysik die Zeit rauben würde; drittens gerade die Logik unter allen Thei-

wird. In letzterer Beziehung heißen sie Begriffe, welches Wort indem es das Begriffene bezeichnet, zu abstrahiren gebietet von der Art und Weise, wie wir den Gedanken empfangen, produciren, oder reproduciren mögen.

Unserm Geiste selbst schreiben wir Verstand zu, (als das Vermögen der Begriffe,) insofern wir unabhängig von Gemüthsbewegungen, unsre Gedanken nach der Beschaffenheit des Gedachten verknüpfen. Daher pflegt man die Logik als Wissenschaft des Verstandes anzusehen. Allein man würde sich sehr irren, wenn man darum in der Logik nur das geringste von der Untersuchung erwarten wollte, nach welchen geistigen Gesetzen es geschehen könne, daß wir uns im Denken nach der Beschaffenheit des Gedachten richten und vest bestimmen, und dadurch uns über das Spiel der Einfälle und Launen erheben. Diese wichtige, aber schwere Untersuchung muß, wie alles, was die geistigen Ereignisse betrifft, der Psychologie vorbehalten bleiben, wo sie allein im rechten Zusammenhange kann angestellt werden. — In der Logik ist es nothwendig, alles Psychologische zu ignoriren, weil hier lediglich diejenigen Formen der möglichen Verknüpfung des Gedachten sollen nachgewiesen werden, welche das Gedachte selbst nach seiner Beschaffenheit zuläßt.

§. 35. Die erste wichtige Folge aus diesen Erklärungen ist der Satz, daß nicht zwey Begriffe vollkommen gleich seyn können, sondern jeder gleichsam nur in einem einzigen Exemplar vorhanden ist. Denn zwey gleiche Begriffe würden sich in Hinsicht dessen, was durch sie gedacht wird, nicht unterscheiden; sie würden sich also als Begriffe überhaupt nicht unterscheiden. Dagegen kann das Denken eines und desselben Begriffes vielmal wiederhohlt, bey sehr verschiedenen Gelegenheiten erzeugt und

len der Philosophie am leichtesten aus Büchern kann studirt werden, unter denen ich nur die Werke von Hoffbauer, Krug und Fries hier nennen will.

hervorgerufen, von unzähligen Vernunftwesen vorgenommen werden, ohne daß der Begriff hiedurch vervielfältigt würde.

Anmerkung. Es ist von der äußersten Wichtigkeit, sich die beyden vorstehenden Paragraphen durch eignes Nachdenken ganz deutlich zu machen, und sich wohl einzuprägen, daß Begriffe weder reale Gegenstände, noch wirkliche Acte des Denkens sind. Der letztere Irrthum ist noch jetzt wirksam; daher halten Manche die Logik für eine Naturgeschichte des Verstandes, und glauben dessen angeborne Gesetze oder Denkformen, in ihr zu erkennen; wodurch die Psychologie gänzlich verdorben wird. Der erstere Irrthum herrschte in der Pythagorischen und Platonischen Schule; in welchen die Figuren, Qualitäten, und Zahlen, (σχηματα και ιδεαι και αριθμοι,) geradehin zu den Elementen der Phänomene gerechnet wurden; (Sextus Pyrrh. H. III, c. 18.) worüber tiefer unten, bey der Platonischen Lehre, das Weitere. Es entstand nun große Verwunderung, wie doch ein einziger Begriff sich mehrern mittheilen könne, ohne sich zu vervielfältigen. Wegen des Misbrauchs, den heut zu Tage die Schellingische Schule vom Platonismus macht, ist sehr zu fürchten, daß manche alte Verirrungen, die ehemals von jenem Puncte ausgegangen sind, sich erneuern werden.

§. 36. Mehrere Begriffe können aber zum Theil gleich seyn, wenn nur jeder auch etwas eigenthümliches und von dem andern abweichendes besitzt. Alsdann entspringen verschiedene merkwürdige Verhältnisse, welche diesem ersten Capitel der Logik zum Gegenstande dienen.

Erstlich: das Gleiche der mehrern Begriffe ist selbst als Begriff zu betrachten, und in so fern nur Eins. Dieser Eine Begriff findet sich nun in jedem der mehrern als gemeinschaftliches Merkmal; und die mehrern Begriffe stehen zu ihm im Verhältnisse der Unterordnung.

Zweytens: das Ungleiche, als solches, bildet einen Gegensatz, indem von dem Eigenthümlichen eines jeden, verglichen mit dem des andern, zu sagen ist, dieses sey nicht jenes, und jenes nicht dieses.

Wir wollen das Verhältniß des Gegensatzes zuerst in Betracht ziehen, und genauer bestimmen.

§. 37. Der eben erklärte Gegensatz ist bloße Verschiedenheit, oder Nicht-Einerleyheit. Man muß aber als ein merkwürdiges Factum hier erwähnen, daß unter sehr vielen Begriffen sich ein solcher Gegensatz findet, wobey die Verschiedenen unvereinbar sind. Der Cirkel und das Rothe sind nicht einerley; indessen kann das Rothe gar wohl in Cirkelgestalt erscheinen; hingegen der Cirkel und das Viereck sind unvereinbar, indem der eine Gedanke den andern aufhebt.

Zwey unvereinbare Begriffe bilden nicht bloß eine Summe, sondern auch einen Contrast. Sie nöthigen zur Vergleichung, eben weil sie einander das Gedacht-Werden streitig machen, dagegen bey den bloß verschiedenen ihr Zusammenkommen im Denken unbemerkt bleiben kann.

§. 38. Die bloß verschiedenen sind disparate Begriffe; die unvereinbaren, deren aber jeder unabhängig vom andern gedacht werden kann, stehn in conträrem Gegensatz. Die disparaten sowohl als conträren ergeben noch den contradictorischen Gegensatz, zwischen a und non a, b und non b; indem von a und b gesagt wird, jedes sey nicht das andere. Beym contradictorischen Gegensatz kann non a nicht ohne Voraussetzung des a gedacht werden. Derselbe Gegensatz hat immer nur zwey Glieder; der conträre hingegen läßt mehrere in Einer Reihe zu, d. h. solche, die, wegen eines gemeinschaftlichen höheren Begriff's zu diesem in einerley Verhältniß der Unterordnung stehen.

§. 39. Entgegengesetztes ist nicht einerley. Diese Formel heißt der Satz des Widerspruchs. Der Satz erhält seinen Sinn durch die vorausgesetzte Kenntniß der Gegensätze; er selbst lehrt nichts neues. Mit ihm gleichgeltend ist eine andre Formel, der sogenannte Satz der Identität, A=A; eigentlich A ist nicht gleich non A, wo die Negationen einander aufheben, und eine Bejahung

ergeben. Desgleichen das sogenannte principium exclusi medii, A ist entweder B oder nicht B, indem ein Drittes, sofern es von B unterschieden würde, zusammenfiele mit non B, und wenn man es von non B unterscheidet, einerley ist mit B; sollte es aber Beyde vereinigen, einen Widerspruch enthalten würde. — Der Satz des Widerspruchs findet sich, bestimmt ausgesprochen, schon beym Platon; (Phaedo p. 234 ed. Bip. μηδεποτε εναντων εσαι ἑαυτῳ το εναντιον.) Uebrigens ist er oft unrichtig so ausgedrückt worden, als ob er sich auf Dinge als solche, wohl gar mit Einmischung von Zeitbedingungen bezöge; während er bloß Begriffe als solche betrifft. Zu merken ist nur, daß zu einem Widerspruche genaue Identität des einander Widersprechenden erfordert wird. Denn sonst können sich Entgegengesetzte auf mancherley Weise beysammen finden. Sollten sie aber Eins und dasselbe seyn, so daß auf die Frage: was oder welcherley ist dies Eine? geantwortet werden müßte, es ist solches und auch ein anderes, folglich nicht solches, — also solches und nicht solches einerley, nämlich die eine Bestimmung des Was jenes Einen, — alsdann ist der Widerspruch vorhanden. Und allerdings findet dieser Fall bei mehreren höchst wichtigen Begriffen statt, deren Widersprechendes der gemeinen Aufmerksamkeit entgeht. Schon die Mehrheit disparater Begriffe kann einen Widerspruch da hervorbringen, wo die Natur der Sache eine strenge Einheit (die keine Vielheit in sich schließe) erfordert. Hingegen wo es erlaubt ist, die Einheit einer Summe anzunehmen, da kann diese Summe ein solches und ein anderes enthalten, und der gemeine Sprachgebrauch wird dies oft so ausdrücken: dieses Ding ist ein solches und auch ein anderes, z. B. dies Kleid ist roth und blau; diese Speise ist süß und sauer; dieses Ereigniß ist zugleich erfreulich und traurig. Hier bewirkt selbst der conträre Gegensatz keinen Widerspruch. Es kommt also alles auf die Art der Einheit an, welche gefordert wird.

Anmer-

Anmerkung. Wolff stellte den Satz des Widerspruchs, und mit ihm den sogenannten Satz des zureichenden Grundes, an die Spitze der Ontologie. Das war natürlich in einer Zeit, wo man glaubte, sich mit dialektischen Werkzeugen möglichst versorgen zu müssen, um in Demonstrationen soweit als möglich zu kommen. Aber diese Werkzeuge halfen nichts, weil man die Probleme der Metaphysik und die Principien der praktischen Philosophie verkannte; auch sind Tautologien, wie der Satz des Widerspruchs und seine ganze Familie, schlechte Werkzeuge in jedem Falle. Wegen des Mislingens jener falsch angelegten Demonstrationen hat unsre Zeit einem eben so thörichten Mistrauen gegen alle Demonstration, Raum gegeben. — Kant verlegte jene Sätze in die Logik, wo sie auch unnütz sind; Fichte verfiel auf eine unglückliche Spielerey damit, bey Gelegenheit seiner Untersuchung über das Ich im Anfange der Wissenschaftslehre; unter vielen verkehrten Nachahmungen die verkehrteste ist die des Herrn Eschenmayer in seiner Psychologie, wo er das principium exclusi medii verdrängen will durch dessen gerades Gegentheil, ein pr. tertii intervenientis, nach welchem, um zwey Gegensätze auszugleichen, ein Drittes dazwischen kommen soll. — Der Leipziger Recensent dieses Buchs will den Satz des Widerspruchs so ausdrücken: Entgegengesetztes giebt keinen Begriff. Dies ist ganz falsch. Ohne Zweifel ist $\sqrt{-1}$ ein Begriff, und zwar ein ganz bestimmter, obgleich unmöglicher; an dessen Stelle man nicht $\sqrt{-2}$ setzen darf. Mit unmöglichen Begriffen muß man in der Mathematik zu rechnen, in der Metaphysik richtig zu denken verstehn. — Der Satz des Grundes wurde von Leibnitzen eingeführt; aber mit unzulässiger Vermengung von drey höchst verschiedenen Bedeutungen, deren keine zu einem Grundsatze taugt. Ce principe est celui du besoin d'une raison suffisante, pour qu'une chose existe, qu'un évenement arrive, qu'une verité ait lieu. (Am Ende des fünften Schreibens gegen Clarke.) Die erste Bedeutung verschwindet durch richtige Bestimmung des Begriffs vom Seyn; die zweyte erfordert eine weitläuftige Untersuchung über den Causalbegriff, und endet in die Theorie von Störungen und Selbsterhaltungen; die dritte ist entweder leer und nichtig, oder sie führt auf die schwere Frage: wie eine Erkenntniß, aus sich heraus gehend, eine von ihr verschiedene begründen könne? Hierüber sehe man den Anfang meiner Hauptpuncte der Metaphysik. Dort, und nicht hier, haben alle diese Fragen ihre Stelle.

§. 40. Für das Verhältniß der Unterordnung hat die Logik eine Menge von Kunstworten. Inhalt und Umfang;

Gattung und Art; höhere und niedere Begriffe, jene enthalten in diesen, diese unter jenen; Abstraction und Determination; Subordination und Coordination. Der Inhalt eines Begriffs ist die Summe seiner Merkmale; der Umfang, die Menge der andern Begriffe, worin jener als Merkmal vorkommt; dergestalt, daß der Inhalt wächst wie der Umfang abnimmt, und rückwärts. Setzt man der Gattung, dem höheren Begriffe, Ein Merkmal zu, so kommt man durch Determination zur nächsten Art; rückwärts durch Abstraction zur nächsten Gattung. Coordinirte Begriffe sind einem höhern auf gleiche Weise subordinirt.

§. 41. Die Angabe des Inhalts eines Begriffs, indem sie ihn in seine Merkmale zugleich zerlegt und daraus zusammen setzt, ist seine Definition. Er wird dadurch verdeutlicht, (man sehe die Erklärung der Logik gleich im Anfange dieses Buchs); und zwar nicht bloß durch Heraushebung einzelner Merkmale, die sich am leichtesten erkennen lassen (welches übrigens oft ein vortreffliches Hülfsmittel ist, wo man nicht auf einmal vollständige Deutlichkeit erreichen kann): sondern durch Angabe solcher Merkmale, welche zusammengenommen dem Inhalte gleich sind.

Hat nun ein Begriff mehr als zwey Merkmale: so scheint etwas willkührliches darin zu liegen, ob man ihn in alle einfachen Merkmale auflösen, und deren Summe angeben, oder wieviele der Merkmale man als Einen Begriff zusammennehmen will, um aus solchen schon zusammengesetzten Begriffen den noch mehr zusammengesetzten zu bestimmen. Oft entscheidet hierüber die Sprache, indem sie gerade für eine gewisse Zusammenfassung von Merkmalen einen völlig verständlichen Ausdruck darbietet. Kommt es darauf an, ein gewisses Verhältniß der Unterordnung bemerklich zu machen, so richtet sich darnach die Definition. So wird die systematische Stelle eines Begriffs am besten durch genus proximum und differentiam

specificam ausgedrückt. Ueberhaupt muß hierbey die Absicht der Definition zu Rathe gezogen werden, indem die Richtung der Aufmerksamkeit von derjenigen Zerlegung des Begriffs abhängt, welche die Definition bezeichnet.

§. 42. Zu dem wichtigsten, was über die Definitionen gesagt werden kann, gehört die Unterscheidung der Nominal- und Real-Definitionen. Die erstern erklären den Sinn eines Wortes, sie lassen aber zweifelhaft, ob ein solches Wort mit solchem Sinn überall einen wissenschaftlichen Werth habe, oder ob es bloß in den willkührlichen oder doch individuellen Gedanken dessen seinen Sitz habe, der das Wort in diesem Sinne gebraucht. Aber die Real-Definitionen entwickeln die Merkmale eines gültigen Begriffs, (nicht nothwendig eines solchen, der etwas Reales bezeichnet, — von einem Logarithmus giebt es eben sowohl eine Real-Definition im Gegensatz der nominalen, als von einem Hebel.) Die Gültigkeit eines Begriffs besteht darin, daß er aus irgend einer Erkenntnißquelle entsprungen sey, also in einem nothwendigen Denken, das entweder unwillkührlich sich aufbringt (in der Auffassung des Gegebenen), oder das wenigstens zu irgend einem Zwecke, der als solcher anerkannt wird, unentbehrlich ist. Hätte aber etwan der, welcher die Definition giebt, allein diesen Zweck, oder rühmte er sich einer besondern Auffassung des Gegebenen, die niemand sonst in sich wiederfände, so würde er auch seine Definition für sich allein behalten müssen.

Der vielfältige Gebrauch, welchen besonders diejenigen philosophischen Schriftsteller, die mehr im Anordnen fremder Gedanken, als im Erfinden stark sind, von Definitionen machen, nöthigt den Leser zur höchsten Wachsamkeit, daß ihm nicht Wort-Erklärungen ins Gedächtniß geprägt werden, mit der Anmuthung, denselben reale Bedeutung ohne allen Grund zuzugestehn. Es ist unglaublich, wie viele Irrthümer, wie viele übermüthige Einbildungen dadurch sind verbreitet worden und noch verbreitet

werden. Aechte Real-Definitionen sind so schwer zu erreichen, daß man sie da gar nicht erwarten darf, wo die Definitionen massenweise gespendet werden. Wer wirklich bis zu den Erkenntnißquellen zurückgegangen, und wem es gelungen ist, von dort aus die Deduction eines Begriffs zu vollführen: der hat kaum das Bedürfniß, den nunmehr völlig bekannten Gedanken auch noch in die Form einer Definition zu bringen; wenigstens ist dies mehr ein Bedürfniß der Mittheilung als der eigenen Ueberzeugung.

Uebrigens mögen Anfänger immerhin in dem Entwerfen von Nominal-Definitionen sich üben. Sie werden dadurch das deutliche Bewußtseyn dessen was sie eigentlich meinen, nebst einem bestimmten Ausdrucke für dasselbe, — nur aber nicht neue und bessere Einsichten, als sie schon hatten, — gewinnen; und sie dürfen nie vergessen, daß, nachdem die Nominal-Definition gefunden ist, nun gerade die Prüfung bevorstehe, ob der Begriff Gültigkeit habe oder keine.

§. 43. Die Angabe des Umfangs eines Begriffs, vermittelst einer Reihe ihm untergeordneter Begriffe, ist die Eintheilung desselben. Sie erfordert einen Eintheilungsgrund (fundamentum divisionis.) Nämlich die specifischen Differenzen, welche man als determinirende Merkmale (§. 40.) dem einzutheilenden Begriffe zusetzt, um in seinen Umfang herabzusteigen, müssen eine Reihe bilden (§. 38. am Ende) d. h. sie müssen ein gemeinschaftliches Merkmal haben. Dieses Merkmal ist der Eintheilungsgrund, oder dasjenige, worauf die Aufmerksamkeit fortdauernd gerichtet bleiben muß, während man die Theilungsglieder angiebt. Heiße der einzutheilende Begriff A; seine Theilungsglieder a, b, c, d; die specifischen Differenzen, welche in a, b, c, d, als Merkmale stecken, α, β, γ, δ: so ist der Theilungsgrund derjenige allgemeine Begriff, unter welchem, als der Gattung, die Arten α, β, γ, δ, enthalten sind. Folglich ist

der Theilungsgrund selbst ein eingetheilter Begriff, und seine Theilungsglieder sind α, β, γ, δ.

Hieraus folgt, daß jede Eintheilung eine frühere, die des Theilungsgrundes, voraussetzt; und da dieses nicht ins Unendliche gehen kann, daß man sich irgend einmal mit einer minder vollkommenen Eintheilung werde begnügen müssen, nämlich mit einer solchen, bey der kein Theilungsgrund mehr angegeben werden kann.

Ein Beyspiel wird dies klar machen.

Man könnte die Metalle eintheilen nach ihrer Schwere; und die Schwere gäbe demnach hier den Theilungsgrund. Um das zu vermögen, muß zuvor sie selbst eingetheilt seyn, nach ihren verschiedenen Graden, welche eine Reihe bilden, deren gemeinschaftliches Merkmal sie selbst ist. (Die verschiedenen Grade verhalten sich nämlich zu dem allgemeinen Begriffe des Grades überhaupt, wie die niedern Begriffe zum Höhern, oder wie die Arten zur Gattung.) Diese vorausgesetzte Eintheilung der Schwere hat nun noch einen Theilungsgrund, nämlich den Begriff des Grades, oder der intensiven Größe. Aber die intensive Größe ist wiederum eingetheilt mit Hülfe der Zahlbegriffe; und so besitzt also auch diese zweyte vorauszusetzende Eintheilung noch einen Theilungsgrund in dem Begriffe der Zahl überhaupt. Die Zahlen selbst bilden eine Reihe unter dem Begriff der Zahl; schwerlich aber wird Jemand den Ausdruck gebrauchen, die Zahl werde eingetheilt in Eins, Zwey, Drey, Vier, u. s. w. Denn hier läßt sich kein Theilungsgrund mehr angeben. Wollte man sagen, es sey der Begriff des Mehr oder Minder, so ist gerade dieses die eigentliche Bedeutung des Zahlbegriffs selbst; und es ist hier eine ursprüngliche Reihe, welche dem von ihr abstrahirten Begriffe erst Sinn und Bedeutung giebt; indem niemand wissen würde, was Zahl sey, wenn er nicht zuvor wüßte, was Eins, Zwey, Drey, Vier ist. Dieses Begriffes Inhalt beruht demnach auf seinem Umfange. —

§. 44. Sehr häufig lassen sich mehrere Theilungsgründe für einen Begriff auffinden; indem mehr als eine Reihe specifischer Differenzen ihm zur Determination kann zugesetzt werden. Alsdenn scheint eine Willkühr zu entstehen in der Wahl des Theilungsgrundes. In Abhandlungen, die nicht die äußerste systematische Strenge erfordern, wählt man den Theilungsgrund, welcher am zweckmäßigsten befunden wird. Aber in strengen Systemen, wo gar keine Willkühr in dem Fortschritt des Denkens sichtbar seyn darf, muß der Theilungsgrund gerechtfertigt werden, wo nicht vorher, doch nachher. Das heißt, es muß bewiesen werden, man habe mit dem eingetheilten Begriffe, gerade diese und keine andre Reihe von specifischen Differenzen an diesem Orte zu verknüpfen gehabt.

§. 45. Zu diesem schweren Geschäffte kommt noch ein anderes. Es darf kein Zweifel übrig bleiben, daß die Reihe der specifischen Differenzen vollständig sey, denn die Eintheilung soll den ganzen Umfang des Begriffs angeben. Bey einer ganz bekannten, wie die der Zahlen, oder der Winkel, ist hierin keine Schwierigkeit; bey andern Reihen wird sie um so größer.

Hier hilft man sich manchmal mit einer Kette von dichotomischen Eintheilungen, die nach dem, stets vollständigen, contradictorischen Gegensatz gebildet werden. Z. B. A ist entweder a oder nicht a; A, welches nicht a, ist entweder b oder nicht b; A, welches nicht b, ist entweder c oder nicht c. Faßt man diese Eintheilungen zusammen: so kommt heraus: A ist entweder a oder b oder c oder nicht c. Hier enthält das letzte negative Glied das Bekenntniß, man müsse eine leere Stelle offen lassen, weil man die Vollständigkeit der Theilung nicht verbürgen könne. Ueberdies aber erschwert man sich auf diesem Wege das Geschäfft noch dadurch, daß man eine Menge von Theilungsgründen einführt, deren jeder die Frage nach seiner Zweckmäßigkeit aufregt.

Dennoch ist zuweilen diese Methode die einzige brauch-

bare. Sie führt nämlich in dem Falle zum Ziele, wenn man das letzte negative Glied mit Zuziehung anderer Kenntnisse in ein positives verwandeln kann. Im obigen Beyspiele, wenn man weiß: A, welches nicht c, ist allemal d.

§. 46. Das mindeste, was von einer irgend brauchbaren Eintheilung gefordert wird, ist reiner Gegensatz ihrer Glieder. Durch diesen kann sie wenigstens einen Theil des Umfangs eines Begriffs klar vor Augen legen, und dadurch leistet sie einen ähnlichen Dienst, als die Hervorhebung einzelner Merkmale in Fällen, wo die Definition Schwierigkeiten findet. Man weise also den Gegensatz je zweyer Glieder einzeln nach, falls man sich nicht getrauet, auf einmal den Theilungsgrund und die ihm zugehörige Reihe der Differenzen vestzustellen.

§. 47. Die Willkühr im Aufraffen der ersten besten Theilungsgründe, und die Sorglosigkeit im Nachweisen der Vollständigkeit der Glieder, hat die philosophischen Schriften eben so sehr und eben so schädlich von Eintheilungen überfüllt als von Definitionen. Die angewandten Theile der Philosophie, wo der Natur der Sache nach die Eintheilungen häufig seyn müssen, weil hier ein weitläuftiges Detail durch Begriffe soll beherrscht werden, erfordern zu ihrer gehörigen, (nicht populären) Bearbeitung, daß man zuvor alle dabey vorkommenden Begriffs-Reihen aus den Erkenntnißquellen deducirt, und die Nothwendigkeit, sie unter einander zu verflechten, nachgewiesen habe. — Um aber dieses zu vollführen, reicht eine bloße Eintheilung selten hin; vielmehr entsteht ein Gewebe von Begriffen, welches sich in mehrere Eintheilungen, und zwar auf mancherley Weise auflösen läßt.

§. 48. Es seyen gegeben (durch Deduction oder in der Erfahrung) die Begriffs-Reihen

A,	B,	C,	D,	. . .	=	p
α,	β,	γ,	δ,	. . .	=	q
a,	b,	c,	d,	. . .	=	r
		etc.				etc.

welche Reihen unter einander verflochten werden sollen, dergestalt, daß auf alle mögliche Weise mit jedem Gliede aus einer Reihe Ein Glied aus jeder andern Reihe verbunden; und aus den verbundenen Gliedern, als den Merkmalen, ein zusammengesetzter Begriff gebildet werde. Dieses ergiebt Begriffe wie

Aαa	Aβa	etc.	Baa	Bβa	etc. etc.
Aαb	Aβb		Bαb	Bβb	
Aαc	Aβc		Bαc	Bβc	
etc.	etc.		etc.	etc.	

deren vollständige Aufstellung durch diejenige combinatorische Operation erhalten wird, welche man Variiren nennt. Um sogleich ein Beyspiel zu haben, nehme man die grammatischen Flexionsbegriffe, es sey der Declination oder der Conjugation. Für ein Adjectivum würde die Reihe A, B, C, . . . anzusehen seyn als die Reihe der Begriffe masculinum, femininum, neutrum; und p, als der allgemeine Name dieser Reihe, wäre der Begriff des genus; eben so bedeutete q die Reihe des numerus, nämlich α den Singularis, β den Pluralis, oder wenn man will, den Dualis, und alsdann noch γ den Pluralis; desgleichen r die Reihe der Casus, also a den Nominativ, b den Genitiv u. s. w. Bey der Declination des Adjectivs verflechten sich diese Begriffsreihen auf die vorbeschriebene Art.

§. 49. Gesetzt nun, man habe schon die aus jenen Reihen zusammengesetzten Begriffe vor sich liegen, so kommt es darauf an, sie zu ordnen, oder zu classificiren; welches durch mehrere Eintheilungen geschehn wird, die aber auf mehr als eine Weise können gebildet werden. Nach der Anordnung des vorigen §. fielen sie so aus: Jedes Glied der Reihe p wird eingetheilt mit Hülfe der Glieder der Reihe q; die entstandenen Begriffe werden weiter eingetheilt mit Hülfe der Reihe r; und falls es noch eine Reihe s oder mehrere gäbe, so würden sie eine nach der andern zur weitern Eintheilung gezogen werden.

Allein die Folge der Reihen p, q, r, s, . . . ist hiebey im Allgemeinen nicht bestimmt. Wie vielemal man diese Folge verändern kann, so viele neue Stellungen bekommt das System der zusammengehörigen Eintheilungen. Die Combinationslehre giebt die Versetzungszahl für p, q, r, s, . . . Die beste Folge unter den mehrern möglichen ist in der Regel die, wobey die Reihe, welche die wenigsten Glieder hat, voransteht, und die übrigen gemäß der wachsenden Anzahl ihrer Glieder nachfolgen. Denn alsdann werden die Eintheilungen so ausfallen, daß jeder höhere Begriff die größte mögliche Anzahl von niederen unter sich fasse, wodurch die Bequemlichkeit der Uebersicht so groß als möglich wird.

§. 50. Auf die vorstehende Theorie der verschiedenen möglichen Classificationen wird noch mehr Licht fallen, wenn man das Gegenstück der Lehre von den Eintheilungen, nämlich die von der Unterordnung eines gegebenen Begriffs unter seine höheren, genauer erwägt. Wie wir nämlich vorhin fragten nach dem Umfange eines Begriffs, so fragen wir jetzo nach denen Begriffen, in deren Umfange er selbst liegt.

Der gegebene Begriff habe n Merkmale. Läßt man davon eins weg: so entsteht ein höherer Begriff, in dessen Umfange er liegt. Läßt man noch eins weg: so entsteht ein noch höherer Begriff u. s. f., bis nur ein Merkmal übrig bleibt, welches keine weitere Abstraction zuläßt.

Allein man kann auf n verschiedene Weise ein Merkmal weglassen; dieses giebt die Anzahl von n nächst höheren Begriffen, welchen der gegebene sich unterordnen läßt. Die Combinationslehre weiset weiter nach, wie viele Begriffe sich auf jeder höhern Stufe finden werden. Zuletzt bleiben wieder n höchste Begriffe, von deren jedem herab eine fortgesetzte Eintheilung laufen könnte, um den gegebenen aufzunehmen.

§. 51. Wegen des unter den Begriffen so häufigen, fortlaufenden conträren Gegensatzes, vermöge dessen sie

Reihen bilden, wird man sehr gewöhnlich finden, daß jedes Merkmal eines gegebenen Begriffs nur ein Glied einer solchen Reihe sey; ferner, daß die übrigen Glieder dieser Reihen sich ebenfalls zu ähnlichen zusammengesetzten Begriffen verbinden, wie der gegebene war. Durch diese Betrachtung erreicht man die Uebersicht über das System von Begriffen, wozu der gegebene gehört; desgleichen die Kenntniß seiner Stelle in demselben. So schafft ein einziges flectirtes Wort den Ueberblick über die ganze Flection; eine einzige Pflanze weiset auf die ganze Botanik, ein einziges Mineral auf die ganze Mineralogie. Ohne diese Umsicht lassen sich beschränkte Vorstellungsarten kaum vermeiden.

Das wichtigste aber ist, daß man sich gewöhne, nicht jede wissenschaftliche Abhandlung in die Form einer Eintheilung zwängen zu wollen. Ein Gegenstand, in welchem sich mehrere Begriffs-Reihen durchkreuzen, kann nicht ohne Nachweisung derselben, deutlich gemacht, und nicht ohne Anzeige aller möglichen Verbindungen dieser Reihen vollständig beleuchtet werden. Für die fernere Darstellung im freyen Vortrage ist jedoch das combinatorische Schema beschwerlich; darum mag man, nachdem jene Angaben geleistet sind, für die nöthigen Erläuterungen ein leichteres Fachwerk gebrauchen.

Zweytes Capitel.

Von den Urtheilen.

§. 52. Da die Logik in ihrem ersten Capitel nicht von den Begriffen als einzeln stehenden, sondern schon von dem Zusammenhange derselben nach Umfang und Inhalt gehandelt hat; so kann sie nicht im zweyten Capitel noch einmal von diesem Zusammenhange handeln wollen, der jetzt als etwas fertiges und bestehendes bekannt ist. Allein es ist ein Unterschied zwischen demjenigen Gefüge,

was den Begriffen als solchen zukommt, und zwischen dem Entstehen dieses Gefüges im Denken. Formen dieses Entstehens lassen sich auffinden, wenn man annimmt, ein Paar Begriffe begegnen einander im Denken, und es komme nun darauf an, ob sie eine Verbindung eingehn werden, oder nicht. In diesem Schweben bilden sie zuvörderst eine Frage; die Entscheidung derselben wird ein Urtheil ergeben. *)

Das Denken aber ist hier nur das Mittel, gleichsam das Vehikel, um die Begriffe zusammenzuführen; auf sie selbst kommt es an, ob sie zu einander passen werden, oder nicht. Daher muß auch hier das Logische von aller Einmischung des Psychologischen entfernt gehalten werden.

Noch ist zu bemerken, daß, um die Untersuchung allgemein genug zu fassen, anfangs ganz unbestimmt gelassen werden muß, in welcher Form die Begriffe selbst erscheinen mögen. Sie können in ihrem Ausdrucke noch die Spur ihres Entstehens aus der Zusammenfügung ihrer Merkmale an sich tragen, ohne daß dieses die Beschaffenheit der jetzt entspringenden Urtheile weiter als im Ausdrucke veränderte.

§. 53. Damit die Frage, als solche, genauer bestimmt werden könne, muß man vor allem ihr Subject und Prädicat unterscheiden. Nämlich das Unternehmen der Verknüpfung zweyer Begriffe läßt sich als ein zwiefaches betrachten, in so fern einer dem andern, und der andere jenem soll verknüpft werden. Nun ist zwar gewiß, daß, wenn die Verknüpfung von der einen Seite gelingt, sie auch von der andern vorhanden seyn wird; und es

*) Ein Recensent will dies verbessern; nach ihm entstehn die Urtheile vielmehr aus „der unterscheidenden Reflexion auf den Inhalt oder Umfang eines Begriffs, bey Vesthaltung seiner Identität.“ Sehr künstlich! Ob aber auf die Weise wohl irgend ein Begriff zu einem negativen Prädicate gelangen möchte, woran weder sein Inhalt noch sein Umfang erinnert? Zudem wenn den Begriffen verboten wird, einander im Denken zu begegnen!

gehört dies wesentlich zu den logischen Betrachtungen, (es entspringt daraus die Lehre von den Umkehrungen). Allein der Einfachheit wegen muß zuerst die einseitige Verknüpfungsart genauer erwogen werden, bey welcher ein Begriff angesehen wird, als derjenige, welchem der andre, letzterer hingegen als der, welcher jenem zu verknüpfen sey. Zwischen beyden ist alsdann der Unterschied, daß jener vorausgesetzt wird, indem dieser zu ihm hinzutritt; daß also jener als der zuerst aufgestellte, dieser nur als der an jenen anzuknüpfende erscheint. Jener heißt Subject, dieser Prädicat.

Ob nun gleich das Subject unabhängig von seinem Prädicate ist aufgestellt worden, so wäre es doch nicht Subject, sondern nur ein Begriff schlechthin, wenn es nicht irgend ein Prädicat erwartete.

Das Subject ist demnach Subject für irgend ein Prädicat; das Prädicat ist Prädicat für ein bestimmtes Subject.

Hieraus folgen sogleich noch zwey wichtige Sätze. Das Subject kann unbeschränkt aufgestellt werden; hingegen der Begriff, welcher zum Prädicate dient, wird als solcher allemal in beschränktem Sinne gedacht, nämlich nur in so fern er an das bestimmte Subject soll angeknüpft werden.

Ferner: Ohne Voraussetzung des Subjects würde an kein Prädicat, noch an die Verbindung desselben mit jenem gedacht werden; aber auch der Begriff, welcher zum Subjecte dient, wird als solcher keineswegs absolut, sondern hypothetisch, nämlich in Erwartung irgend eines Prädicats, und zum Behuf der Anknüpfung desselben aufgestellt; und hiedurch wird schon die Frage, vollends das Urtheil, allemal hypothetisch.

Das Urtheil, A ist B, und eben so die Frage: Ist A wol B? enthält keineswegs die gewöhnlich hinzuge-

dachte, aber ganz fremdartige, Behauptung, daß A sey; denn von A für sich allein, und von seinem Daseyn, seiner Gültigkeit ist da keine Rede, wo man seiner bloß deshalb erwähnt, um die mögliche Anknüpfung eines Prädicats an dasselbe zu untersuchen. Das Urtheil: der viereckigte Cirkel ist unmöglich, schließt gewiß nicht den Gedanken in sich, der viereckigte Cirkel sey vorhanden; sondern es bedeutet, wenn ein viereckigter Cirkel gedacht wird, so muß der Begriff der Unmöglichkeit hinzugedacht werden.

Anmerkung. Da die hier gegebene, und die folgenden darauf gestützten Darstellungen, sehr merklich von den gewöhnlichen abweichen, und der Gegenstand wegen der Anwendungen auf Metaphysik, die so Viele nach Kants Beyspiele von ihrer logischen Vorstellungsart zu machen pflegen, sehr wichtige Beziehungen hat: so waren Angriffe zu erwarten, und es wäre erwünscht, wenn man sich ausführlich und deutlich erklärte. Die wenigen Worte der Leipziger Recension lauten so: „Das Subject erscheint nach „der Ansicht des Verfassers nur relativ, das Urtheil „könnte daher als problematisch betrachtet werden. „Der Vf. wird gewiß nicht ein Urtheil schon darum für „hypothetisch halten, weil man sich der Bindewörter wenn „und so dabey bedienen kann." Was soll man daraus machen? Etwa daß nach der Ansicht des Verfassers jedes Urtheil problematisch seyn möchte? Das sey ferne! Im problematischen Urtheile schwankt nicht die Aufstellung des Subjects mehr als im assertorischen, sondern die Verbindung zwischen Subject und Prädicat, — die überall das Wesentliche der Urtheile ausmacht, — diese ist problematisch. Hingegen hat jedes Subject, als solches, eine Relation zu irgend einem, (nicht schon zu einem bestimmten,) Prädicate. Ohne diese wäre es zwar ein Begriff, aber nicht ein Subject. In jeder Relation aber liegt eine Hypothese; und kein Relatives ist einer absoluten Setzung fähig; denn die Relation enthält allemal den Sinn: wenn der Beziehungspunct wegfiele, müßte auch das Bezogene wegfallen. Hierauf beruht der modus tollens oder die zweyte Figur im Schließen; und die Abhängigkeit des Subjects von seinem Prädicate zeigt sich darin aufs deutlichste. Diese Abhängigkeit wäre nicht möglich, wenn im kategorischen Urtheile, als solchem, das Subject definitiv aufgestellt wäre. — Andre behaupten einen Unterschied zwischen Inhärenz und Dependenz, der etwas Täuschendes hat. Wüßte man nur erst anzugeben,

wie einem Begriffe seine Merkmale inhäriren! Das ist der wichtige Punct, um den sich die Logik gar nicht bekümmern kann; sie betrachtet alle Begriffe als Aggregate von Merkmalen, obgleich man in einzelnen, bestimmten Begriffen die verschiedenartigsten Verknüpfungen findet, vermöge deren der Begriff der Inhärenz so weit wird, — oder vielmehr so unbestimmt bleibt, daß man füglich auch die Dependenz als inhärirend betrachten kann. Vergl. §. 60.

§. 54. Das bisherige beruht bloß auf dem besondern Gebrauche, welchen man von Begriffen macht, indem man sie in die Relation des Subjects und Prädicats bringt; es ist daher der Frage und dem Urtheile gemein. Das nachfolgende beruht dagegen auf der Eigenthümlichkeit des Urtheils, als der Entscheidung der Frage.

Diese Entscheidung geschieht ohne Zweifel durch Ja oder Nein. Man kann daher die Urtheile überall nicht in Betracht ziehn, ohne sie zugleich einzutheilen in bejahende und verneinende. Diese Eintheilung (nach der sogenannten Qualität) ist die einzige den Urtheilen wesentliche; alle übrigen müssen als zufällige derselben nachgesetzt werden.

§. 55. Bejahende Urtheile, wenn keine weitere Bestimmung hinzukommt, sind allgemein bejahend; verneinende Urtheile, wenn keine weitere Bestimmung hinzukommt, sind besonders verneinend.

1) Die Bejahung, ohne weitere Bestimmung, verknüpft einen Begriff dem andern Begriff. Hat dieser andre Begriff einen Umfang, so wird das angeknüpfte Merkmal ihm für diesen ganzen Umfang zukommen, d. h. das Urtheil wird allgemein seyn.

Sollte dieses nicht gelten: so müßte der Begriff, welchem ein Prädicat beygelegt wurde, nicht für seinen ganzen Umfang derselbe seyn, welches widersinnig ist.

2) Die Verneinung, ohne weitere Bestimmung, trennt einen Begriff von dem andern Begriff, d. h. von dessen Inhalte. Aber daraus, daß jener nicht zu den Merkmalen von diesem soll gezählt werden, folgt gar nicht,

daß ein solches Merkmal dem letztern nicht könnte zur Determination beygegeben werden, wenn es darauf ankommt, in dessen Umfang hinabzusteigen, und einen niedrigern Begriff aus beyden zu bilden. Folglich ist die Verneinung keine Ausschließung vom ganzen Umfange des Begriffs, d. h. sie ist nicht allgemein, sondern particulär.

§. 56. Man kann dennoch, durch Zusetzung oder Auffassung näherer Bestimmungen ein bejahendes Urtheil particulär, ein verneinendes allgemein machen.

1) Das besonders bejahende Urtheil, einige A sind B, hat zum Subject eigentlich nicht schlechtweg den Begriff A, sondern statt dessen ist ein Theil aus dem Umfange des Begriffs A herausgehoben worden. Gewöhnlich wird dieser Theil nicht genauer begränzt; man kann aber auch die Größenschätzung, viele, wenige, die meisten, die wenigsten, oder eine Zahlbestimmung, zehn, hundert u. d. gl. hinzufügen. — Gleichwohl wird A als das Subject angesehen, und nur in so fern ist das Urtheil besonders bejahend.

2) Das allgemein verneinende Urtheil, kein A ist B, besitzt nur dann die strengste Allgemeinheit, wenn der Begriff A es undenkbar macht, B mit ihm zu vereinigen. Diese Undenkbarkeit ist conträrer oder contradictorischer Gegensatz (§. 37). Also kommt die nähere Bestimmung durch diesen Gegensatz hinzu; und sie kann sogar als ein positives Merkmal von A betrachtet werden.

§. 57. Die allgemein bejahenden Urtheile, und die besonders verneinenden, nach der einfachsten Betrachtungsart (§. 54.) und die allgemein verneinenden im strengen Sinn (§. 56.) sind von der Beschaffenheit, daß sie gefället werden ohne Rücksicht auf ihre Quantität (den Unterschied der Allgemeinheit und Particularität): daß aber, während die Entscheidung der Frage bloß von der Ueberlegung der Begriffe nach ihrem Inhalte, abhing, sich die Bestimmung der Quantität von selbst einfinden mußte.

Von dieser Betrachtungsart verschieden, ist eine an-

dre, welche sich aus dem Umfange der Begriffe erhebt, und zufolge einer Induction (§. 30.) dasjenige mehr oder weniger allgemein ausspricht, was zuvor in einer Menge von besondern Urtheilen vestgesetzt war. Allein in diesem Falle ist gar nicht dem Begriffe, der die Stelle des Subjects einnimmt, ein Prädicat beigelegt worden, sondern das Wort für diesen Begriff verhüllt nur die Vielheit der, in jenem Begriffe, als ihrem gemeinsamen Merkmale, sich begegnenden Subjecte, welchen allen das nämliche Prädicat zugedacht war. Viele Subjecte aber ergeben eben so viele Urtheile; und in die ganze Menge derselben muß der verkürzte Ausdruck, der sie andeutete, seinem wahren Sinne nach wieder aufgelößt werden. Die logische Theorie darf unter dergleichen Verkürzungen nicht leiden.

§. 58. Die nach Quantität und Qualität verschiedenen Urtheile lassen sich auf mancherley Weise zusammenstellen; und sie bekommen gewisse Bestimmungen in der Zusammenstellung, welche ihnen einzeln genommen nicht beygelegt werden könnten.

1) Das besonders verneinende Urtheil ist das contradictorische Gegentheil des allgemein bejahenden (bey gleichem Subject und Prädicat); welches schon aus §. 55. unmittelbar erhellet. Nämlich jene Urtheilsformen entspringen, indem dieselbe Frage durch Ja oder Nein entschieden wird. Vermöge dieses Gegensatzes nun wird, durch Aufhebung des einen der erwähnten Urtheile, das andre logisch nothwendig.

2) Zwischen den besonders bejahenden und allgemein verneinenden Urtheilen findet scheinbar dasselbe Verhältniß statt. Allein hierin liegt ein Irrthum, den die Verwechselung der durch Induction erhaltenen, mit den strengen allgemein verneinenden Urtheilen veranlaßt. *) Die Aufhebung

*) Man findet diesen Irrthum unter andern bey Kiesewetter: und in meinen eignen Hauptpuncten der Logik, daher ich ihn um so mehr berichtigen muß.

hebung der letztern, oder die Läugnung eines conträren Gegensatzes zwischen Subject und Prädicat, entscheidet keinesweges, daß es Fälle gebe, worin dem Subject das Prädicat wirklich zukomme; sie steigt überhaupt nicht in den Umfang des Subjects hinab. Das entgegenstehende besonders bejahende Urtheil wird daher nicht logisch nothwendig, sondern logisch möglich.

Die Aufhebung des besonders bejahenden Urtheils erreicht auch nicht die strenge Allgemeinheit des entgegenstehenden verneinenden. Denn man kann alles das, was in dem Umfang eines Begriffs sich wirklich findet, oder sich in ihm positiv bestimmen läßt, durchsucht haben, und man hat dennoch keinesweges den möglichen Umfang des Begriffs ermessen. Dazu würde die Nachweisung gehören, es könnten außer den bekannten Determinationen dieses Begriffs gar keine mehr gedacht werden. Man müßte also das besonders bejahende Urtheil nicht bloß der Wirklichkeit, sondern der Möglichkeit nach aufheben, und alsdann freylich hätte man, wie schon gezeigt, das contradictorische Gegentheil des gegenüberstehenden allgemein verneinenden durch die Aufhebung getroffen, und damit das letztere nothwendig gemacht.

Die hier gewonnenen Bestimmungen der Nothwendigkeit und der Möglichkeit der Urtheile, zeigen, daß beydes relativ ist. Und offenbar lassen sich Nothwendigkeit und Möglichkeit gar nicht anders denken, als durch Vergleichung des vorliegenden mit seinem Gegentheil. Noth beruht auf Zwang, auf Widerstand, auf Unmöglichkeit des Gegentheils. Möglichkeit wird erkannt durch den Mangel des Zwanges; aber die Auffassung dieses Mangels setzt die Vorstellung von dem Zwange voraus.

3) Die Nebensätze, durch zwey besondre Urtheile von verschiedener Qualität, desgleichen der conträre Gegensatz der allgemeinen Verneinung und Bejahung, werden kaum einer besondern Erwähnung bedürfen.

§. 59. Wir können jetzt eine Betrachtung des §. 53. wieder aufnehmen, nach welcher das Urtheil als einseitige Verbindung zweyer Begriffe gewiß noch eine rücklaufende Verbindung, eine Umkehrung, mit sich führen muß, durch welche das, seiner Natur nach wechselseitige, Zusammenhängen zweyer Elemente, erst vollständig wird vor Augen gelegt werden.

Hier nun dringt sich gleich anfangs auf, daß, wo keine Verbindung von der einen Seite, da auch keine von der andern seyn werde. In der That lassen sich die besonders verneinenden Urtheile gar nicht umkehren. Diese nämlich sind es eigentlich, worin schlechtweg die Verbindung zweyer Begriffe abgewiesen wird. (Man sehe §. 55.) Hier bekümmern sich gleichsam Subject und Prädicat nicht um einander. Hingegen bey den allgemein verneinenden bilden sie einen conträren Gegensatz (§. 56.), der für ein wirkliches zwischen ihnen bestehendes Verhältniß gelten muß. Solcher Gegensatz ergiebt die gleich vollkommene Verneinung des einen durchs andre, und des anderen durch das erste; (§. 37. 38.) Daher sind vermöge desselben Subject und Prädicat mit einander gegenseitig gleich unvereinbar; und das Urtheil kann unbeschränkt (simpliciter) umgekehrt werden.

In Hinsicht der bejahenden Urtheile muß man sich an den Satz erinnern, daß in jedem Urtheile das Prädicat in beschränktem Sinne zu nehmen ist. (§. 53.) Daraus folgt: daß keine Bejahung, auch nicht die allgemeine, von dem ganzen Umfange des Prädicats etwas aussage; und deshalb muß in der Umkehrung eine Beschränkung der Quantität hinzugefügt werden. Dies heißt conversio per accidens. Sie darf auch bey den besonders bejahenden Sätzen nicht vernachlässigt werden; denn auch hier wird die Quantität in der Umkehrung eine andre als sie zuvor war; obgleich dies wegen der Unbestimmtheit des Ausdrucks oft unbemerkt bleibt. Z. B., der Satz: Viele Menschen sind gesund, heißt nicht umgekehrt: viele

Gesunde sind Menschen, sondern: einige Gesunde sind Menschen; denn die Größenschätzung beruht hier bald auf der Vergleichung mit allen Menschen, bald mit allen lebenden Wesen, daher sie sehr verschieden ausfällt.

Die Logiker nennen noch eine Conversio per contrapositionem: A ist B; also, was nicht B, das ist nicht A. Dabey wird aber nicht bloß umgekehrt, sondern ein neuer Begriff eingeführt; der von irgend einem unbestimmt zu denkenden X, welches nicht B sey. Und so kommt ein Syllogism heraus, der in das folgende Capitel gehört:

A ist B,
X ist nicht B,
Also X ist nicht A.

Die Conversion wird übrigens zu den unmittelbaren Schlüssen gerechnet; deren man noch vier andre aufzählt, ad aequipollentem (propositionem); ad subalternantem; ad contradictoriam; ad contrariam. Die ersten beyden sind Tautologien; die letztern verstehen sich von selbst aus der bekannten Bestimmung der Gegensätze. Indessen ist der Schluß ad contradictoriam wegen des Gebrauchs in der Metaphysik zu bemerken. *)

§. 60. Das bisherige hängt gar nicht ab von der Form, unter welcher Subject und Prädicat, d. h. das Vorausgesetzte und das Angeknüpfte, in dem Urtheile erscheinen. Man kann daher diese Form auf verschiedene Weise abändern. Sehr gewöhnlich stellen sich Subject und Prädicat unmittelbar als Begriffe dar; und alsdann wird die Verbindung beyder durch das Wörtchen ist, die Copula, entweder wirklich ausgedrückt, oder man kann doch den Ausdruck auf sie zurückführen. Allein in andern, ebenfalls häufigen Fällen, werden Subject und Prädicat,

*) Es beruht darauf die von mir aufgestellte Methode der Beziehungen, welche zu wiederholten malen von der Unrichtigkeit eines Gedankens auf die Richtigkeit seines contradictorischen Gegentheils schließt.

als noch nicht fertige, sondern erst zu bildende Begriffe, selbst in der Form von Urtheilen dargestellt. Alsdann erscheint in der Sprachform keine Copula; statt deren aber eine oder zwey Bezeichnungen, wodurch das Subject als das Vorausgesetzte (antecedens), das Prädicat als das Anzuknüpfende (mit einem zweydeutigen Namen consequens, während oftmals vielmehr jenes aus diesem folgt) kenntlich wird. Die deutsche Sprache hat dafür die Wörter wenn und so; und in den Logiken findet man für das so zusammengesetzte Urtheil den Namen des hypothetischen, während jenes erstere mit der Copula die Benennung des kategorischen führt. Die Namen könnte man lassen, wenn nicht die ganze unzureichende Behandlung in der Lehre von den mittelbaren Schlüssen, das durchgreifende Misverständniß verriethe. (Daher wird z. B. gewöhnlich die dritte Figur der hypothetischen Schlüsse vergessen, wovon tiefer unten.)

Die angegebne Abänderung der Form läßt sich noch weiter treiben. Statt der Formel:

Wenn A, B ist, so ist C, D:

kann die mehr zusammengesetzte vorkommen.

Angenommen, daß, wenn A, B sey, dann C, D sey: so wird, wenn E, F ist, dann G, H seyn.

Man übersieht leicht, daß man auf ähnliche Weise zu noch mehr zusammengesetzten Formen, sogar ohne Ende, fortschreiten könnte, wenn die Beschwerlichkeit derselben nicht den Gebrauch verhinderte. Immer aber bleibt der Unterschied des Subjects und Prädicats, oder, welches völlig dasselbe ist, des antecedens und consequens, unverändert; und hiemit bestehen alle die Lehren, welche in §. 53—58 sind vorgetragen worden, in ihrer Allgemeinheit und Anwendbarkeit.

Anmerkung. Schon beym §. 53, in der dortigen Anmerkung, ist erinnert worden, daß der Begriff der Inhärenz, durch den man die Anknüpfung des Prädicats an das Subject im sogenannten kategorischen Urtheile zu bestimmen glaubt, selbst gänzlich unbestimmt und unbestimmbar ist, so

daß er nichts mehr, als Verknüpfung überhaupt bedeutet. (Z. B. in dem Urtheile: diese Begebenheit ist erfreulich, wird Niemand die Eigenschaft zu erfreuen, für eine zum Ereignisse selbst gehörige, ihm eigentlich inhärirende Bestimmung halten, da sich dieselbe bloß auf subjective Gefühle bezieht.) Hier mag nun noch hinzugefügt werden, daß der Begriff der Dependenz eben so unbestimmt ist, und eben so vergeblich zum ausschließenden Merkmale des hypothetischen Urtheils gemacht wird. Sehr viele dergleichen Urtheile bezeichnen bloß die wahrgenommene Verknüpfung zweyer Ereignisse, von denen man noch nicht weiß, sondern vielleicht eben jetzt fragt, welches davon als Grund, und welches als Folge, oder ob beyde als Folgen eines Grundes anzusehen seyen. Wer die Natur des Barometers noch nicht kennt, der könnte gleichwohl seine Bemerkung aussprechen: wenn es schönes Wetter sey, so stehe gewöhnlich das Queckſilber hoch; und nun würde ihm die doppelte Frage natürlich seyn: welches ist die Ursache, welches die Wirkung? — und: welches ist anzusehn als das Zeichen des andern? Hier wäre Ungewißheit sowohl wegen des Realgrundes als wegen des Erkenntnißgrundes; und gleichwohl, dies bey Seite gesetzt, bestünde das hypothetische Urtheil als Aussage einer bloßen Verknüpfung. — Hiemit fällt zwar nicht der Unterschied zwischen Inhärenz und Dependenz überhaupt hinweg, aber er hört auf, die Urtheile zu charakterisiren. Die reale Dependenz kehrt zurück zur Metaphysik, die Dependenz der logischen Folge vom Grunde findet sich erst im nächsten Capitel bey den Schlüssen ein; wo die Conclusion dependirt von den Prämissen.

§. 61. Noch ist eine besondere verkürzte Form zu bemerken, in welcher man mehrere zusammengehörige hypothetische Urtheile von negativer Qualität befassen kann; in dem Falle nämlich, wo entgegengesetzte Begriffe in einer Reihe (§. 38.) vorkommen. Eine solche Reihe kann sich im Subject, sie kann sich im Prädicat befinden. Man nehme die im conträren Gegensatze fortlaufenden Begriffe a, b, c, . . . und eigne ihnen das Prädicat M, oder sie dem Subjecte M zu. Im ersten Falle kann man sie durch Und verbinden.

a und b und c sind M,

Rosen und Nelken und Tulpen sind Blumen,

aber auch durch Oder:

Entweder Du oder Er oder Sie haben das gethan.

Im zweyten Falle lassen sie sich nur durch Oder verbinden, weil nicht dem nämlichen Subjecte die unvereinbaren Begriffe, zusammen und ohne Unterscheidung, zu Merkmalen dienen können.

Rosen sind entweder roth oder weiß oder gelb u. s. f.

Während nun die erste der drey Formen sich ganz leicht in die einfachen Sätze: a ist M, b ist M, c ist M, zerlegt: bedürfen die zweyte und dritte etwas mehr Weitläuftigkeit:

a ist M, wenn weder b noch c, M sind,
b ist M, wenn weder a noch c, M sind,
c ist M, wenn weder a noch b, M sind,

Ferner:

M ist a, wenn es nicht b noch c ist,
M ist b, wenn es nicht a noch c ist,
M ist c, wenn es nicht a noch b ist.

Es versteht sich aus der Natur des conträren Gegensatzes, daß diese Urtheile nur dann sicher sind, (im Allgemeinen nämlich) wenn die Reihe, welche zum Grunde liegt, vollständig ist; und daß unter dieser Voraussetzung noch eine Menge Abänderungen vorkommen können, z. B. für eine Reihe a, b, c, d:

Wenn M weder a noch b, so ist es entweder c oder d, u. s. w.

Was nun immer die hypothetischen, aus einer solchen Reihe entspringenden Urtheile, mühsamer ausdrücken würden, das erleichtert die Sprache, indem sie die disjunctive Form des Entweder, Oder, herbeybringt.

Die logischen Verhältnisse der disjunctiven Urtheile aber stützen sich gänzlich, theils auf die Natur des conträren Gegensatzes, theils auf die der hypothetischen Urtheile, das heißt, der Urtheile überhaupt.

§. 62. Endlich mag noch die bekannte, Kantische Tafel der Urtheilsformen ihren Platz hier finden.

Die Urtheile sind:

nach der Quantität,
allgemeine,
besondere,
einzelne.

nach der Qualität,
bejahende,
verneinende,
unendliche,

nach der Relation,
kategorische,
hypothetische,
disjunctive.

nach der Modalität,
problematische,
assertorische,
apodiktische.

Von den einzelnen Sätzen sagen die Logiker, sie seyen den allgemeinen gleich zu achten, nämlich weil sie keine unbestimmte Beschränkung der Quantität zulassen. Allein man sollte wohl hier genauer unterscheiden. Das Gesagte gilt bey einem bestimmten Subject, z. B. der Vesuv speyt Feuer; aber es gilt nicht, wenn mit Hülfe des unbestimmten Artikels die Bedeutung eines allgemeinen Ausdrucks auf irgend ein Individuum beschränkt wird; z. B. ein Mensch hat das erfunden.

Unendliche Urtheile sollen solche seyn, die eine verneinende Bestimmung bey sich führen, ohne selbst verneinend zu seyn. *)

Problematische, assertorische, apodiktische Sätze sollen Möglichkeit, Wirklichkeit, Nothwendigkeit ausdrücken.

Uebrigens ist die Bedeutung der Worte schon früher erklärt. Und was über die Tafel zu sagen wäre, ergiebt sich aus der aufgestellten Theorie, und bedarf hier keiner Wiederhohlung noch weitern Auseinandersetzung.

*) Reimarus in seiner Logik nennt S. 177. propositiones infinitas, ex parte subiecti vel praedicati.

§. 63. Am Schlusse der Lehre von den Urtheilen ist noch nöthig eines bisher wenig oder gar nicht bemerkten Falles zu gedenken, welchen eine gebildete Sprache nur in seltenen Fällen deutlich hervortreten läßt, der aber nichts destoweniger vorkommt; indem er sowohl in dem natürlichen Gedankengange psychologisch gegründet ist, als auch rein logisch sich aus den Verhältnissen der Begriffe entwickeln läßt. Dies letztere hier zu leisten, ist um so mehr unerlaßlich, weil darauf ein wesentlicher Theil der Einsicht in die Natur der Syllogismen beruhet. Uebrigens hat der Gegenstand selbst auf Metaphysik eine wichtige Beziehung.

Oben (§. 53.) ist der Satz aufgestellt, daß in jedem Urtheil das Prädicat nur in beschränktem Sinne vorkomme, nämlich in Beziehung auf sein Subject; welches sich auch durch die conversio per accidens verräth (§. 59.) In der That, bey dem Satze: das Wasser verdunstet, denkt man an Verdunsten nur in so fern dies Merkmal im Begriff des Wassers vorkommt; man denkt nicht an wohlriechende Dünste u. s. w.

Diese Beschränkung des Prädicats richtet sich ganz nach dem Subject; sie muß mit ihm wachsen und abnehmen. Setzt man im obigen Beyspiele statt Wasser, vielmehr heißes Wasser, oder noch bestimmter kochendes Wasser, so verengt sich die Bedeutung des Prädicats. Setzt man Flüssigkeit überhaupt statt Wasser, so wächst die Sphäre, innerhalb deren die Verdunstung gedacht wird.

Die freye Stellung des Prädicats im Urtheile muß ihr Maximum erreichen, wenn der Inhalt des Subject-Begriffes verschwindet. Im Beyspiele, wenn gar nicht angegeben wird, was das Verdunstende sey. In diesem Falle scheint nun das Urtheil ganz zerstört, weil sein wesentlicher Bestandtheil, das Subject, nicht vorhanden ist. Und allerdings kann kein gewöhnliches Urtheil mehr übrig, es muß aber etwas anderes an dessen Platz getre-

ten seyn, da die Bedeutung des Prädicats bis zu diesem Puncte nicht ab sondern vielmehr zugenommen hat.

Das Prädicat nämlich wird jetzt unbeschränkt, unbedingt aufgestellt. Nicht als ein Begriff, der an einen andern solle angelehnt werden, wie zuvor, da es noch ein Subject hatte; auch nicht als ob es einen andern Begriff erwartete, welchem es selbst zur Stütze dienen sollte; sonst müßte es die Stelle des Subjects einnehmen. Die vorige Form der Aufstellung mag bleiben; es mag zum Zeichen derselben eine Copula vorhanden seyn; so kann diese jetzt nichts anders bezeichnen, als: dieser Begriff hat nichts, woran er als Prädicat sich anlehne; nichts, was seine Bedeutung beschränkte: er steht für sich allein und selbstständig da.

Dieses nun ist der Aufschluß über die Verwandtschaft der Copula mit dem Begriff des Seyn. Jene verwandelt sich in das Zeichen von diesem, wenn für ein Prädicat das Subject fehlt; und es entsteht auf die Weise ein Existentialsatz; den man unrichtig auslegt, wenn man in ihm den Begriff des Seyn für das ursprüngliche Prädicat hält. Die syllogistischen Formen werden dies bald ganz klar machen.

Man bemerke zunächst solche Sätze, wie: es friert, es regnet, es blitzt, es donnert, u. a. m. Hier ist durch die Sprachform selbst die Art der absoluten Aufstellung bezeichnet. Die Worte lassen sich als Prädicate brauchen; z. B. Zeus blitzet, Zeus donnert; allein damit schlechthin die Thatsache als vorhanden bezeichnet werde, muß das Subject fehlen. Wenn Zeus donnert, so fragt sich, ob Zeus existire? Wo nicht, so sagt das Urtheil nicht, daß wirklich das Donnern geschehe. Allein die Frage fällt weg, wenn schlechthin gesagt wird: es donnert.

Dergleichen Sätze nun würden in der Sprache außerordentlich häufig seyn, wenn wir nicht gewohnt wären, in die Auffassung dessen, was unmittelbar erscheint, unsre früher erlangten Kenntnisse einzumengen, und uns dadurch

Subjecte herbeyzuschaffen, wo doch das Gegebene keine enthält. Wir sagen z. B. die Glocke schlägt, die Sonne scheint ins Zimmer; wo wir ohne Kenntniß der Glocke und der Sonne sagen würden: es schlägt, es scheint.

Nach diesen Ueberlegungen wird man leichter einsehn, wie die Sache sich verhalten müsse, wenn das Prädicat die Form eines Substantivs hat, und die Copula ihm zur Seite steht. Da geht der Satz: die Europäer sind Menschen, bey der Erweiterung des Subjects über in die Sätze: Menschen sind Menschen, einige Sterbliche sind Menschen, einige Wesen sind Menschen, — endlich: es sind Menschen (sunt homines), oder, wie wir zu sagen pflegen, es giebt Menschen. Hier ist die Bedeutung der Copula verändert; aber offenbar darum, weil sie nichts mehr findet, woran sie das Prädicat knüpfen, unter dessen Voraussetzung sie es aufstellen könnte. Eben hiedurch wird sie das Zeichen der unbedingten Aufstellung; wie sie es auch seyn würde, wenn wir, anstatt: es blitzt, es donnert, vielmehr sprächen: es ist Blitz, es ist Donner.

Anmerkung. Die Darstellung in diesem Paragraphen hat den Leipziger Recensenten nicht überzeugt; — er selbst aber hat seinen Bericht darüber mit einer Unrichtigkeit angefangen. „Hier, meint der Vf., werde das Prädicat zu„letzt selbst Subject." Das ist nicht die Meinung, und kann es nicht seyn. Vielmehr muß das Prädicat an seinem Platze bleiben, damit der Satz einem Existentialsatze gleichgeltend werde. — „Die Ableitung der Existen„tialsätze aus Urtheilen von der gewöhnlichen Form er„scheint willkührlich." Es wird auch nicht behauptet, daß die Existentialsätze nach dem hier gebrauchten Verfahren allmählig entstanden seyen. Wer in der Gleichung $a\,x = y^2$, x unendlich setzt, der durchläuft zwar in Gedanken die Abscissen und Ordinaten der Parabel nach einander; aber er sucht diese Succession nicht in der Curve selbst, in der alles gleichzeitig ist. Die Frage: was wird aus y für $x = \infty$, muß aufgeworfen und beantwortet werden können; so auch hier. — Der Satz $A = A$ war in der ersten Ausgabe fehlerhaft als ein Durchgangspunct angegeben; er ist als solcher zwar möglich, aber gar nicht nothwendig. Man wird dies aus gehöriger Vergleichung des §. 50 erkennen, wo gezeigt ist, auf wie vielerley Wegen man bey Erweiterung des Umfangs eines Be-

griffs fortschreiten könne. — Die Hauptsache ist: richtige Kenntniß vom Begriffe des Seyn. Dieser entspringt in der absoluten Position; und er wird unfehlbar erreicht, so oft eine zuvor beschränkte Setzung, (wie die des Prädicats als solchen,) von ihren Schranken befreyt wird, während sie übrigens unverändert bleibt.

Drittes Capitel.

Von den Schlüssen.*)

§. 64. Um zuerst die Möglichkeit und den Gebrauch der Schlüsse auf dem einfachsten Wege aus der Natur der Urtheile zu zeigen: können die Sätze des §. 53. und 63. mit einander verbunden werden.

Wir wollen ein allgemeines Urtheil voraussetzen; welches, wenn es verneinend wäre, dennoch in so fern für bejahend gelten könnte, als es seinem Subject einen Gegensatz als Bestimmung beylegt (§. 56).

In demselben ist das Subject das Vorausgesetzte, das Prädicat das Angeknüpfte. Das Vorausgesetzte führt sein Angeknüpftes mit sich, und kann ohne dasselbe nicht angetroffen werden. Hierin liegen zwey Sätze:

1) Es sey das Subject gesetzt: so folgt das Prädicat,
2) Es sey das Prädicat aufgehoben: so ist das Subject aufgehoben.

Daher schließt man modo ponente:

(Obersatz:) A ist B,
(Untersatz:) Nun ist A,
(Schlußsatz:) Also ist B.

*) Es ist hier von Schlüssen im engern Sinne die Rede, welche auch mittelbare genannt werden, im Gegensatz der unmittelbaren (§. 59.). Allein die letztern verändern eigentlich nur die Form der Auffassung eines schon vorhandenen Gedankens; sie bringen keine wahrhaft neue Gedanken-Verbindung hervor; daher sie vorzugsweise Schlüsse heißen, indem dieses Wort einen Fortschritt im Denken ankündigt.

Und modo tollente:

(Obersatz:) A ist B,
(Untersatz:) Nun ist B nicht,
(Schlußsatz:) Also ist A nicht.

Es seyen jetzt Subject und Prädicat in der Form von Urtheilen angegeben (§. 60.): so verwandeln sich die beyden Schlußformen in folgende;

Modo ponente:

Wenn A, B ist: so ist C, D.
Nun ist A, B.
Also ist C, D.

Modo tollente:

Wenn A, B ist: so ist C, D,
Nun ist C nicht D.
Also A nicht B.

Daß man nicht modo ponente vom Prädicat aufs Subject schließen dürfe: ist daraus offenbar, weil der Begriff, der zum Prädicat dient, im Urtheile nur in beschränktem Sinne vorkommt; daher andre Theile seiner Sphäre gedacht werden können, die mit dem Subject in gar keiner Verbindung stehn. Eben so wenig darf man modo tollente vom Subject aufs Prädicat schließen; indem, wenn das Subject aufgehoben ist, nur der ihm entsprechende Theil der Sphäre des Prädicats, nicht aber das Prädicat überhaupt aufgehoben wird.

Anmerkung. Die oben angefangene Streitigkeit, (§. 53 u. f. w.) läuft hier fort. Der Gegner behauptet: „Der Obersatz: A ist B, bedeutet nicht, wenn A gedacht wird, so muß es als B gedacht werden; sondern: A wird gedacht (gesetzt) als B. Hiermit verlieren die beyden folgenden Sätze ihre Bedeutung." Um dem Gegner zu Hülfe zu kommen, wollen wir ihm ein Beyspiel anbieten. „Der Schnee ist weiß." Jedermann, — auch der Verfasser, — giebt ihm Recht; die Bedeutung dieses Satzes enthält kein Wenn und So; sie ist diese: der Schnee wird gedacht als weiß. Nämlich erstlich: der Schnee wird gedacht als ein wohl bekanntes Ding, denn Niemand bezweifelt seine Existenz; und zweytens, ihm kommt das Merkmal weiß zu. Die Frage ist bloß: muß denn dieses Erstlich nothwendig mit diesem Zweytens ver-

bunden seyn? kann denn die Formel, A ist B, gar nicht das Zweyte allein bedeuten ohne das Erste? Reicht denn das Zweyte für sich nicht zu, um ein Urtheil zu ergeben? — Bevor man diese Frage beantwortet, wolle man ihren Sinn überlegen. Der Gegner verlangt, die beyden folgenden Sätze sollen ihre Bedeutung verlieren, sie sollen leere Tautologien werden, es soll durch sie gar kein Fortschrittt im Schließen entstehn; — so vollständig soll die Position des Subjects im Obersatze seyn, daß der Untersatz nichts hinzuthun könne! Gleichwohl versteht Jedermann den Fortschritt in dem Schlusse: Der Schnee ist weiß — nun schneyt es, — also weißet es, d. h. es wird ringsumher weiß. — Und hiemit sey der Gegenstand der Aufmerksamkeit des Lesers empfohlen; der Streit aber geendet. Bloß das wollen wir noch zur Berichtigung eines Fehlers, der ohne Zweifel Druckfehler ist, bemerken: daß in dem angegebenen Schlusse nicht der Mittelbegriff fehlt, (dieser kann niemals fehlen,) sondern der Unterbegriff.

§. 65. Die aufgestellten Formen zeigen, daß ein Schluß (syllogismus) nur zwey Begriffe zu enthalten braucht; indem auch bey den sogenannten hypothetischen Formen nur die beyden Begriffe: A, sofern es das Merkmal B bekommt, und C, sofern es das Merkmal D bekommt, angetroffen werden, während die Darstellung dieser Begriffe, als ob sie erst vermöge der Urtheile, A ist B, und C ist D, gebildet würden, nicht das mindeste in der Operation des Schließens verändert.

Allein an den zuerst gebrauchten, kürzern Formen ist auffallend, (was übrigens bey den längeren in der That sich eben so verhält, nämlich in Hinsicht des Schließens,) daß die Untersätze solche Urtheile mit fehlendem Subjecte sind, wie wir im §. 63 betrachtet haben. Dies leitet auf die Bemerkung, daß man noch einen Begriff mehr in den Schluß werde einführen können, indem man statt unbedingter Aufstellung des Prädicats, die gewöhnliche bedingte eintreten läßt, vermöge irgend eines Subjects nämlich, das man dem Prädicate voranstellt. Diese Bedingung wird alsdann in den Schlußsatz mit hinübergehn. Also

Modo ponente:

A ist B,
Aber C ist A,
Also C ist B.

Modo tollente:

A ist B,
Aber C ist nicht B,
Also C ist nicht A.

Erweiterte Form: modo ponente:

Wenn A, B ist: so ist C, D,
Wenn M, N ist: so ist A, B,
Also wenn M, N ist: so ist C, D.

Modo tollente:

Wenn A, B ist: so ist C, D,
Wenn M, N ist: so ist C nicht D,
Also wenn M, N ist: so ist A nicht B.

Der eingeführte dritte Begriff ist in den ersten Formen C, in den andern M, so fern es das Merkmal N bey sich führt. Die Schlußsätze sind jetzt alle bedingt; denn auch wo dies weniger sichtbar ist, in den ersten Formen, zeigt es sich bey der Vergleichung mit §. 64. Es wird nicht mehr behauptet, daß B sey, und daß A nicht sey: sondern daß C, B sey; und daß C, nicht A sey. Man entferne die Bedingung, so ist nun über das Seyn und Nichtseyn von A und B nichts entschieden.

Uebrigens ist einleuchtend, daß man die Erweiterung der Formen noch weiter treiben könnte nach Angabe des §. 60.

§. 66. Die Namen: Vordersätze oder Prämissen; terminus medius, der gleiche Begriff in beyden Vordersätzen; terminus minor, das Subject des Schlußsatzes; terminus maior, das Prädicat des Schlußsatzes; daher auch propositio maior und minor, (Ober- und Untersatz): müssen nun gemerkt werden. Die drey termini oder

Hauptbegriffe werden am bequemsten mit M, S, P bezeichnet; (medius, subiectum conclusionis, praedicatum conclusionis). Mit diesen Zeichen stehen die beyden vorigen Schlußformen so:

modus ponens	modus tollens
M P	P M
S M	S M
S P.	S P.

Noch sind die folgenden allgemeinen Regeln zu merken:

1) Der einfache Syllogismus enthält höchstens drey Hauptbegriffe.
2) Aus bloß verneinenden oder bloß particulären Vordersätzen folgt nichts.
3) Die Conclusion folgt dem schwächern Theile.

§. 67. Die beyden bisher entwickelten Formen, oder Figuren des Schließens haben einerley Stellung der Begriffe im Untersatze, oder sie beruhen beyde auf der Frage: hat wol S das Merkmal M? Wofern diese Frage bejahend beantwortet wird, so ist mit der Setzung von S die Setzung von M verbunden; und diese Setzung wird fortlaufen zu P, falls M (im Obersatze) das Subject von P ist. — Wird die nämliche Frage verneinend beantwortet, so haftet an der Satzung von S die Aufhebung von M, und diese Aufhebung wird zu P fortlaufen, falls P das Subject von M ist.

Es muß also in der ersten Figur der Untersatz bejahen, in der zweyten verneinen.

Die eben geforderte Verneinung ist gleichwohl im Ausdrucke nicht allemal sichtbar. Nämlich der Obersatz kann verneinend seyn; alsdann enthält der Untersatz die Verneinung dieser Verneinung, also eine Bejahung.

Uebrigens muß stets der Obersatz allgemein seyn; weil sonst die Grundregel nicht allgemein wahr, und in der Anwendung nicht zuverlässig seyn würde: daß das Voraus-

gesetzte sein Angeknüpftes mit sich führe, und ohne dasselbe nicht angetroffen werde (§. 64.)

Diejenige Freyheit, welche nun in Hinsicht der Quantität und Qualität der Sätze noch übrig bleibt, wird durch folgende modos ausgedrückt, deren eingeführte Benennungen zunächst durch ihre drey Sylben die drey Sätze des Schlusses, und durch den Vocal A die allgemeine Bejahung, durch E die allgemeine Verneinung, durch I die besondere Bejahung, durch O die besondere Verneinung anzeigen.

Modi der ersten Figur: Barbara, Celarent, Darii, Ferio.

Modi der zweyten Figur: Camestres und Baroco; oder im Fall eines verneinenden Obersatzes: Cesare und Festino.

§. 68. Da beyde erste Figuren auf dem Versuche beruhen, das S dem M zu subsumiren (unterzuordnen), so kann man die Schlüsse in diesen Figuren Subsumtions-Schlüsse nennen; zum Unterschiede von einer, davon abweichenden dritten Figur, deren Eigenthümliches in einer Substitution besteht, daher wir die nach ihr gebildeten Syllogismen Substitutions-Schlüsse nennen werden.

Um nämlich auf den Schlußsatz S P zu kommen, verknüpfe man, auch zum Behuf der dritten Figur, wie vorhin, zuvörderst S mit dem Hülfsbegriffe M; aber vielleicht wird es nicht nöthig seyn, S allemal als Subject von M zu betrachten; man versuche wenigstens, diese Stellung umzuwenden, also dem Untersatze die Gestalt M S zu geben. Nun überlege man weiter die Bedingungen, unter denen hieraus die Verbindung S P folgen könne.

Es muß jetzt gleich auffallen, daß in einem Hauptpuncte die Conclusion hier minder gut vorbereitet ist, wie in den vorigen Figuren. Das Subject der Conclusion, welches nothwendig durch die Prämissen aufgestellt werden

mußte,

mußte, und zwar in solcher Eigenschaft, daß ihm in der Conclusion ein Prädicat beygelegt werden könne, — dieses steht noch gar nicht als Subject da, sondern nur als Angeknüpftes von M. Es fragt sich also wie beyde Prämissen beschaffen seyn müssen, damit dennoch S zu P das Verhältniß des Subjects erlange.

Zuvörderst: der Untersatz muß vor allen Dingen bejahen; sonst enthielte er statt der Aufstellung von S vielmehr dessen Aufhebung.

Zweytens: P darf im Obersatze nicht als Subject, sondern nur als Prädicat erscheinen. Sonst wäre P das Vorausgesetzte von M, aber M das Vorausgesetzte von S, folglich P das Vorausgesetzte von S; und der Schluß käme auf die erste Figur zurück, mit dem verkehrten Schlußsatze P S. Um dies zu vermeiden, muß man dem Obersatze die Stellung M P geben. (Hieraus folgt, daß die vorgebliche vierte Figur bloß durch Verdrehung einer andern Figur entstehn kann.)

Drittens: unter Voraussetzung der angegebenen Bestimmungen wird ein Schluß erfolgen können, wenn es erlaubt ist, in der Form

M P
M S
———
S P

anstatt M sein Merkmal S in die Verbindung mit P zu bringen, oder ihm in dieser Verbindung zu substituiren. Nun nehmen an der Verbindung von M mit P gewiß alle Merkmale des Begriffes M Theil; indem der Begriff nur aus seinen Merkmalen besteht. Dieses wird auch gelten von S, wofern es nur wirklich ein Merkmal des Begriffes M ist, in welchem Falle der Satz M S allgemein seyn wird.

Demnach ist allgemeine Bejahung des Untersatzes die Bedingung des Schließens in der dritten Figur. Des Obersatzes Stellung ist zwar bestimmt, aber seine Quan-

tität und Qualität sind völlig gleichgültig. Die dritte Figur hat deshalb vier gültige Modos, welche man benennt: Darapti, Felapton, Disamis und Bocardo.

Daß in allen Fällen der Schlußsatz ein besonderer werden muß, folgt daraus, weil der Untersatz das Subject der Conclusion nur als Prädicat, folglich beschränkt (§. 53.) aufstellt, und die Conclusion nicht mehr enthalten kann, als die Prämissen darbieten.

Man nennt noch zwey andre Modos derselben Figur, datisi und ferison; mit beschränktem Untersatze. Diese geben zwar richtige Schlüsse, allein nur scheinbar in der dritten Figur. Denn die Substitution des S für M kann man bey ihnen nicht wagen, indem, wenn S kein Merkmal des Begriffes M, sondern nur einiger unter M enthaltenen Fälle ist, alsdann auch in der Verbindung zwischen den Begriffen M und P gar nichts liegt, was irgend mit S zusammenhinge. — Man kehre aber die Untersätze um: so wird aus datisi, der modus darii, und aus ferison, der modus ferio der ersten Figur, und durch diese, vielleicht in Gedanken unvermerkt vollzogene, Reduction, kommt der Schluß zu Stande.

Es ist nicht überflüssig zu bemerken, daß die dritte Figur aus lauter sogenannten hypothetischen Sätzen eben so gut kann gebildet werden; als aus kategorischen; nach folgender Formel:

Immer / Zuweilen } wenn A, B ist: so { ist / ist nicht } C, D.

Allemal, wenn A, B ist: so ist M, N.

Also zuweilen, wenn M, N ist: so { ist / ist nicht } C, D.

§. 69. Disjunctive Obersätze (§. 61.) geben Gelegenheit zu verschiedenen Wendungen im Schließen; wofür jedoch keine besondere Theorie nöthig scheint: nachdem die Auflösung der disjunctiven Sätze in hypothetische angegeben ist. Doch mag folgendes herausgehoben werden:

1) Die erste Figur, wenn statt des Mittelbegriffs eine vollständige Reihe vorkommt, ergiebt Inductions-Schlüsse nach folgender Formel:

Sowohl a, als b, als c, als d, u. s. w. sind P.
S ist entweder a, oder b, oder c, oder d u. s. w.
Also S ist P.

2) Die zweyte Figur, wenn statt des Mittelbegriffs eine vollständige Reihe vorkommt, ergiebt Dilemmata, Trilemmata u. s. w. nach folgender Formel:

P ist entweder a, oder b, oder c, oder d u. s. w.
S ist nicht a, noch b, noch c, noch d u. s. w.
Also S ist nicht P.

Bey der Inductionsformel kann es auffallen, daß im Obersatze eine copulative Form, im Untersatze die disjunctive statt findet. Allein dies ist die natürliche Folge davon, daß eine Reihe die Stelle des Mittelbegriffs vertreten, folglich einmal Subject, das andere mal Prädicat seyn soll. Als Subject muß sie für alle ihre Glieder das gleiche Prädicat annehmen; als Prädicat kann eine Reihe mit entgegengesetzten Gliedern nicht anders als theilweise sich dem Subjecte verbinden.

Bey den Dilemmen, Trilemmen u. s. w. fehlt häufig der terminus minor (§. 63.); und es folgt daraus die absolute Aufhebung des terminus maior, das Nicht-seyn des P.

Auch die erweiterte Form, in welcher statt der Begriffe ganze Urtheile stehn, ist häufig. Z. B.

Wenn A, B ist: so ist entweder C; D; oder E, F.
Wenn N, M ist: so ist weder C, D, noch E, F.
Also: wenn N, M ist: so ist A nicht B.

Der terminus minor, oder die Bedingung: wenn N, M ist, kann auch hier wegbleiben; so heißt der Schluß geradezu: A ist nicht B.

§. 70. Es ist noch die wichtige Untersuchung über die Verbindung mehrerer Syllogismen, oder über die Ket-

tenschlüsse (Soriten) übrig: welche gemeinhin viel zu mangelhaft verhandelt wird, obgleich sie offenbar die unmittelbare Grundlage der Lehre vom logischen Beweise ausmacht.

Die Hauptfrage ist hier ohne Zweifel diese: auf wie vielerley Weise können Vorschlüsse und Nachschlüsse (Prosyllogismen und Episyllogismen) zusammenhängen? d. h. wie vielfach ist es möglich, daß die Conclusion eines Syllogismus wiederum als Prämisse mit einer andern neu hinzugenommenen Prämisse sich zu einem Syllogismus verbinde? — Denn wenn dies beantwortet ist, so kann die Kette der Syllogismen beliebig fortgesetzt werden, sobald nur unter je zweyen nächsten Syllogismen die gehörigen Verhältnisse bestehen.

Man überlege zuvörderst die Anzahl der Hauptbegriffe. Der Vorschluß enthält deren in der Regel drey, und zwar schon in den Vordersätzen. Die neu hinzukommende Prämisse, um mit der vorigen Conclusion einen Mittelbegriff gemein zu haben, kann nur einen Hauptbegriff hinzufügen. Also vier Hauptbegriffe machen die Materie eines Vorschlusses und Nachschlusses.

Wir wollen demnach die Aufgabe so stellen: Aus zweyen Sätzen, die zusammen vier Hauptbegriffe enthalten, einen Schluß zu ziehen. Die Sätze seyen

Obersatz: A B
Untersatz: M N

Vier Gleichungen werden die Aufgabe auf vier verschiedene Weisen zu lösen Anleitung geben. 1) A = N. 2) B = N. 3) A = M. 4) B = M.

1) A = N giebt die erste Figur und den Schluß MB. Nur ist zu bedenken, daß der mathematische Ausdruck A = N, die beyden logischen Sätze; alles A ist N, und alles N ist A, in sich schließt. Welcher von beyden hier

als Auslegung der Gleichung gebraucht werden müsse: dies findet man durch Ueberlegung des Gedanken-Ganges in der ersten Figur. Der terminus minor, hier M, wird subsumirt dem medius (N), und dieser (N=A) wird weiter subsumirt dem maior (B). Also in der Folge M N A B läuft die Subsumtion fort. Folglich muß N dem A subsumirt werden; das heißt, N muß Subject, A Prädicat seyn in dem beyzufügenden Hülfssatze N A. Nun kann man den Vorschluß und Nachschluß so bilden:

Vorschluß: A B,
N A,

Nachschluß: N B,
M N,

M B.

2) B=N giebt die zweyte Figur, und den Schluß: M ist nicht A. Um den Hülfssatz gehörig auszudrücken, muß man bedenken, daß, gemäß dem Gedankengange der zweyten Figur, mit der Setzung von M verbunden seyn soll die Aufhebung von N, von B, und von A. Damit aber die Aufhebung von N, jene von B nach sich ziehe; muß N Prädicat für B als Subject seyn. Also der Hülfssatz ist B N, und der

Vorschluß: B N,
A B,

A N.

Nachschluß: A N,
M N, relativ verneinend, (§. 67.)

M A verneinend.

3) A=M giebt die dritte Figur, und den Schluß: einiges N ist B, oder nicht B. Hier soll N dem M, dadurch dem A, substituirt werden; man substituirt aber dem Subjecte das Prädicat (§. 68.); folglich heißt der Hülfssatz A M, und der

Vorschluß: A B,
A M,

M B.

Nachschluß: M B,
M N, allgemein bejahend, (§. 68.)

N B, particulär.

Die Gleichung B = M giebt unmittelbar gar keine Figur, denn die vorgebliche vierte Figur existirt nicht (§. 68.) Soll dennoch geschlossen werden: so muß eine Figur gebraucht werden, welche die Stelle irgend eines Begriffs verändere. Dies thut nicht die erste, wohl aber die zweyte und dritte. Man nehme also mit dem Obersatz A B die Gleichung B = M so zusammen, daß nicht die erste Figur herauskomme. Die zweyte kann man erhalten; und zwar durch den Hülfssatz: M ist nicht B. Die Verneinung ist nöthig, falls nicht schon A B verneint; alsdann aber muß Verneinung dieser Verneinung, folglich Bejahung eintreten. Nun folgt aus A B, und M nicht B, der Satz: M nicht A. Dieser verbunden mit M N, welches wegen der Regeln der dritten Figur lauten muß: Alles M ist N, giebt endlich: einiges N ist nicht A. Das Schema ist folgendes:

Vorschluß: A B,
M B,

M A.

Nachschluß: M A,
M N, allgemein bejahend.

N A, besonders verneinend.

Daß nun die Verbindung des Vor- und Nachschlusses zu einer Kette zusammengezogen wird, ist bloße Verkürzung. Man läßt nämlich oft den Schlußsatz des Prosyllogismus weg, weil er leicht in Gedanken (enthymematisch) gebildet wird; alsdann sind die vier Ketten folgende:

A B	B N	A B	A B
N A	A B	A M	M B
M N	M N	M N	M N
M B	M A	N B	N A

wo die vier Conclusionen alle Variationsformen der Reihen A B, M N, darstellen. — Gewöhnlicher noch wird die erste dieser Ketten umgekehrt geschrieben: M ist N; N ist A; A ist B; also M ist B.

Es versteht sich nun von selbst, daß jede der Ketten beliebig kann verlängert werden, wofern ein Vorrath von passenden Prämissen vorhanden ist.

§. 71. Die Logik sollte nun schließen mit der Untersuchung: wie viele Syllogismen, in wie vielen verschiedenen Verbindungen, entspringen könnten aus einer gegebenen Menge von Prämissen von bestimmter Quantität und Qualität? Durch die Beantwortung dieser Frage würde sie, soviel an ihr ist, das Organon des Wissens in formaler Hinsicht werden. Sie würde anleiten, aus vorhandenen Principien, oder schon auf anderen Wegen erwiesenen Lehrsätzen, das ganze, dadurch mögliche, Quantum des Wissens, erschöpfend abzuleiten und regelmäßig darzustellen. — Ob dadurch die Erfindung neuer Wahrheiten bedeutend würde befördert werden? kann man mit gutem Grunde bezweifeln; aber das thut nichts zur Sache. Die Logik sollte ihr angefangenes Werk vollenden, indem sie die im allgemeinen mögliche Verbindung der gegebenen Elemente des Wissens vollständig nachwiese; der Nutzen würde sich hinterher finden.

Vorausgesetzt aber, daß die vorhergehende Theorie der Kettenschlüsse neu sey, (und der Verfasser wenigstens hat sie nicht gelernt sondern gefunden): so ist es kein Wunder, wenn bisher die obige Frage nicht gehörig untersucht wurde. Denn so leicht auch das Vorstehende seyn mag, so dürfte es doch unentbehrlich seyn, um das Ver-

hältniß eines Vorraths von Prämissen zu dem was daraus folgen kann, auszumitteln; indem hiebey auf die möglichen Zusammenstellungen von Prosyllogismen und Episyllogismen alles ankommt.

Anderer Meinung werden diejenigen seyn, welche mit Kant die erste Figur für allein gesetzmäßig, die übrigen für falsche Spitzfindigkeiten halten. Aber aus dieser Meinung leuchtet mehr Verdruß über veraltete Künsteleyen, (die vierte Figur, die falschen Modi der dritten, das Spiel mit gesuchten Reductionen aus einer Figur in die andere vermittelst der Umkehrungen), als eine wahre und genaue Prüfung der natürlichen Wendungen des Denkens hervor. Die vorstehende Theorie der drey Figuren muß ohne weitere Vertheidigung für sich selbst sprechen; indessen mag noch kurz bemerkt werden, daß schon der Mangel einfacher Reductionsregeln gegen die Einbildung warnt, als müsse man die zweyte und dritte Figur auf die erste zurückführen, um den eigentlich richtigen Gang des Denkens zu gewinnen. Die unnützen Reductionsversuche haben den Modis, welche gerade nur das Unwesentliche und Gleichgültige bey ihren Figuren anzeigen, eine scheinbare Wichtigkeit ertheilt; indem sie allerdings das zu erkennen geben, daß keine gleichförmige Relation zwischen den verschiedenen Figuren vorhanden ist. Cesare und Festino der zweyten, Darapti und Felapton der dritten Figur sind leicht zu reduciren, jene durch Umkehrung des Obersatzes, diese des Untersatzes. Wer eben so mit den übrigen Modis umgehen wollte, würde in verschiedene Fehler gerathen. Camestres und Disamis erfordern schon Weitläuftigkeiten, und ergeben doch nicht unmittelbar den verlangten Schlußsatz. Aber — während nichts leichter und natürlicher ist, als Schlüsse in Baroco und Bocardo, sobald sie in der zweyten und dritten Figur angestellt werden, — kann dagegen nichts ungeschickteres und gezwungeneres ersonnen werden, als deren sogenannte Reductionen auf Barbara; die unter andern Kiesewetter in

seiner Logik S. 402. 405. angiebt. Das Beyspiel, was Reimarus S. 209. durch alle Figuren führt, gehört offenbar der zweyten Figur, und dem Modus Baroco. Die Reduction durch Contraposition des Obersatzes (welche schon allein einen Syllogismus, und zwar der zweyten Figur in sich schließt, s. §. 59.) nebst der zum Prädicat hinübergezwungenen Negation, haben die Darstellung desjenigen Gedankenlaufes, durch welchen wirklich geschlossen wird, gewiß nicht verbessert; vielmehr den krummen und langen Weg an die Stelle des geraden gesetzt.

Während nun selbst die einfachen Syllogismen noch die Meinungen theilen, und verschiedene Verbesserungsversuche hervorrufen, (unter andern die Vermehrung der Figuren in Krugs Logik) ist eine vollständige Theorie des logischen Beweises kaum zu erwarten. Aus dem, was hierüber die Logiken zu enthalten pflegen, verdient fast nur die Unterscheidung des directen und des apagogischen Beweises eine Erwähnung. Der directe Beweis führt unmittelbar zum Ziele; der apagogische aber leitet aus der, dem zu beweisenden Satze contradictorisch entgegenstehenden Annahme, irgend eine Ungereimtheit her, welche nöthigt, das zu Beweisende zuzugestehn. Man zieht mit Recht den directen Beweis dem apagogischen vor, weil in den Fällen, die überhaupt in der Sphäre des logischen Beweises sich befinden, die Erwähnung des contradictorischen Gegentheils gar nicht nothwendig in der Sache liegt, die Nachweisung irgend einer unter vielen Ungereimtheiten, welche aus einem falschen Satze fließen können, etwas willkührliches ist, und folglich durch beydes die Aufmerksamkeit von dem eigentlichen Gegenstande, und den in ihm wahrzunehmenden Verhältnissen abgelenkt wird.

Endlich aber muß hier noch angemerkt werden, daß überhaupt die Logik, als eine allgemeine Wissenschaft, die sich um den Inhalt der Begriffe nicht bekümmert, bey weitem nicht alles das in sich fassen kann, was zur Theorie

des Beweises in besondern Wissenschaften gehört. — Was namentlich die Metaphysik anlangt, so beruht dieselbe, wie schon oben erwähnt, und wie sich bald näher entwickeln wird, auf gegebenen Begriffen, welche Widersprüche einschließen. Ueber solche Begriffe hat die Logik nichts anderes zu sagen, als, sie müssen verworfen, und ihr contradictorisches Gegentheil angenommen werden. Dieses ist richtig; es reicht aber zur Auflösung bey gegebenen Begriffen nicht hin. Daher schien es erforderlich, die Methode der Beziehungen aufzustellen; diese aber kann weder dem directen, noch dem apagogischen Beweise, den die Logik kennt, verglichen werden. Sie verändert nicht bloß die Form, sondern auch die Materie des Grundes; sie tritt mit Nothwendigkeit in das Gegentheil des gegebenen Begriffes hinüber; und sie bleibt in demselben, um es näher zu bestimmen. So dient sie, den unvermeidlichen Gang des Nachdenkens über einen gegebenen Widerspruch im allgemeinen zu bezeichnen.

Anmerkung. Ungeachtet hier schon gesagt ist, daß die Methode der Beziehungen nicht in die Logik gehört, hat es doch einem Recensenten beliebt, sich zu wundern, daß hier darüber nicht nähere Auskunft gegeben sey. Darum muß wohl in wenigen Worten noch folgendes hinzugesetzt werden:

1) An derjenigen Aufstellung dieser Methode, welche in den Hauptpuncten der Metaphysik, im Jahre 1808, bekannt gemacht worden, findet der Verfasser nichts zu ändern.

2) Was in öffentlichen Blättern dagegen gesagt worden, das würde nur als eine Reihe von Proben des wenig aufmerksamen Lesens können angesehn werden, wenn es nicht wahrscheinlicher wäre, daß man sich in die Art der Frage, worauf die Methode Antwort schaffen soll, nicht zu finden gewußt, — oder vielmehr, wenn es nicht ganz klar am Tage läge, daß man die Probleme der Metaphysik unrichtig aufgefaßt habe.

3) So lange dieser letztere Fehler nicht gebessert wird, (dazu aber bietet der vierte Abschnitt dieses Buchs die mannigfaltigste Gelegenheit dar,) ist die aufgestellte Methode unnütz, und es ist ganz gleichgültig, ob sie verstanden oder misverstanden wird.

4) Sobald man dagegen die metaphysischen Probleme begreift: wird man nach irgend einer Methode der Beziehungen suchen müssen, gesetzt auch, man fände für gut, die Hülfe des Verfassers zu verschmähen.

5) Ein scharfsinniger Zuhörer hat einen Einwurf gemacht, der für Kundige, kurz erwähnt, und beantwortet zu werden verdient. Die Methode ändere an den Erfahrungsbegriffen; sie nehme ihnen also das Zutrauen, dessen sie doch bedürfen, da die Metaphysik auf dem Gegebenen beruhe. Die Antwort ist: die Methode ändert in allen Fällen ihres Gebrauchs nur das, was in der Erfahrung als unbestimmt, und in der Auffassung unsicher, kann angesehn werden; daher das Gegebene die jedesmalige Berichtigung erträgt, obschon sie in ihm unmittelbar nicht konnte erkannt werden.

Dritter Abschnitt.

Einleitung in die Aesthetik; besonders in ihren wichtigsten Theil, die praktische Philosophie.

Erstes Capitel.

Von den Schwierigkeiten der Aesthetik im Allgemeinen.

§. 72. Das Schöne und Häßliche, insbesondere das Löbliche und Schändliche, besitzt eine ursprüngliche Evidenz, vermöge deren es klar ist, ohne gelernt und bewiesen zu seyn. Allein diese Evidenz durchdringt nicht immer die Nebenvorstellungen, welche theils begleitend, theils von jenem selbst verursacht, sich einmischen. Daher bleibt es oftmals unbemerkt; oft wird es gefühlt, aber nicht unterschieden; oft durch Verwechselungen und falsche Erklärungen entstellt. Es bedarf also, herausgehoben, und in ursprünglicher Reinheit und Bestimmtheit gezeigt zu werden. Dieses vollständig zu leisten, und die, theils unmittelbar gefallenden, theils durch die Aufgabe, das Misfallende zu meiden, herbeigeführten Musterbegriffe (Ideen) geordnet zusammenzustellen, ist die Sache der allgemeinen Aesthetik; worauf die verschiedenen Kunstlehren sich stützen müssen, welche Anleitung geben, wie unter Voraussetzung eines bestimmten Stoffes,

aus einer Menge ästhetischer Elemente, ein gefallendes Ganzes könne gebildet werden.

Anmerkung. Die ursprüngliche Evidenz, ohne welche kein Princip sich als solches behaupten kann, geht verloren, sobald man des Guten zuviel thut, wie man es in diesem ganzen ästhetischen Felde zu thun pflegt. Nämlich:

1.) Man pflegt die Resultate ästhetischer Urtheile in die Form von Regeln oder Vorschriften zu bringen. Dadurch reizt man den Ungehorsam und den Widerspruch. — Hievon liefert Locke — ein anerkannt höchst achtungswerther Mann, — ein auffallendes Beyspiel. Er will die bekannte, einfache Sittenregel: was Du willst daß Andre Dir thun sollen, das thue ihnen auch, nicht für unmittelbar einleuchtend gelten lassen; sondern gestattet hiebey die Frage: Warum? und verlangt, daß die Wahrheit und Billigkeit der Regel bewiesen werde. Obgleich nun die Billigkeit nicht kann bewiesen werden, so muß man doch den Zuhörer auf den Standpunct des unpartheyischen Zuschauers (nach Smith,) stellen, damit er das Urtheil selbst fälle; hievon aber thut man durch die imperative Form das gerade Gegentheil, indem man ihm eine Anmuthung macht, statt ihm etwas anheim zu stellen. — Das zweyte Capitel des ersten Buchs in Locke's Werke über den menschlichen Verstand verdient ganz nachgelesen zu werden. Anderwärts (II, 28, §. 6,) geht Locke von der Voraussetzung aus: es würde ganz vergebens seyn, den freyen Handlungen der Menschen eine Regel vorzuschreiben, wenn nicht ein Zwangsmittel, Vergnügen und Schmerz, daran geknüpft wäre. Einer der neuesten und geistreichsten Schriftsteller, Herr Schopenhauer, in seinem Werke: die Welt als Wille und Vorstellung, findet ebenfalls, daß ein Sollen sich ohne angedrohte Strafe nicht denken läßt. (S. 709.)

2.) Man pflegt die Aesthetik, wie die Logik, durch psychologische Fragen und Behauptungen — nicht zu erläutern, sondern zu verwirren. Das erste ist viel schwerer, das zweyte geschieht viel leichter, als man geneigt ist zu glauben. Wer ästhetisch urtheilt, der ist mit seinem Gegenstande, nicht mit sich selbst, beschäftigt. Das Abspringen zur Reflexion auf sich, schadet der Reife des Urtheils; und rückwärts, die Selbstbeobachtung leidet dabey durch Erschleichungen.

§. 73. Die wissenschaftlichen Schwierigkeiten, oder diejenigen, welche selbst dem Kenner des Schönen im Wege stehn, wenn er eine Aesthetik aufzustellen unternimmt, liegen nicht hauptsächlich in dem systematischen Gefüge;

dies wird vielmehr durchgängig in der Aesthetik von der leichteren Art seyn, wozu selten mehr als logische Bestimmtheit und Ordnung gehört. Die größeren Schwierigkeiten werden in zwey Klassen zerfallen. Theils rühren sie her von der Auffassung der Kunstwerke, oder dessen was in der Natur ihnen ähnlich ist: theils von der Nachbarschaft der Metaphysik.

§. 74. An den Kunstwerken — oder im Sittlichen, an ausgezeichnet tugendhaften oder lasterhaften Charakteren, — übt sich am meisten das ästhetische Urtheil; weil hier die Aufmerksamkeit vorzüglich stark auf das Gefallende und Misfallende gerichtet wird. Aber das Starke ist darum nicht das Reine, am wenigsten das Einfache; und der Unterricht, welchen die Kunstwerke geben können, fängt an bey dem Höchst-Zusammengesetzten, während er, als Unterricht betrachtet, bey den Elementen beginnen sollte. Daher ist er nicht verständlich; und er wird um so weniger verstanden, je voreiliger der Trieb zur Nachahmung sich regt. Indem ferner die dadurch veranlaßten Versuche zur Kritik auffordern: verrathen sich am leichtesten und auffallendsten diejenigen Fehler, welche gegen die richtige Behandlung des Stoffes sind begangen worden. Aber die Bedingungen, unter denen der Stoff zur Darstellung des Schönen sich gebrauchen läßt, sind ganz und gar verschieden von den ästhetischen Elementen selbst, die an dem Stoffe sollten dargestellt werden. Es kann also nur Verwirrung entstehen, wenn die technischen Regeln, nach welchen die Geschicklichkeit des Künstlers zu beurtheilen ist, verwechselt werden mit den Principien der Aesthetik.

Anmerkung. Der erste, am allgemeinsten wirksame Grund, woraus die bisherige Verwirrung in der Aesthetik entsprungen ist, und wodurch sie unterhalten wird, ist dieser: Man ist ausgegangen von der Thatsache, daß über Sachen des Geschmacks verschieden geurtheilt wird; man wünscht aber, zu einer sichern Entscheidung zu gelangen; und nun betrachtet und behandelt man die Aesthetik als eine, der vorhandenen, unsicheren Beurtheilung über das Schöne in

der Natur und Kunst, vorgeschobene, und zum Dienste derselben bestimmte Wissenschaft. Darum fängt Jeder damit an, von seinen schon gefällten Kunst-Urtheilen rückwärts zu gehen, sie zu zergliedern, von ihnen allerley zu abstrahiren; alsdann hält er das Einfachste, was er auf diesem Wege findet, für Elemente des Schönen, und sucht diese nun wieder allmählig zusammenzusetzen. Ueber ein solches Verfahren sagt Kant (Kritik d. r. V. S. 35) sehr richtig: Die Deutschen sind die einzigen, welche Aesthetik nennen, was Andre Kritik des Geschmacks heißen; es liegt dabey eine verfehlte Hoffnung zum Grunde, die kritische Beurtheilung des Schönen (die schon da ist) unter Vernunftprincipien zu bringen.

Die ursprünglichen ästhetischen Urtheile, wodurch die ästhetischen Elemente (nach dem Sprachgebrauche des Verfassers,) bestimmt werden, sind nichts weniger, als jene, von Jedem nach seiner Weise gefällten, Geschmacksurtheile über Werke der Natur und Kunst. Die ursprünglichen ästhetischen Urtheile, obschon keinesweges neu, müssen auch in der Wissenschaft nicht als bekannte Thatsachen, auf die man sich beruft (da würden sie mit tausend Verfälschungen zum Vorschein kommen) behandelt werden, sondern man muß sie gleichsam wie von neuem in sich erzeugen, indem man auf bestimmt vorgelegte Verhältnisse sein Augenmerk richtet. — Hiebey wird nun Niemand erwärmt, ergriffen, begeistert werden, — wie man das, gleichsam als ein Recht, zu fordern pflegt, wo von Aesthetik die Rede ist. Diese Erwärmung bleibt vielmehr den Kunstwerken eigenthümlich, welche aus tausend unsichtbaren Quellen auf einmal das Schöne hervorgehn lassen, und dadurch tausende von ästhetischen Urtheilen, deren keins zur Reife kommt, in ein unbestimmtes Gefühl verschmelzen, wovon man hintennach durch jene Kritik des Geschmacks sich vergeblich eine genaue Rechenschaft zu geben sucht.

§. 75. Die Metaphysik, mit welcher die Aesthetik, wegen der völligen Ungleichartigkeit ihrer Principien, sich rein auseinandersetzen sollte, wird gerade im Gegentheil schon durch das Erstaunen über die Kunstwerke und über das Genie der Künstler, in dies ihr fremde Gebiet hineingezogen. Man fragt bald nach der Natur des Schönen, die sich ja als etwas so mächtig wirkendes ankündige, — bald nach dem Ursprunge der Kunst, von welcher das Schöne entweder erzeugt, oder nachgebildet, auf jeden Fall zur Erscheinung gebracht werde. — Wären nun auch nicht

diejenigen, welche sich mit solchen Fragen am meisten beschäfftigen, ohnehin angefüllt von mancherley mythologischen Vorstellungsarten, und dadurch disponirt, dergleichen in die Beantwortung jener Fragen einzumischen: so liegt dennoch schon in den aufgeworfenen Fragen selbst ein mythologischer Keim, dessen Entwickelung zu falschen Anwendungen der Metaphysik verleiten muß.

Was erstlich die Natur des Schönen anlangt: so legt man demselben eine reale Kraft unter, ja man verwechselt es wohl gar selbst mit dem Realen, weil man meint, zu den Wirkungen des Schönen eine Ursache hinzudenken zu müssen.*) Dieser Schluß ruft denn allerdings die Metaphysik herbey; aber nicht um die vermeinte Ursache vollends kennen zu lehren, sondern um das Unvorsichtige des Schlusses zu zeigen. Denn theils bedarf der Begriff der Ursachen, vollends der äußeren, auf uns einwirkenden, Ursachen, sehr starker Berichtigungen; theils ist es eine arge Erschleichung, statt der Ursachen überhaupt, eine eigne, alles mannigfaltige Schöne gemeinschaftlich begründende, reale Ursache unterzuschieben.

Zweytens, um nichts besser ist es, das Genie des Künstlers, und eben so die Kraft zur Tugend für besondere Seelenkräfte zu halten, die man wohl gar aus dem Zusammenhange mit anderen geistigen Thätigkeiten herausreißen, und ihnen allen als das sie beherrschende entgegensetzen dürfte. Gegen eine solche, den Begriff der Seele zerrüttende Vorstellungsart, muß abermals die Metaphysik protestiren; welche, falls sie schwach genug wäre, sich diese, und die vorige, mythologische Ansicht aufdringen zu lassen, dadurch würde in Grund und Boden verdorben werden.

Anmer-

*) Noch ein anderer Grund liegt darin, daß das Reale, im Gegensatz der nichtigen Erscheinungen, selbst einen ästhetischen Charakter annimmt, der aber nur in der Mitte der metaphysischen Untersuchungen, (auf welche er übrigens keinen Einfluß haben darf) zu bemerken ist.

Anmerkung. Die Vermengung der Aesthetik und Metaphysik ist das eigentliche, radicale Uebel der ganzen neuern Philosophie seit Kant. Sie entstand ganz natürlich daraus, daß man, statt über die Natur der Dinge und über gegebene Probleme, vielmehr über Kants Schriften philosophirte. In ihnen schien einer wahren, auf den Grund gehenden Erkenntniß das am nächsten zu kommen, was Kant in der transcendentalen Logik über das Selbstbewußtseyn, und in der Kritik der praktischen Vernunft über die Freyheit gesagt hatte. Die Betrachtungen über beydes waren leicht zu verknüpfen; und es kam in dieselben ein neues Leben, da Fichte mit größerer Energie, als Alle vor ihm, das Ich, als das einzig ursprünglich Gewisse, hervorhob. Da nun vollends Lessings Anhänglichkeit an Spinoza bekannt worden war, der selbst die Ethik auf seine Metaphysik gepfropft hatte; da mehrere sehr geistreiche und gelehrte Männer sich von dem Schwunge der neu aufgeregten Gedanken fortreißen ließen, und die Besonnenheit verloren, welche das Einzelne genau betrachtet, um zu sehen, ob Alles unter einander zusammenpaßt: — da flossen drey Klassen von Erkenntnissen, welche die Vorzeit längst geschieden hatte, und welche noch Kant (Grundl. z. Metaphysik d. S. Vorrede) als vollkommen richtig geschieden, ausdrücklich anerkannte, — Logik, Physik, Ethik, — in ein Chaos zusammen, aus welchem geordnet wieder hervorzugehn sie jetzt lange Zeit brauchen.

Uebrigens hatte man schon im Alterthum darüber gestritten, welcher von diesen drey Theilen der erste seyn solle. Sextus Pyrrh. H. II, cap. 2, und weit ausführlicher adversus logicos gleich im Anfange.

§. 76. Hat aber einmal eine falsche Metaphysik sich gebildet, welche, wider die wahre Natur dieser Wissenschaft, Anspruch macht in der allgemeinen Aesthetik irgend etwas zu bestimmen: so muß dieses hinwiederum die Aesthetik zerrütten. Denn nun glaubt man theoretische Gründe zu besitzen, aus welchen, was gefallen und was misfallen müsse, sich beweisen lasse: dadurch aber wird das natürliche und ursprüngliche Urtheil noch gewisser verfälscht, als durch gemeine Vorurtheile und Gewöhnungen.

Deshalb muß selbst von demjenigen, was sonst treffliche Kenner des Schönen irgend einer Gattung, sey es durch Worte oder in Werken gelehrt haben, sorgfältig das abgerechnet werden, was sie um irgend welcher metaphy-

fischer Meinungen willen für schön zu halten sich verleiten ließen.

§. 77. Der gemeinen Verwechselung des Schönen und Guten mit dem Nützlichen und Angenehmen muß noch in der Kürze Erwähnung geschehn; obgleich diejenigen davor beynahe sicher sind, welche mit irgend einer Kunst oder Wissenschaft sich gehörig, d. h. deren innere Vortrefflichkeit anerkennend, beschäfftigen.

Das Nützliche hat einen außer ihm liegenden Beziehungspunct; es setzt irgend etwas anderes voraus, wozu es nütze.

Anmerkung. Bey ältern Schriftstellern, auch bey den klassischen Alten, ist nichts gewöhnlicher als die Verwechselung oder Vermengung des Nützlichen mit dem Guten. Man findet diese Verwechselung als herrschenden Hauptgedanken in Xenophons Memorabilien; Platon und Aristoteles erheben sich über sie mit einiger Anstrengung; und die Stoiker sieht man wieder darin zurückgleiten. (Des Aristoteles Meinung von der Tugend als einem Mittleren zwischen zwey Extremen gehört jedoch nicht hieher; sie trifft gar nicht das eigentliche Wesen des Sittlichen, sondern sie ist eine Art von mathematischer Bemerkung darüber, daß die menschlichen Handlungen und Gewöhnungen ein Maximum ihrer Angemessenheit haben, jenseits dessen sie sich von dem Löblichen sowohl durch ein Zuviel als durch ein Zuwenig entfernen können.) Die Stoiker scheinen beym Cicero fast noch in zu günstigem Lichte zu stehn; denn während Panaitios (der Vorgänger des Cicero in dem Werke von den Pflichten,) das honestum und utile sorgfältig scheidet, um es wieder zu vereinigen, berichtet dagegen Sextus (Pyrrh. Hyp. III, 20, etc.) von der Schule im Allgemeinen ganz andere Lehren. Z. B. φασιν οἱ Στωϊκοι, ἀγαθον εἰναι ὠφελειαν, — το δι' ἑαυτο αἱρετον, — το συλλαμβανον προς ευδαιμονιαν. ευδαιμονια δε ἐστιν ευροια βιου. Aus dem allen, sagt Sextus, lernt man nicht, was das Gute an sich sey. Kannte man es schon, so würde man zugeben, daß es nütze, und um seiner selbst willen gewählt werden müsse. — Anderwärts (cap. 25.) heißt es: τῳ διομαλισμῳ των πραξεων καταλαμβανομεν τον ἐχοντα την περι τον βιον τεχνην. Diesen διομαλισμος könnte man deuten auf die Idee der innern Freyheit (§. 80); aber eben so gut kann es die leere Consequenz seyn, in welche sich dieselbe verwandeln würde, wenn man statt der übrigen Ideen (§. 81—84) bloße Maximen der Willkühr oder der Klugheit setzte. — Gleich darauf werden aus den Schriften des Zeno von Cittium,

und des Chrysipp, so unanständige Dinge angeführt, daß Sextus hinzusetzt, sie möchten schwerlich wagen, solchen Lehren gemäß zu leben, außer bey Kyklopen und Laistrygonen. — Alle Dialektik der Stoiker konnte den ästhetischen Sinn nicht ersetzen, der ihnen fehlte; daher verdarben sie das Gute, was sie vom Platon hatten. — Mit Spinoza, dem heutiges Tages Vielgepriesenen, steht es im Sittlichen nicht im mindesten besser. Sein eigentlicher Haupt-Grundsatz ist das suum utile quaerere. Sein Gott liebt mit unendlicher Liebe sich selbst. Kein διομαλισμος kann diesen Egoismus veredeln; das verräth am stärksten der Staat des Spinoza.

Zu dem Angenehmern im weitern Sinne wird die Befriedigung der Begierden mit gerechnet; welche sich von dem Schönen und Guten, als einem stetigen, und sich gleichbleibenden Gegenstande sehr leicht unterscheidet, indem die Befriedigung eine Begehrung voraussetzt, das Begehren aber ein zeitlich wechselnder, zufälliger Zustand ist.

Allein das Angenehme und sein Gegentheil im engern Sinne ist in der That mit dem Gefallenden und Misfallenden sehr nahe verwandt. Es besteht nämlich in derjenigen unmittelbaren Empfindung, vermittelst deren wir ein Empfundenes, ohne weitern Grund, und selbst ohne Begierde oder Abscheu, vorziehen oder verwerfen. Man kann sogar das Unangenehme, z. B. einen elektrischen Schlag, begehren, (während man experimentirt), das Angenehme dagegen verabscheuen, (aus Furcht vor übeln Folgen); und bey aller Lebhaftigkeit jener Begierde und dieses Abscheus dennoch des Angenehmen und Unangenehmen als solchen sich bewußt bleiben. — Zu der unwillkührlichen Beurtheilung, wodurch das Schöne und Gute erkannt wird, fehlt hier nichts weiter, als ein Gegenstand der Beurtheilung, der uns gegenüber trete. Denn das Angenehme und Unangenehme schreiben wir als ein Gefühl uns selbst zu. Das nämliche ereignet sich bey jeder mangelhaften Auffassung des Schönen, wo wir auch nicht wissen, was uns eigentlich gefallen habe. Daher auf der einen Seite die Leichtigkeit der Verwechselung, — während auf der andern Seite doch der nämliche Umstand auch die

Unterscheidung erleichtert. Denn wer das Schöne schärfer betrachtet, der findet allemal einen Gegenstand, welcher ihm zu denken giebt; das Angenehme hingegen bleibt immer nur gegenwärtig in augenblicklichen Gefühlen, aus denen sich weiter nichts machen läßt, und über welche man eben deshalb durchs Nachdenken sich mehr oder minder hinweggesetzt findet.

Anmerkung. Manche bedienen sich — wenigstens wenn sie Einwürfe gegen das hier Vorgetragene machen wollen, — auch beym Nützlichen und Angenehmen des Ausdrucks: es gefällt. Dabey ist zuerst zu erinnern, daß das Nützliche, welches zwar nicht gefällt, aber doch vorgezogen wird, nur mittelbar, und nicht, wie hier allenthalben vorausgesetzt wird, unmittelbar, einen Vorzug vor seinem Gegentheil, dem Schädlichen, hat. Was aber das Angenehme anlangt, so verwechselt man es gewöhnlich mit dem, was die Begierden befriedigt; und im Zuge dieser Verwechselung mag denn auch Jemand, der im Kartenspiel gewinnt, wohl sagen, das Spiel sey ihm angenehm, und: es gefalle ihm, — wo beydes gleich unrichtig gesprochen ist. Nimmt man das Angenehme in seinem wahren Sinne, so kommt es dem Schönen, wie schon oben gesagt, allerdings nahe; und viel näher, als Denjenigen willkommen ist, die, um recht erhaben zu scheinen, auch das Verwandte gern durch unübersteigliche Klüfte trennen mögen. Dennoch wird auch hier der Sprachgebrauch verwirrt, wenn Jemand sagt: der Geruch der Hyacinthe gefällt mit besser als der Geruch der Lilie. Denn bey dem Ausdrucke: es gefällt, wird Etwas, das da gefalle, als etwas bestimmt vor Augen zu stellendes vorausgesetzt; Niemand aber kann den Geruch einer Blume, der eine Empfindung in ihm ist, Andern mittheilen, noch darauf, als auf ein Object der Betrachtung hinweisen. — Uebrigens ist im ästhetischen Gebiete die Sprachverwirrung so groß, daß täglich vom schönen Wetter, statt vom angenehmen Wetter geredet, auch von einer Medicin gesagt wird, sie schmecke häßlich. Doch aber macht es der gemeine Sprachgebrauch nicht so arg, wie manche Philosophen, die sogar den assensus logicus auf deutsch mit Beyfall, anstatt mit Zustimmung, übersetzen. Denn außer den Schulen sagt niemand, ein viereckiger Cirkel misfällt mir, — oder gar: es gefällt mir, daß der Cirkel rund ist! Und ob wohl irgend Einer auf seinem Katheder so spricht? —

§. 78. Während nun das Angenehme und Unangenehme, aus dem eben angegebenen Grunde, bey fort-

schreitender Bildung immer mehr als etwas Geringfügiges und Vorübergehendes zurückgestellt wird: hebt sich dagegen das Schöne, als etwas Bleibendes von unläugbarem Werthe, immer mehr hervor. Aber aus dem übrigen Schönen selbst scheidet sich das Sittliche heraus, als dasjenige, was nicht bloß als eine Sache von Werth besessen wird, sondern den Werth der Personen selbst bestimmt. Endlich aus dem Sittlichen sondert das Rechtliche sich ab, als dasjenige, worauf die gegenseitigen Forderungen der Menschen dringen, und ohne dessen Beachtung die unentbehrliche gesellschaftliche Einrichtung nicht bestehen könne.

So erlangen die verschiedenen Gegenstände des unmittelbaren und willkührlosen Vorziehens und Verwerfens ein ganz verschiedenes Gewicht in der Schätzung der Menschen. Allein das darf die Wissenschaft nicht hindern, die Gleichartigkeit aller dieser Gegenstände anzuerkennen. —

Nach allem Bisherigen ist die Aesthetik eine Wissenschaft, die zwar schwer genug zu finden, aber, einmal gefunden, nicht mehr schwer seyn kann zu fassen. Es bedarf also dazu keiner weitläuftigen Vorbereitungen; und wir könnten schon hier abbrechen, wäre es nicht unsere Absicht, auch einen Ueberblick über die Wissenschaft in der Kürze zu vermitteln. Doch kann ein solcher Ueberblick nur historisch gegeben werden, denn hier ist der Ort nicht zu Erläuterungen und Rechtfertigungen.

Anmerkung. Auch in dieser zweyten Ausgabe ist nicht Raum zur Beantwortung der mancherley, grundlosen, und zum Theil offenbar sophistischen, Einwürfe, mit welcher man die hier vorgetragene Lehre, — das kurze Resultat eines langen und vielseitigen Forschens, — vielmehr niederzudrücken als mit der, einem Philosophen einzig anständigen, Wahrheitsliebe, zu prüfen gesucht hat. Das Mindeste, was Diejenigen zu thun hatten, und noch haben, die hierüber sprechen wollten, war: genaues Studium der allgemeinen praktischen Philosophie des Verfassers. Eine höhere Forderung ist: unpartheyischer Ueberblick über die mancherley Systeme, und über die allmählige Ausbildung sittlicher Grundsätze unter den Menschen.

Einer von den allgemeinsten Einwürfen, der, wenn er Grund hätte, nicht bloß auf die Darstellung der praktischen Philosophie, sondern der ganzen Aesthetik ginge, ist folgender: es werde eine unbedingte Beurtheilung von Verhältnissen angekündigt, die gleichwohl bedingt sey durch Abstraction vom Realen, und Reflexion auf die Begriffe, die zu Gliedern der Verhältnisse dienen sollen. — Um die Verwechselung, worauf dieser Einwurf beruht, fühlbar zu machen, darf man nur fragen: ob es denn wohl jemals eine Erkenntniß, oder eine Meinung, vom Unbedingten gegeben habe, die nicht auf ähnliche Weise bedingt gewesen sey durch tausende von Abstractionen und Reflexionen? Kein Mensch wird geboren mit der Anschauung des Unbedingten; jede wissenschaftliche Darstellung trifft ihre Vorkehrungen, um den Lernenden allmählig auf den rechten Standpunct zu stellen. Steht er auf diesem Puncte, hat er ins Auge gefaßt was man ihm zeigt: dann erwartet man von ihm eine Entscheidung und Anerkennung, die man ihm nicht mittheilen, und die Er aus keinen Prämissen folgern kann; darum heißt sie unbedingt, wiewohl sie im psychologischen Sinne eine Menge von Bedingungen hat. Aber freylich, der schwärmerische Geist unserer Zeit ignorirt diese Bedingungen; daher solche Einwürfe!

Zweytes Capitel.

Aufzeigung sittlicher Elemente.

§. 79. Alle einfachen Elemente, welche die allgemeine Aesthetik nachzuweisen hat, können nur Verhältnisse seyn, denn das völlig Einfache ist gleichgültig, d. h. weder gefallend noch misfallend. Die sittlichen Elemente sind gefallende und misfallende Willensverhältnisse. Es ist aber hier nicht die Rede von dem Willen als einer Seelenkraft (die überall nicht existirt), sondern von einzelnen Acten des Wollens, und von deren Verhältnissen gegen einander. Auch kommt es hier nicht auf eine Erkenntniß an, daß solches und anderes Wollen wirklich vor sich gehe; sondern auf die Begriffe von solchem Wollen, und auf die Beurtheilung der Verhältnisse, welche es bilden würde, wenn es wirklich vorhanden wäre. Damit diese Beurtheilung mit voller Bestimmtheit zu Stande komme: muß aus dem

Begriff des Wollens alles Schwankende, also aller Unterschied des flüchtigen und launenhaften Begehrens von dem entschlossenen Wollen, fürs erste weggelassen werden.

§. 80. Das erste sittliche Verhältniß, welches sich der wissenschaftlichen Betrachtung darbietet, ist das der Einstimmung zwischen dem Willen und der über ihn ergehenden Beurtheilung überhaupt. Diese Einstimmung gefällt absolut: ihr Gegentheil misfällt. Der hieraus erwachsende Musterbegriff der Einstimmung kann mit dem Namen: Idee der innern Freyheit bezeichnet werden.

Anmerkung. Wider die ausdrückliche Forderung des vorigen §, alles, was das wirkliche Wollen angeht, bey Seite zusetzen; und wider die Warnung des §. 75, nicht Metaphysik und Aesthetik zu vermengen, ist dennoch, — als ob es nöthig wäre, der Idee, die auf einem unmittelbaren Urtheile ruht, einen realen Inhalt zu geben, den sie gar nicht einmal aufnehmen kann, — eine spätere Stelle dieses Buchs, (vergl. §. 136) gewaltsam hier herbey gezogen worden, die mit einer Beurtheilung des Willens in Ansehung seines Werths, nichts gemein hat, sondern die Bedingungen der Möglichkeit betrifft, unter denen, und in wiefern, er diesen, schon bestimmten, Werth erlangen könne. — Es lohnt nicht, über ein solches Verfahren mehr hinzuzusetzen, als daß Jeder, der gern misverstehen will, es in seiner Macht hat, sich zu verblenden.

Der Inhalt, dessen die Idee der innern Freyheit bedarf, liegt in den nachfolgenden vier praktischen Ideen, welche zusammengenommen diejenige Beurtheilung ausmachen, womit der Wille entweder einstimmt oder nicht. Wer aber fragt, warum denn diejenige Idee voransteht, die sich auf die nachfolgenden bezieht, der fragt mehr, als worauf die Einleitung antworten kann; er studire das System selbst.

Von den historischen Vergleichungen, die sich hier darbieten, ist die mit Platons Erklärung der vier Cardinaltugenden (im 4. B. der Republik) schon im ersten Capitel der prakt. Philosophie angedeutet. Die σοφια ist die Beurtheilung, ανδρεια und σωφροσυνη zusammen die Beschaffenheit des Willens, δικαιοσυνη die Richtigkeit des ganzen Verhältnisses. — Adam Smiths unpartheyischer Zuschauer ist eigentlich die Beurtheilung, nur nicht rein gedacht, sondern vermengt mit sympathetischen Gefühlen. Kants Allgemeinheit der Gesetzgebung, und gänzliche Abweisung aller

materialen Triebfedern, ist nichts anders als die scharfe und richtige Forderung, daß die beyden Glieder des hier nachgewiesenen Verhältnisses völlig getrennt, durchaus nicht zusammenfließend, gedacht werden müssen. Die Beurtheilung soll unbestochen seyn, nichts von den Triebfedern des Willens in sich aufnehmen. Wer hiegegen fehlt, der bildet die Idee nicht rein aus, und bekömmt nur eine schwankende Grundlage für die praktische Philosophie.

§. 81. Das zweyte sittliche Verhältniß ist ein formales; es entsteht, indem ein mannigfaltiges Wollen nach Größenbegriffen verglichen wird. Diese Größenbegriffe sind: Intension; Extension (welches letztere hier so viel bedeutet als Mannigfaltigkeit der von dem Wollen umfaßten Gegenstände); und Concentration des mannigfaltigen Wollens zu einer Gesammtwirkung, oder die aus der Extension von neuem entspringende Intension. Durchgängig gefällt hier das Größere neben dem Kleineren; eine Art der Beurtheilung, welche sich im ganzen Gebiete der Aesthetik wiederfindet. Ein absoluter Maaßstab, wornach sich der Beyfall oder das entgegenstehende Misfallen richten könnte, ist nirgends vorhanden. Allein das in der Vergleichung vorkommende Größere dient dem Kleineren zum Maaße, wohin es gelangen müsse, um nicht zu misfallen; und in so fern kann man den hervorgehenden Musterbegriff, die Idee der Vollkommenheit nennen. Das Wort Vollkommenheit erhält hier einen bestimmten, und vermöge eines ästhetischen Urtheils gültigen Sinn, während es gemeinhin die Hülle ist, worin sich die Unwissenheit versteckt, was eigentlich das für eine Fülle sey, wohin ein Anderes kommen solle?

§. 82. Das dritte Verhältniß besteht zwischen der Vorstellung von einem fremden Wollen, und dem, entweder einstimmenden, oder sich entgegensetzenden, eignen Wollen. Es ist Befriedigung des fremden Wollens, welche der eigne Wille unmittelbar zu seinem Gegenstande macht. Das so bestimmte Verhältniß ergiebt die Idee des Wohlwollens oder Uebelwollens. Dasselbe Verhältniß

ist ganz und gar ein Inneres, und eingeschlossen in der Gesinnung einer einzelnen Person. Es ist unter allen sittlichen Verhältnissen dasjenige, welches am unmittelbarsten und bestimmtesten den Werth oder Unwerth der Gesinnung angiebt. Völlig fremd ist hier die Frage nach dem Wohlseyn, welches aus dem Wohlwollen entspringen könnte; eben so fremd der Begriff der Passivität, die in der bloßen Mitempfindung liegen würde.

Anmerkung. Die Idee des Wohlwollens ist der Hauptgedanke der christlichen Sittenlehre; sie verlangt Liebe. Wer hier die gebietende Form für wesentlich hält; wer das Wohlwollen nicht in seiner Schönheit, das Uebelwollen nicht in seiner Häßlichkeit vor Augen hat: der wird auf eben so gezwungene Erklärungen verfallen, als Kant in der Krit. d. prakt. V. S. 147 gegeben hat.

§. 83. Das vierte Verhältniß, ein bloß misfallendes, ist das des Streits; zu welchem zwey streitende Personen, und ein Gegenstand des Streits erfordert werden. Im Streite liegt kein Uebelwollen, denn die beyden Willen sind hier unmittelbar auf den Gegenstand, und nur mittelbar wider einander gerichtet.

Die Vermeidung des Streits führt auf die Nothwendigkeit des Rechts; welches seiner Materie nach allemal positiv, d. h. aus willkührlicher Vestsetzung mehrerer einstimmenden Willen entsprungen ist. Hingegen die Gültigkeit und Heiligkeit alles Rechts beruht auf dem Misfallen am Streit; und kann nicht ohne sehr gefährliche Verwechselungen der Begriffe auf andre Grundlagen gebaut werden.

Anmerkung. Cicero, im ersten Buche von den Gesetzen, sagt sehr schön: Omnium, quae in hominum doctorum disputatione versantur, nihil est praestabilius, quam plane intelligi, nos ad iustitiam esse natos, neque opinione, sed natura constitutum esse ius. Er beruft sich darüber auf die Gleichheit der Menschen; auf die Gemeinschaft der Vernunft, und ihres Gesetzes. Und gewiß, wenn sich Alle auf den Standpunct der begierden-freyen Betrachtung stellen, so misbilligen sie gemeinschaftlich den Streit; sie treffen Verabredung, um ihn zu schlichten und zu vermeiden; und je mehr diese Verabredung geeignet ist, sicheren Frieden zu erhalten, desto vollkommener

ist das Recht, welches sie gemeinsam erschaffen. So geht aus der menschlichen Natur ein positives Recht hervor. Es ist positiv, weil sie es gemeinschaftlich gesetzt haben; es ist Recht, und als solches heilig, weil es dem Streite vorbeugt; es ist Naturrecht, weil es in der Natur der Menschen lag, daß es mußte gestiftet und anerkannt werden. — Aber wie weit ist davon das neuere sogenannte Naturrecht entfernt, welches untersucht, ob wohl diese oder jene einmal anerkannte Einrichtungen, z. B. die Testamente, auch von Natur schon recht seyn würden, wenn man die positive Satzung aufhöbe! Wie weit davon entfernt sind Occupation und Formation, als eingebildete Rechtstitel; wovon jene nichts anders bedeutet, als Drohung des Streits, falls ein Andrer das schon Occupirte nehmen würde; diese aber, (die Formation) nur unter Voraussetzung der Occupation erlaubt ist. — Das ganze neuere Naturrecht, welches nicht bloß die Form, sondern auch die Materie des Rechts (die einzelnen Rechtsverhältnisse) bestimmen will, ist eine der Verirrungen des menschlichen Geistes. — Kant hat in seiner Rechtslehre ein sogenanntes „rechtliches Postulat der praktischen Vernunft" aufgestellt, welches wahr seyn müßte, wenn ein materiales Naturrecht möglich seyn sollte. Es ist aber ganz grundlos; auch hat man, anstatt es anzunehmen, über die Altersschwäche geklagt, die sich in diesem Werke zeige. Die Altersschwäche ist nicht Schuld, sondern die Verkehrtheit des ganzen Unternehmens. Zur historischen Kenntniß sind übrigens Henrici's Ideen zur Rechtslehre zu empfehlen.

§. 84. Das fünfte Verhältniß, ebenfalls bloß durch ein Misfallen bezeichnet, entsteht aus absichtlichem Wohl- oder Wehe-Thun, in so fern dieses bloß als eine äußere, zur Ausführung gediehene, Handlung, ohne Rücksicht auf den Werth der Gesinnung betrachtet wird. Man erkennt das Verhältniß am leichtesten vermöge der daraus entspringenden Idee der Vergeltung oder der Billigkeit.*) Die unvergoltene That nämlich (welche unter

*) Nur ganz kurz kann hier erwähnt werden, daß diese Idee sehr häufig mit der vorigen verwechselt wird, obgleich sie davon durchaus verschieden ist. Der Fehler ist alt; schon Aristoteles, indem er (oder der Vf. der rhet. ad Alex. II, 4) vom δικαιον als einem εδος αγραφον spricht, rechnet dahin: τοις ευεργεταις χαριν αποδιδοναι, τους μηδεν ημας κακον εργασαμενους μη βλαπτειν, τους κακον τι ποιησαντας τιμωρεισθαι. Vergl. Ethic. ad Nic. V, 6. Auch Sextus Pyrrh. H. I, 14, §. 67.

gewissen nähern Bestimmungen in bloßer Nachlässigkeit bestehen kann), führt den Begriff einer Störung mit sich, die durch die Vergeltung getilgt werde. Hierauf beruhen die Begriffe von Lohn und Strafe, sofern beydes verdient ist, und nicht etwan als Mittel zu gewissen Zwecken gebraucht wird.

Anmerkung. Gegen die ganze Reihe der hier aufgestellten Ideen ist ein Einwurf von so auffallender Ungereimtheit gemacht worden, daß man ihn am liebsten für Scherz nehmen würde; allein der ernsthafte Vortrag fordert eine ernsthafte Antwort. Der Beyfall und das Misfallen, wovon hier geredet wird, sey lediglich von logischer Art! — Der Urheber dieses Einwurfs wolle zuvörderst ja nicht glauben, daß der Verfasser unternehmen werde, ihm ästhetische Urtheile, die er nicht von selbst fället, anzudemonstriren. Ungeachtet der ursprünglichen Evidenz dieser Urtheile bedürfen sie doch, wie schon im §. 72 bemerkt worden, herausgehoben zu werden aus den sie verdunkelnden Nebenvorstellungen und Vorurtheilen; und das gelingt nicht bey jedem Individuum. Wenn demnach der Gegner beym Zusammenstoßen zweyer Körper dasselbe Misfallen empfindet, wie beym Widerstreite zweyer Willen, — oder beym regelmäßigen Wachsen einer Pflanze dasselbe Wohlgefallen, wie bey der Zusammenstimmung des Willens mit der ihm von der Beurtheilung gesetzten Regel: so mag ihm dies anheim gestellt seyn; ein anderes aber ist es mit der Logik, die er bey diesem logischen Beyfall und Misfallen an den Tag legt. Denn eine so tyrannische Logik ist noch nie erhört gewesen, die nicht dulden will, daß zweyerley, was niemand für einerley ausgegeben hat, neben einander bestehe. Es ist vollkommen denkbar, daß der Wille von der Beurtheilung abweiche, eben so gut als daß eine Pflanze grüne Blätter und rothe Blumen habe; und gerade so kann auch gegen die ärgsten Misverhältnisse der Unvollkommenheit, des Uebelwollens, des Streits, und der unvergoltenen Thaten, die Logik nicht den mindesten Einspruch machen. Das alles ist von einem Widerstreite der Merkmale in einem Begriffe himmelweit entfernt. Das Uebelwollen ist eben so verständlich als das Wohlwollen, der Streit eben so verständlich, ja noch begreiflicher als das Recht, u. s. f.

§. 85. Hier ist die Reihe der sittlichen Elemente geschlossen. Dies kann jedoch an diesem Orte eben so wenig bewiesen, als die Reihenfolge der aufgestellten Verhältnisse näher beleuchtet werden. — Soll aber eine prak-

tische Philosophie, eine Lehre vom Thun und Lassen, von den unter Menschen zu treffenden Einrichtungen, vom geselligen und bürgerlichen Leben, gewonnen werden: so kann es keinen größern Fehler geben, als wenn man irgend eine der praktischen Ideen einzeln heraushebt, um die bloß um ihrentwillen nothwendigen Anordnungen zu erforschen. Vielmehr nur alle vereinigt können dem Leben seine Richtung anweisen; sonst läuft man die größte Gefahr, einer die übrigen aufzuopfern; und dadurch kann ein, von einer Seite sehr vernünftiges Leben, von mehrern andern Seiten höchst unvernünftig werden. Diese Warnung ist um so nothwendiger, weil nicht bloß das sogenannte Naturrecht abgesondert behandelt wird, sondern auch ohne alle wissenschaftliche Verbildung jeder Mensch seine eigne sittliche Einseitigkeit zu haben pflegt; vermöge deren ihm diese oder jene unter den praktischen Ideen lebhafter vorschwebt als die übrigen, die er in gleichem Grade anerkennen und ehren sollte. Der eine strebt bloß nach Cultur (Vollkommenheit); der andre kennt nur die Liebe (das Wohlwollen), und achtet nicht der Billigkeit noch des Rechts; ein dritter möchte die Staaten zu bloßen Zwangs-Maschinen machen, im Namen des Rechts, ohne Rücksicht auf die Billigkeit, noch auf wohlwollende und bildende Einrichtungen; ein vierter verwechselt das Recht mit der Billigkeit, und will, ohne Rücksicht auf vorhandene rechtskräftig gewordene Anordnungen und Urkunden, die gesellschaftlichen Vortheile und Nachtheile ausgleichen, damit alles, was Menschen einander zugestehn, sich gegenseitig vergelte; ein fünfter endlich meint den Gipfel der Weisheit zu ersteigen, wenn er die, für sich leere, Idee der innern Freyheit, (welche sich, ohne Kenntniß der übrigen Ideen, in bloße Consequenz verwandelt) als die Summa alles Edlen und Guten anpreis't. Keine dieser Verirrungen ist verkehrter als die andere: obgleich eine gefährlicher werden kann als die übrigen. Verderblicher aber als gemeine Irrthümer sind die sämmtlichen hier

erwähnten darum, weil jeder von ihnen sich mit einem gewissen Trotz behauptet, den das Bewußtseyn der einzelnen, zum Grunde liegenden, praktischen Idee hervorbringt.

Anmerkung. Wer nun den Fehler vermeidet, der hier gerügt worden, — wer vielmehr die aufgestellten Ideen zusammenzufassen, und gleichmäßig in sich wach zu erhalten sich bemüht: der wird in ihnen jene sanfte Führung finden, von der Platon so oft redet; freylich aber nicht gewaltsame Nöthigung, an die man sich seit Kant's kategorischem Imperative so gewöhnt hat, daß sie noch immer, trotz vielen Widerspruchs, der dagegen längst erhoben worden, für etwas Unleugbares pflegt gehalten zu werden. Daher hat man in der hier gegebenen Darstellung vermißt „die freye Selbstnöthigung" und: „das was dem Guten „seinen absoluten Werth, seine schlechthin verbindende „Kraft giebt." Hierüber kürzlich folgendes:

1.) Die Freyheit in Kant's Sinne, (frühere Denker waren darüber ganz anderer Meinung,) schwebt so sehr auf der Spitze des ganzen Kantischen Systems, daß Diejenigen sich sehr hüten mögen, sie nicht zu verlieren, die auch nur im mindesten von Kant abweichen.

2.) Die Selbstnöthigung ist nichts ursprünglich evidentes; kein Felsen, an dem jede entgegengesetzte Theorie scheitern müßte. Das ist factisch durch den Umstand bewiesen, daß sehr redliche und treffliche Männer sich zur Glückseligkeitslehre bekannt haben.

3.) Den absoluten Werth des Guten, und seine schlechthin verbindende Kraft, so dicht zusammenzustellen, als ob eins mit dem andern ungefähr einerley wäre, ist ein logischer Fehler. Der absolute Werth ist ein positiver, die verbindende Kraft ein negativer Begriff. Jener beruht auf einem Beyfall, dieser auf einem Misfallen.

4.) Wenn man alle psychologischen Erschleichungen bey Seite setzt, so bleibt von der schlechthin verbindenden Kraft allerdings etwas übrig, aber nicht mehr als dies: der Mensch kommt mit seiner praktischen Ueberlegung nicht eher zu einem vesten Ruhepuncte, als bis er unter allen Motiven, denen er sich hingeben könnte, die ganz unveränderlichen oben an zu stellen sich entschließt. Unveränderlich aber sind allein die Ideen; beharrlich ist insbesondere das Misfallen an der innern Unfreyheit, wenn man, ihnen zuwider, andern Motiven Raum giebt. Dieses fühlte Kant, als er von einer absoluten Selbstnöthigung redete.

Drittes Capitel.

Nachweisung anderer ästhetischer Elemente.

§. 86. Voran die Bemerkung, daß sich die eben aufgewiesenen sittlichen Verhältnisse noch in einer weitern ästhetischen Sphäre, nämlich in der der Poësie, wiederfinden. Denn die Poësie, welche alles Aesthetische umfaßt, sofern es sich, ohne Rücksicht auf einen außer ihm liegenden Zweck, in Worten darstellen läßt, findet doch ganz vorzüglich ihren Stoff in den menschlichen Verhältnissen; auf welche sich die sittlichen Elemente beziehen.

Allein in der Späre der Poësie erblickt man noch eine Menge anderer, dem täglichen Leben, den Betrachtungen über menschliche Schicksale, den politischen und religiösen Vorstellungsarten, der gesammten Natur abgewonnener Verhältnisse; welche bis jetzt weder bestimmt, noch aufgezählt sind; und sich daher nicht mit Genauigkeit anzeigen lassen.

Anmerkung 1. Der erste, sogleich auffallende Unterschied der sittlichen, und derjenigen Elemente, die der Poësie allein angehören, liegt darin, daß die Kunst den Menschen nicht bloß als thätig, als wollend, sondern auch als leidend betrachtet; ja daß diese letztere Ansicht bey weitem das Uebergewicht erlangt über jener. Denn das Handeln des Einzelnen verschwindet als unbedeutend, theils schon in der Gesellschaft, theils vollends in der Natur und in der Zeit; daher die tragische Kunst, welche die großen Umrisse menschlicher Verhältnisse an einzelnen Begebenheiten wie an Beyspielen darstellt, nur zu leicht auf das Schicksal geführt wird, dem sie nur durch Hülfe der Religion entgehen kann. — Die Mannigfaltigkeit des möglichen Leidens, (überhaupt des Empfindens, denn es ist hier von allen passiven Zuständen die Rede,) ergiebt nun mannigfaltige Verhältnisse, die man zum Behuf der allgemeinen Aesthetik gehörig wird sondern müssen.

Ferner ist zu bemerken, daß die Poësie zu den successiv darstellenden Künsten gehört; daher es bei ihr nicht bloß gleichzeitige, sondern auch successive Verhältnisse giebt. Und hier sind die allmählig fortgleitenden Veränderungen von denen zu unterscheiden, die sprungweise geschehen. Die letztern thun die stärkste Wirkung; aber sie müssen durch jene herbeygeführt werden, damit

nicht die Glieder des Verhältnisses auseinander fallen. Daher mag gern ein Dichter den Knoten, den er geschürzt hat, rasch auflösen, aber nur durch continuirlichen Fortgang natürlich wirkender Ursachen. Sonst klagt man über den deus ex machina.

Anmerkung 2. Die Poesie weicht übrigens in der Art, die sittlichen Elemente darzustellen, so äußerst weit ab von der Moral, welche die Begriffe als solche bearbeitet: daß man ungeachtet der Gemeinschaft beyder in Ansehung des Gebrauchs der praktischen Ideen, doch ihren Unterschied nicht weit zu suchen hat. Das Abstracte ist das gerade Widerspiel der Poesie; sie sucht dagegen den Hörer in den Zustand des Anschauens zu versetzen; so daß aus dem Anschauen sich das Empfinden entwickele, und zwar vorzüglich das Empfinden ästhetischer Verhältnisse, weil alle andre Empfindung zu unbestimmt und zu flüchtig ist, um einen sicheren Eindruck hervorzubringen.

Hieraus ergiebt sich sogleich der scheinbare Leichtsinn der Poesie, um dessentwillen sie für die Moral eine schlechte Gesellschaft zu seyn scheint. Es liegt nämlich der Poesie nichts an vollständiger Zusammenfassung aller praktischen Ideen; nichts an der Gleichheit des Gewichts, welches jeder Idee unter den übrigen zukommt. Hierauf aber beruht gerade die Moral, als die Lehre von dem Thun und Lassen, oder von den Pflichten. Für die Moral müssen die praktischen Ideen als Begriffe logisch behandelt werden; und hiemit sowohl, als mit der Forderung eines vorwurfsfreyen Lebens, hängt die Sorge zusammen, nichts auszulassen, oder gering zu schätzen, was beytragen könne zu dem Ganzen des Lobes oder Tadels. Davon weiß die Poesie nichts; sie verlangt im Gebiete der Begriffe nichts zu erschöpfen oder zu vollenden. Oftmals hat sie genug an einer einzigen unter den praktischen Ideen, wenn es ihr nur gelingt, die übrigen in Schatten zu stellen. Vergleiche unten §. 94 die erste Anmerkung.

§. 87. Viel bestimmter kennt man, wegen ihrer Einfachheit, die Verhältnisse in dem, was durch die beyden höheren Sinne unmittelbar gegeben wird; in den Farben und Tönen. Jedoch nur in so fern, als dabey von Raum und Zeit mag abstrahirt werden. Dies ist bey den Farben schwerer als bey den Tönen, weil in Hinsicht jener die Erscheinung in bestimmten Gestalten unvermeidlich und viel wichtiger ist als die Farben selbst; während bey zugleich klingenden Tönen die Zeit in der Regel nicht

in Betracht kommt. — Von Farben sowohl als Tönen gilt im Allgemeinen die Bemerkung, daß sehr nahestehende keine ästhetischen Verhältnisse bilden, am wenigsten gefallende Verhältnisse. Was die sanften Uebergänge der Farben in Gemälden, u. dgl. betrifft, so muß man bedenken, daß diese, ähnlich den melodischen Fortschreitungen, eine successive Auffassung, ein Fortgleiten des Blickes, bewirken; daß also hier schon das Zeitliche ins Spiel kommt.

Der bekannten, doch noch nicht genau gewürdigten, Contraste einfarbiger, zugleich gesehener, größerer Flächen, muß hier erwähnt werden als dessen, was den harmonischen und disharmonischen Verhältnissen zugleich und anhaltend klingender reiner Töne, zur Seite steht. Die letzteren sind die einzigen mit beynahe vollkommener Sicherheit seit Jahrhunderten bestimmten und anerkannten ästhetischen Elemente. *)

Anmerkung. Zu den Einwendungen, deren Gewicht in ihrer Dreistigkeit besteht, gehört auch die kecke Behauptung: die Zahlenverhältnisse, welche den Unterschied der harmonischen und disharmonischen Intervalle der Töne bestimmen, (und zwar einzig und allein bestimmen,) seyen nicht die Elemente des positiven Schönen in der Musik, und aus ihnen könnte bloß lästige Einförmigkeit hervorgehn, wenn nicht der schaffende Geist des Künstlers ihnen Seele und Bedeutung zu geben wüßte. — So muß also wohl gar die Harmonie sich aus dem Gebiete der Aesthetik vertreiben lassen! So muß der Choral, der freylich beynahe einzig auf der Harmonie beruht, wenigstens durch sie erst schön wird, sammt der darauf gewendeten Kunst eines Sebastian Bach und seiner Geistesverwandten, wohl dem Vorwurfe lästiger Einförmigkeit unterliegen! Und weil der Rhythmus ebenfalls das Unglück hat, durch Zahlen bestimmt zu seyn, muß er vermuthlich mit der Harmonie in die gleiche Verbannung gehn! — In der That, derjenige darf vom schaffenden

*) Gleichwohl habe ich Gelegenheit gehabt, eine Verwechselung physikalischer und psychologischer Bestimmungen, und hiemit einige sehr kleine, für die musikalische Kunst meist ganz unbedeutende Unsicherheiten in der Angabe der einfachen Tonverhältnisse, nachzuweisen, im zweyten Stück des Königsberger Archivs für Philosophie u. s. w.

schaffenden Geiste des Künstlers reden, der so die Elemente der Kunst mishandelt! Ein würdiges Seitenstück zur obigen logischen Entdeckung! (§. 84. Anm.)

§. 88. Raum und Zeit sind offenbar die Quellen sehr vieler, in alle Künste einfließender, ästhetischer Verhältnisse; unter denen sich am leichtesten die symmetrischen bestimmt erkennen lassen. Sie finden sich schon zwischen Puncten, in gleichen Abständen; zwischen der Peripherie des Kreises, und dem Mittelpuncte: und Parallelogrammen; bey den Linien der zweyten Ordnung, am meisten bey der Ellipse; bey allen durch Umdrehung um eine Achse entstehenden Körpern. Sie finden sich bey gleichen Zeiteintheilungen; und beynahe in allem, was Rhythmus, was Tact und Sylbenmaaß heißt.

Auffallend ist jedoch, daß Verletzung der Symmetrie viel gewisser das Häßliche, als Beobachtung derselben das Schöne hervorbringt. Die Folge bloßer Symmetrie ist lästige Einförmigkeit. Allein hier läuft man Gefahr, einen fremdartigen Gedanken in das Gebiet des Rein-Aesthetischen einzumengen. Die Einförmigkeit wird durch Abwechselung gehoben; aber das Bedürfniß der Abwechselung hängt mit dem Mechanismus der Begierden zusammen, und ist wohl zu unterscheiden von ästhetischer Beurtheilung, die nur einen aufgefaßten Gegenstand in Hinsicht seiner Beschaffenheit betreffen kann.

Gleichwohl muß die Art der ästhetisch-erlaubten Abwechselungen angegeben werden können, und hierin müssen neue ästhetische Verhältnisse liegen, die aber noch größtentheils unbekannt sind. Erwähnen kann man indessen der Säulen-Verhältnisse, welche ohne Zweifel der successiven Auffassung angehören, indem das Auge entweder vom Boden aufwärts steigt, oder der gewohnten Richtung der Schwere gemäß, von dem was auf der Säule ruht, herunter, und an ihr selbst herabläuft. Der wichtige Gegensatz des Oben und Unten bringt ähnliche

Successionen in die Auffassung alles Architektonischen, aller Gestalten der Pflanzen und Thiere.

Wie nun hier das Räumliche successiv, so wird vielfältig das Zeitliche auf räumliche Weise gedacht, und dem gemäß beurtheilt. Am Ende jeder Darstellung der successiv fortschreitenden Künste, schwebt ein Ganzes vor uns, dessen Theile eine Art von räumlicher Proportion besitzen müssen, obschon wir nur allmählig zur Kenntniß dieser Theile gelangt sind. An Bestimmung solcher Proportionen scheinen vorzüglich die Rhetoren gedacht zu haben, indem sie nicht, wie die Dichter, die einzelnen Rhythmen, welche der successiven Auffassung anheim fallen, sondern vielmehr die größern Umrisse ganzer Perioden, ja ganzer Reden, ihren Vorschriften unterworfen haben; welche Umrisse offenbar erst am Ende, bey der Zusammenfassung des Vorgetragenen, können bemerkt werden.

Anmerkung. Um eine scheinbare Schwierigkeit zu heben, wird es wohl nöthig seyn, über den Begriff der Abwechselung etwas zu sagen. Es giebt nämlich zweyerley verschiedene Abwechselung; eine ästhetische, und eine andre um des psychologischen Bedürfnisses willen. Die erste ist der Sitz des successiven Schönen (z. B. der Melodie), die zweyte unterbricht den Zusammenhang der ästhetischen Auffassung, sie zerreißt ihn gewaltsam, wenn der Künstler nicht selbst dafür gesorgt hat, sie herbeyzuführen. Je längere Fäden des successiven Schönen dergestalt fortlaufen, daß das psychologische Bedürfniß der Abwechselung weder sich meldet, noch durch fremdartige Einmischungen befriedigt wird, desto größer ist der Künstler. Aber die Kunst hat auch in dieser Hinsicht ihre Gränzen; ein Musikstück darf nicht eine Stunde, eine Tragödie nicht einen Tag lang dauern; das Tempo und der Gang der Handlung dürfen nicht gar zu langsam genommen werden; dies ist nicht ästhetisch, sondern psychologisch nothwendig. Ein dramatisches Werk, doppelt so lang, als Schillers Don Carlos, könnte die schönsten Verhältnisse sowohl im Umrisse als in der Ausführung, haben; dennoch wäre es ein Koloß, in dessen Auffassung der Zuschauer lange vor dem Ende ermüden — und sich nach Abwechselung sehnen würde. Auf solche Weise wird das Schöne selbst lästig; und gilt bey allem innern Reichthum für einförmig, weil der Auffassende überall nicht mehr schauen, — sondern selbst irgend

etwas thun will, wäre es auch das Gemeinste und Unbedeutendste.

§. 89. Die mangelhafte Kenntniß der ästhetischen Elemente rührt ohne Zweifel weit weniger von den Schwierigkeiten sie zu erlangen, als von Vernachlässigung her. Auf die Winke, welche die Musik geben konnte, ist nicht geachtet worden; es fehlt viel, daß die sittlichen Elemente anerkannt wären; selbst die Symmetrie schien etwas Untergeordnetes. Denn man hat nicht Lust, sich bey der Kenntniß des Einfachen, des bloß Richtigen, aufzuhalten, man strebt nach dem Effect; und wirft sich eben damit in das Meer der Eindrücke, welche die Künste hervorbringen. Die einflußreichste der Künste, die Poesie, wird am meisten gemißhandelt; denn während man Pinsel und Meißel erst führen, ein Instrument erst spielen lernt, und bey der Gelegenheit doch noch zuweilen die von den Meistern aufgefundenen Elemente sich zeigen läßt: glaubt jeder sprechen zu können, daher will jeder dichten; nachahmend auf gut Glück, hintennach die Sprache mehr als das Auszusprechende studirend; endlich sich auf sein Gefühl verlassend, weil die großen Genie's auch ohne genaue Kenntniß der einfachen Elemente das Schöne getroffen haben. Uebrigens sind ohne Zweifel die poetischen Elemente schon ihrer großen Mannigfaltigkeit wegen am schwersten zu finden.

Sollen aber irgend einmal die ästhetischen Elemente vollständig entdeckt, und damit eine allgemeine Aesthetik möglich gemacht werden; so muß man durchgängig das Schöne von dem Stoff, an welchem, und den Bedingungen, unter welchen es erscheint, genau unterscheiden, und dann noch das Successive, als das Schwierigere, von dem Simultanen, als dem Klåreren, abtrennen. Die analytischen Betrachtungen über das bekannte Schöne müssen dabey bis auf die allerletzten Verhältnisse, an denen noch etwas gefallendes oder misfallendes wahrzunehmen ist, zurückgeführt werden; und das Interesse der gründ-

lichen Kenntniß vielmehr als der künstlerischen Production muß die Untersuchung leiten. Die Metaphysik endlich muß ganz entfernt gehalten werden. (§. 74—78.)

Anmerkung. Obgleich theoretisches Wissen und ästhetisches Urtheilen gänzlich verschieden sind: so soll doch hiemit nicht geleugnet werden, daß jenes helfen könne, um dieses zur Deutlichkeit zu bringen. Es ist vielmehr wahrscheinlich, daß eine bessere Aesthetik nicht eher als im Gefolge einer bessern Psychologie erscheinen werde. Der Verfasser, der vieljährige Nachforschungen wegen der letztern angestellt hat, glaubt wahrzunehmen, daß die Verschiedenheit der Gemüthszustände bey verschiedenen ästhetischen Urtheilen, und hiemit auch die Uebergänge und Mischungen dieser Zustände, ungleich mannigfaltiger seyen, als man es sich ohne speculative Psychologie irgend mag vorstellen können. Alles dies Verschiedene gesondert, und deutlich, festzuhalten, und jedes Einzelne in seiner ganzen Bestimmtheit zu erkennen, dies scheint einen Grad von Ausbildung des speculativen Denkens zu erfordern, dessen Mangel sich durch bloß ästhetische Betrachtung schwerlich ersetzen läßt.

Viertes Capitel.

Von den Künsten und den Kunstlehren.

§. 90. Jede Kunst bedarf eines Stoffes, an welchem sie das Schöne darstellt, und es giebt für sie Bedingungen, unter welchen ihre Darstellungen aufgefaßt und gewürdigt werden. Ist der Stoff zu spröde, sind die Bedingungen zu schwer zu erfüllen, so entsteht für die meisten Künste die Frage, wozu denn überhaupt die Existenz des Kunstwerks nöthig sey? Es ist erlaubt, darauf verneinend zu antworten, und die Kunst liegen zu lassen.

§. 91. Hier aber scheidet sich die erhabenste der Kunstlehren, die Tugendlehre, ganz und gar von den übrigen. Ihr Stoff, der Mensch, ist einmal vorhanden; die Auffassung des Werks geschieht mindestens im eigenen Gewissen; das Misfallen schon an der mangelnden Tugend ist unvermeidlich; und dieses Misfallen ist das bleibendste

unter allen Motiven menschlicher Handlungen und Gesinnungen.

Die Kenntniß des Stoffes wird hier theils durch Erfahrung gewonnen, theils durch Psychologie. In so fern also bekommt die Metaphysik einen Einfluß auf die Kunstlehren, den sie auf die allgemeine Aesthetik nicht haben durfte.

Ein paar Hauptzweige der Tugendlehre sind die Politik und Pädagogik. Für jene ergeben sich aus den ursprünglichen praktischen Ideen (§. 80—84.) eben so viele abgeleitete, welche mit der Erwägung menschlicher Schranken und Hülfsmittel müssen verbunden werden. Die Idee des Rechts (§. 83.) macht dabey die Grundlage, weil ohne sie gar keine vernunftmäßige Anordnung der Gesellschaft kann gedacht werden. Die Pädagogik beruhet unmittelbar auf den ursprünglichen praktischen Ideen; unter denen jedoch die Idee der Vollkommenheit (§. 81.) besonders herauszuheben ist; nicht zwar wegen größerer Wichtigkeit, sondern weil der durch sie bestimmte Theil des Zwecks der Erziehung (Belebung eines vielseitigen Interesse) den größten Aufwand mannigfaltiger Bemühungen erfordert, und weil hiedurch zugleich die Grundlage der übrigen sittlichen Bildung gewonnen wird.

Die Religionslehre gehört auch hierher, in so fern die Idee von Gott aus den einfachen praktischen Ideen muß zusammengesetzt werden. Allein die Grundlage des Wissens und Glaubens hängt hier dennoch von der Metaphysik ab; daher auch das Weitere von diesem Gegenstande bis dahin wird verschoben werden.

Anmerkung. Wegen der Staatslehre kann sich der Verfasser berufen auf seine allgemeine praktische Philosophie. Was aber die Religionslehre anlangt, so hätte in jenem Buche, am Ende des ersten Theils, die Idee der beseelten Gesellschaft (abgeleitet von der der innern Freyheit) noch erhöhet werden sollen zu jener Gemeinschaft der Geister, welche Kant (in seiner Grundlegung zur Metaphysik der Sitten) das Reich der Zwecke, Cicero in den Büchern

de legibus die societas hominum atque Deorum nennt. Alsdann wäre der Uebergang offen gewesen zur Idee von Gott und von der Kirche.

Die Idee von Gott enthält zuvörderst Weisheit und Heiligkeit, — zusammen genommen innere Freyheit; dann Allmacht, als höchste Vollkommenheit; reine und allumfassende Güte, das Wohlwollen; endlich Gerechtigkeit, insbesondere die sogenannte distributive, die nichts anderes ist als Billigkeit in dem Sinne des §. 84. — Mögen nun Diejenigen, welche sich erlauben von den praktischen Ideen geringschätzig zu denken, einmal versuchen, die vorbenannten göttlichen Eigenschaften aus der Idee von Gott herauszunehmen; mögen sie alsdann ihr Residuum ins Auge fassen! Entweder enthält es noch dieselben Grundgedanken, nur unter andern Namen: oder es wird Nichts übrig bleiben als ein nackter, gleichgültiger theoretischer Begriff, wo nicht offenbare Schwärmerey. Mögen sie auch versuchen, eine jener Eigenschaften höher als eine andre, oder über alle etwas Höheres zu stellen; — mancherley entgegengesetzte Künsteleyen können daraus hervorgehn, aber Nichts, was den Lehrer der Religion nicht im Stiche ließe, wenn es darauf ankömmt, Menschen von geradem Verstande mit Ehrfurcht und Vertrauen gegen das höchste Wesen zu erfüllen.

§. 92. Alle übrigen Künste beruhen in der Ausübung auf dem willkührlichen Entschlusse, einen gewissen Stoff zu bearbeiten; und erst hintennach folgt die ästhetische Beurtheilung, durch welche der Mensch sich angetrieben findet, das Schöne zu suchen und das Häßliche zu meiden. So werden selbst Werke, deren Verfertigung eine ganz andre Absicht hat, als Darstellung des Schönen, dennoch den ästhetischen Forderungen unterworfen. Aber wenn der Verfertiger bloß in der Absicht ein Kunstwerk zu liefern, an die Arbeit ging, so bedarf die Willkühr dieses Entschlusses, (wofern nicht vom bloßen Zeitvertreibe die Rede ist) einer Gunst, welche selten durch das Schöne allein, und den darauf gelegten Werth, kann erreicht werden. Wenigstens wo uns zur Betrachtung des Werkes eine länger anhaltende Aufmerksamkeit angemuthet wird, da fordern wir, im Aufmerken unterstützt zu werden durch Abwechselung; wir fordern Unterhaltung.

Deshalb mischt sich in allen größern Kunstwerken das Unterhaltende als ein beträchtlicher Zusatz zum Schönen. So pflegt sich die Poesie an eine Fabel zu lehnen, und der Maler und Bildhauer wählt gern einen recht ergreifenden Moment aus der Mitte der Fabel, besonders wo er nicht durch den Reichthum seiner Darstellung (wie in der Landschaft, in welcher das Auge lustwandelt) die Beschauer zu fesseln hofft.

Hieraus nun entspringen in allen Kunstlehren eine Menge von Regeln, wie das Unterhaltende zu erzielen, wie seine Gegentheile, das Langweilige, das Anstößige, das Unfaßliche, das Unwahrscheinliche, zu vermeiden seyen. Z. B. die drey Einheiten im Drama, welche offenbar nicht auf Production des Schönen, sondern auf Faßlichkeit und Concentration der Aufmerksamkeit berechnet sind.

Anmerkung. Bey den drey letzten Paragraphen dieses Abschnitts kann auf keine andre Schrift des Verfassers verwiesen werden; und in Anmerkungen sie genügend zu erläutern, ist innerhalb der hier zu beobachtenden Gränzen unmöglich. — Wer über das Verhältniß des Stoffes und des an ihm dargestellten Schönen in einem Kunstwerke, nachdenken will: der nehme sich ein Beyspiel, dessen Stoff, noch unbearbeitet, in einer andern Darstellung bequem zur Vergleichung vor Augen liegt. Das Beyspiel sey etwan jenes von den kämpfenden Horatiern und Curiatiern; Livius erzählt die Geschichte, Corneille giebt das Drama, und zugleich ein Urtheil darüber. Der Stoff ist günstig; er bietet eine Menge ästhetischer Verhältnisse dar; und, was das Beste ist, diese Verhältnisse stehn in sehr inniger Verbindung, sie machen fast von selbst ein Ganzes. Auf zwey Familien fällt die Last des Kampfes zweyer Völker; während die Frauen davon tief leiden, (wiewohl nicht ohne Standhaftigkeit) erhebt sich der Muth der Männer; aber unter diesen hebt der Dichter den Römersinn des Horatiers, dem der Sieg beschieden, bis zu einer Härte und Uebertreibung, die den Schwestermord vorbereitet, und dadurch dem Stücke wahrhaft Einheit giebt; obgleich Corneille selbst — ungerecht, wie es scheint, gegen sein eignes Werk — der Handlung Schuld giebt, sie spalte sich in zwey Theile. Dies ist der Fall beym Livius, wo die Schwester uns erst hintennach begegnet; nicht so im Gedichte, wo sie und ihr Schicksal uns von Anfang bis zu Ende beschäfftigen, und wo der Charakter des Horatiers kunst-

voll alles zusammenhält. Kunstvoll wickeln sich die Situationen auseinander; die Verhältnisse wechseln stark, obgleich die Handlung langsam fortschreitet; ächt tragisch verwandelt Ein Augenblick den siegprangenden Helden in einen Verbrecher, unterwirft ihn einer Anklage, und verleitet ihn fast zum Selbstmorde. Auch hier scheint der Dichter ungerecht gegen sein Werk; er findet diesen Uebergang gar zu plötzlich, er will eine ausführlichere Darstellung, wodurch jedoch die Glieder des Verhältnisses nicht deutlicher, sondern nur das Eintreten desselben etwas faßlicher hätte werden können. Nur am Ende scheint das Werk nicht kräftig genug; der Richterspruch ist eine Art von Ceremonie, anstatt daß die Schmach, angeklagt zu stehn vor den Seinen und dem Volke, mehr hervortreten, und auch den Schuldigen tiefer verwunden — dennoch aber seinen Sinn nicht brechen sollte. — Dieses vortreffliche Kunstwerk wird unter uns minder geschätzt, als es zu verdienen scheint. Warum? — Vielleicht würde man nicht ganz irren, wenn man antwortete: darum, weil es zu streng, zu abgeschlossen, — weil es in seiner Art gar zu vollkommen ist. Für uns ist es nicht bunt genug; wir lieben noch mehr Unterhaltung und Abwechselung.

§. 93. Aber nicht bloß Unterhaltendes, sondern auch Reizendes, Theilnahme Weckendes, Imponirendes, — Lächerliches, wird dem Schönen beygemischt, um dem Werke Gunst und Interesse zu schaffen. So erlangt das Schöne gleichsam verschiedene Farben; es wird anmuthig, prächtig, tragisch, komisch, — und es kann alles dieses werden, denn das für sich ruhige ästhetische Urtheil erträgt gleichwohl die Begleitung mancher, ihm fremdartiger Aufregungen des Gemüthes. Die Formen der Kunstwerke werden hiedurch vervielfältigt; und die verschiedenen Denkungsarten und Stimmungen zur Aufnahme des Schönen empfänglicher gemacht. Aber die Kunst kann durch Misbrauch der genannten Zusätze entarten; dann nämlich, wenn sie über dem bloß Interessanten das Schöne vergißt; welches sich durch den Mangel eines bleibenden Eindrucks, einer bleibenden Hochschätzung verräth. Denn alles fremdartige Interesse erkaltet sehr bald; ja die Gunst, die es Anfangs schaffte, verwandelt sich gar leicht in den Verdruß über das willkührliche Machwerk, welches sich

anmaaßte mit unsern Gefühlen sein Spiel zu treiben. Die ästhetischen Urtheile allein besitzen den Vorzug der unveränderlichen Dauer, und ertheilen ihn dem Gegenstande, der ihnen entspricht.

Anmerkung. Eine Fluth von Schriften, welche mit wahren Kunstwerken nicht bloß die äußere Form, sondern auch den lebhaften Beyfall der Leser für eine kurze Zeit gemein haben, ohne ihn behaupten zu können, — so daß die Verfasser einen großen Ruhm gewinnen und wieder verlieren, — würde zur letzten Hälfte dieses Paragraphen die Beyspiele liefern können. Alles, was durch weichliche Sentimentalität, oder durch seltsame und grausenhafte Phantasmagorie, oder durch Sinnenkitzel, oder auch durch ein Gemenge von dergleichen Materialien, seine Geltung erlangt, muß sich gefallen lassen, verdrängt zu werden durch andre, nicht bessere, aber neue und mit noch flüchtigeren Reizen ausgestattete Machwerke. Soll einmal irgend ein anderes Interesse, als das rein ästhetische, vorwiegen, so muß dies ein historisches, weltbürgerliches, religiöses, kurz ein bleibendes und kein zufälliges seyn; (wobey wir für einen Augenblick vergessen dürfen, daß in dem religiösen und weltbürgerlichen doch ein ästhetisches versteckt liegt, und das historische nur relativ bleibend und wesentlich ist, nämlich in so fern sich die Nachkommen für diejenigen interessiren, die sie in irgend einem Sinne als ihre Vorfahren und Angehörigen betrachten.) Hier kann Schillers Wilhelm Tell genannt werden; ein auffallendes Gegenstück zu jenem Werke des Corneille. Ein ganzes Land trägt hier den Druck, und widerstrebt ihm; alle Stände wirken zusammen; jeder thut Etwas, keiner etwas Ganzes; man sieht eine große Bewegung, aber bey so viel aufgeregten Kräften scheint die Hauptperson kaum nöthig, um das Ziel zu erreichen. Ein unaufhörlicher Wechsel von Scenen erschwert die Zusammenfassung; der Schauplatz ist nicht ein Ort, sondern eine Provinz; eine Menge von Verhandlungen wird dargestellt, die vielfach anders seyn könnten, ohne in der Hauptsache etwas zu ändern. — Ungeachtet dieser höchst lockern Verknüpfung hängt dennoch Alles zusammen, nämlich in dem Einen Hauptinteresse, welches der Geschichte eigen ist. Die Größe des Gemäldes und die Wichtigkeit des Gegenstandes entschädigen uns wegen der dramatischen Mängel.

§. 94. Der Stoff und das ihm eigene Interesse, dient in der Regel zum Verbindungsmittel (gleichsam zum Gerüste) für ein sehr mannigfaltiges, daran gefügtes Schönes. Die Einheit eines Kunstwerks ist nur selten

eine ästhetische Einheit; und man würde in sehr falsche Speculationen gerathen, wenn man sie allgemein dafür halten wollte. Ein Gemälde enthält ästhetische Verhältnisse der Farben: diese bestehen für sich. Es enthält ästhetische Verhältnisse der Gestalt, der Zeichnung; diese bestehen wieder für sich; sie hätten selbst ohne bunte Färbung (in getuschter Manier, oder im schwarzen Kupferstich) erscheinen können. Es enthält endlich ästhetische Verhältnisse in dem dargestellten Gedanken; diese sind poetischer Art; vielleicht vom Dichter entlehnt, oder sie können doch durch Worte, abgesondert von dem begleitenden räumlichen Schönen, ausgesprochen werden. Nun beruht allerdings der Werth des Gemäldes nicht bloß auf der Summe jener verschiedenartigen Schönheiten, sondern auch auf deren schicklicher Verbindung. Z. B. dem tragischen Gedanken entspricht das düstere Colorit, und der kühne Wurf in der Zeichnung; dem heitern, lachenden Gedanken schmiegt sich an, die Helligkeit der Tinten, die zierliche Ausarbeitung aller Theile, vielleicht selbst die niedliche Kleinheit des Formats. Allein dies Schickliche ist dennoch, ästhetisch betrachtet, etwas höchst Untergeordnetes, und welches vielmehr an der Beschaffenheit des Stoffes hängt als an irgend einer Gattung des in ihm dargestellten mannigfaltigen Schönen. Die Farbe konnte nicht hinweisen auf die Zeichnung; die gefällige Form noch weniger auf den Gedanken; der Gedanke eben so wenig auf das Ebenmaaß der Figuren; der vielseitig gebildete Geist des Künstlers war es, welcher alle diese Schönheiten an Einer Stelle versammelte.

Anmerkung. Die Ungleichartigkeit dessen, was einem Kunstwerke die Einheit giebt, mit den ästhetischen Verhältnissen selbst, die seine Hauptbestandtheile ausmachen, zeigt sich sehr klar in der Thierfabel; wo der eigentliche Sinn, in dem Kreise der menschlichen Angelegenheiten, das gesammte anschauliche Mannigfaltige hingegen, worauf das Poetische der Darstellung beruht, außerhalb dieses Kreises, in der Thierwelt liegt. Man erinnere sich an Reineke Fuchs, die größte, schönste, (von Göthe mit

der Fülle des epischen Lebens ausgestatteten Fabel solcher Art. Der Gegenstand derselben ist die Frage: wie machen es die Verbrecher, unter schwachen Regierungen der Strafe zu entgehn? und die Antwort: sie benutzen die Begierden, worin die Schwäche der Mächtigen besteht. Dieser Gedanke ist an sich nicht im mindesten poetisch oder ästhetisch; gleichwohl liegt er der ganzen Erzählung zum Grunde. Das herrschende ästhetische Verhältniß aber liegt hier, wie in so vielen komischen Kunstwerken, in der Idee der Vollkommenheit, (§. 81.). Es ist die Schlauheit des Fuchses, welche als Stärke gefällt. Gegenüber steht ein Analogon der Billigkeit, indem die Thoren ihren Schaden sich selbst zuziehn. Mit der größten Sorgfalt aber muß in Erzählungen solcher Art verhütet werden, daß kein höheres moralisches Interesse rege werde, und daß keine Theilnahme für die Leidenden erwache. Der Leser selbst muß absichtlich ein Auge zudrücken, um die Schändlichkeit des Fuchses für jetzt zu ignoriren. Eben darum aber sind alle Poesien dieser Art von flüchtiger Wirkung, und können sich niemals in den Rang der ernsten Gattungen erheben.

Am auffallendsten ohne Zweifel ist die Aggregation eines mannigfaltigen Schönen in der Oper. Hier wirken Musik, Malerey, Poesie zusammen zur Erregung gewisser Empfindungen der Theilnahme an den handelnden Personen. Aber dieser Vereinigungspunkt der verschiedenen Künste ist selbst gar nicht von ästhetischer Art; noch mehr, die bloße dramatische Poesie, ohne Musik, ohne so lebhafte Beschäftigung des Auges, würde denselben Haupt-Effekt viel sicherer erreicht haben, denn das Gemüth wäre weniger zerstreut worden. In der That aber ist das, was hier die Einheit bildet, Nebensache: die Fabel ist der bloße Träger aller der Eindrücke, deren Summe man für dasmal zu einem Maximum hat steigern wollen. Daher ist auch alle ängstliche Genauigkeit im Zusammenfügen der heterogenen Schönheiten übel angebracht. Die Malerey bildet hier doch eine Reihe von Kunstwerken für sich; die Musik entwickelt ihre Gedanken vielemal schneller, und ist daher in einem gegebenen Zeitraum ungleich gedankenreicher, als die sylbenweise abgesungene Poesie; und so ist es ganz vergeblich, diese Künste einen gleichen Schritt leh-

ren, sie zu einer wahren ästhetischen Einheit verbinden zu wollen.

Die Hauptabsicht dieser Bemerkungen aber ist, den falschen Deutungen zuvorzukommen, zu welchen so sehr zusammengesetzte Kunstwerke Anlaß zu geben pflegen, und wodurch vielfältig die Aufmerksamkeit vom Aufsuchen der wahren, einfachen ästhetischen Elemente ganz abgelenkt wird.

Anmerkung. Auf die ganze bisherige Darstellung wird mehr Licht fallen, wenn wir zur Vergleichung die alte Ansicht daneben stellen, welche bis in die neueste Zeit einen unverkennbaren Einfluß behauptet hat.

Platon und Aristoteles stimmen darin zusammen, daß sie das Wesentliche der Kunst in der Nachahmung suchen. Der letztere vergißt auch nicht anzumerken, (gleich im Anfange seiner Poetik,) daß die Nachahmung eben sowohl auf das Gleichgültige, und auf das Schlechte, als auf das Schöne und Gute gehe. Wobey sogleich die Fragen entstehn: was für einen Werth hat die bloße Nachahmung? was für einen Werth insbesondere die Nachahmung des Gleichgültigen und Schlechten? Und welcher Künstler wird bloßer Nachahmer seyn wollen; da ja alle das Nachgeahmte zu vergrößern, zu übertreffen, und mit der kühnsten Phantasie der wirklichen Welt zu entrücken suchen; welches offenbar ein Fehler wäre, wenn in der Nachahmung das Gesetz der Kunst bestände. Endlich was kann denn unsre heutige Musik nachahmen; die schlechterdings kein Vorbild in der Natur antrifft, und die fast immer, wo sie es unternimmt etwas zu malen, von ihrer Würde herabsinkt?

Alle diese Fragen beantworten sich von selbst, — aber auch die Untauglichkeit des Princips der Nachahmung für die Aesthetik verräth sich sogleich, — wenn man bemerkt, daß in der Nachahmung ein Reiz zur Lebensthätigkeit liegt. Hierin kommt die Kunst des schnödesten Possenreißers oftmals der edelsten Kunst des Dichters ganz nahe; und eine gemeine Tanzmusik zeigt sogar deutlicher, als die erhabenste Fuge, was die Musik nachahme — nämlich den Fluß der menschlichen Bewegungen, Vorstellungen und Empfindungen. Mit einem Worte: es ist der psychologische Mechanismus, den alle Künstler aus demselben Grunde studiren sollten, aus welchem die Maler und Bildhauer sich das Studium der Anatomie angelegen seyn lassen, — nicht um das Schöne, sondern um das Natürliche hervorbringen zu lernen. Denn diese Art von Natürlichkeit, welche den Lauf des psycholo-

gischen Mechanismus nachahmt, ihm entspricht, und eben dadurch ihn anregt, — fodert man von jedem Kunstwerke zuerst; und das drückt man populär so aus: das Kunstwerk soll lebendig seyn und belebend wirken.

Aber aus demselben Grunde, aus welchem Platon die Dichter nicht in seiner Republik dulden wollte, — und der ist in der That nur der, daß der Lebensreiz der Natürlichkeit dem Schlechten eben sowohl als dem Schönen und Guten eigen ist, — muß man das Princip der Nachahmung in der Aesthetik, zwar nicht ganz verwerfen, aber unterordnen. Auch geschieht das wirklich, nur allmählig. Mit den homerischen Göttern, die dem Platon so anstößig waren, wird heut zu Tage kein Dichter mehr Glück machen; auch das Schicksal spukt nur auf unsern Bühnen, es wird bald entfliehen. Und wenn die Kunst sich vollends wird gereinigt haben — dann wird Niemand mehr Bedenken tragen, die praktische Philosophie in die Mitte der Aesthetik zu stellen.

Vierter Abschnitt.

Einleitung in die Metaphysik.

Erstes Capitel.

Nachweisung der gegebenen, und zugleich widersprechenden, Grundbegriffe.

§. 95. Die gleich zu Anfange aufgestellten Zweifel (§. 19—28.) haben schon den Glauben wankend gemacht, als ob unsre Erfahrung, so wie sie im gemeinen Verstande vorgefunden, und durch empirische Wissenschaften erweitert wird, ein zuverlässiges Wissen darböte. Es ist jetzt nothwendig, einen schärfern Blick auf das Obige zurückzuwenden, damit fürs erste der Zweifel sich in eine bestimmte Kenntniß der metaphysischen Probleme verwandele.

Dieses nun würde sich auf einem kürzeren Wege, als dem jetzt einzuschlagenden, erreichen lassen. Die drey Hauptprobleme wenigstens, an deren Auflösung das Uebrige sich von selbst anschließt, — die Begriffe des Dinges mit mehrern Merkmalen, der Veränderung, und des Ich, — lassen sich in ihrer doppelten Eigenschaft, erstlich als gegeben, zweytens als mit innern Widersprüchen behaftet, einem vorurtheilsfreyen, natürlich hellen Kopfe ohne Schwierigkeit kenntlich machen.

Allein außer der Kenntniß der Probleme soll auch noch eine Leichtigkeit gewonnen werden, den langen Weg der Untersuchung, wodurch die Probleme gelöst werden, ohne Ermüdung zurückzulegen; und eine Kraft, die allmählig zu erwerbenden Aufschlüsse in eine veste und wohl verbundene Ueberzeugung zusammenzudrängen. Schon deshalb würde eine vorbereitende, mehrseitige Beschäftigung mit den metaphysischen Gegenständen anzurathen seyn; wenn es auch nicht Pflicht wäre, die beschränkende Angewöhnung an die Vorstellungsarten eines einzigen Systems zu vermeiden.

Anmerkung. Nicht blos die ganze Möglichkeit metaphysischer Einsicht, sondern selbst die Möglichkeit, auch nur die ersten Anfänge metaphysischer Nachforschung zu gewinnen, hängt davon ab, daß man das Widersprechende in den gegebenen Erfahrungs-Formen scharf auffasse. Diese Behauptung ohne Scheu vor der Befremdung, die sie erregt, und vor dem Tadel, den sie sich zuzieht, streng und bestimmt auszusprechen, so lange, und so oft, bis man endlich anfangen wird, darüber ernstlich nachzudenken, — ist Pflicht des öffentlichen Lehrers der Philosophie. Es ist Pflicht zu erinnern, daß die scholastische Philosophie, die sich in den Schriften der Wolfischen Periode noch größtentheils wiederfindet, anerkannter Weise die eigentlichen Anfänge der Speculation verloren hatte über einer Tradition aus alter Zeit, deren Ursprung sie nicht begriff; und daß Kant bey seinem kritischen Geschäffte überall auf der einen Seite an vorgefundenen Irrthümern haftete, die er wegschaffen wollte, und anderseits an gewohnten Irrthümern, (der Seelenvermögen und der Pflichtenlehre) deren Druck er nicht abzuwerfen vermochte. Es ist Pflicht zu wiederhohlen, daß Platon und die Eleaten, in ihrem Streite gegen die Lehren vom beständigen Flusse der Dinge, und daß Fichte in unserer Zeit, Widersprüche nachgewiesen haben, jene in den Formen der äußern, dieser in denen der innern Erfahrung. Hier sind die verlornen und verkannten Anfänge der Metaphysik. Sie müssen aber noch sorgfältiger und vollständiger nachgewiesen, und besser zusammengestellt werden; das ist in diesem Buche geschehn; und früher in des Vfs. Hauptpuncten der Metaphysik.

Aber (so wendet man ein,) wie können denn die Erfahrungsbegriffe wirklich gedacht, und von Jedermann gedacht werden, die unmöglich sind, die sich widersprechen? — Es ist selt-

sam, daß ein solcher Einwurf ernstlich vorgebracht werden kann von Männern, deren Jeder vielmals seinen Gegner gesucht hat ad absurdum zu führen. Der Gegner könnte ja auch sagen: was ich wirklich denke, das muß denkbar, also kann es nicht absurd seyn. Auf die Weise wären alle Irrthümer gerechtfertigt. — Und wäre man denn verlegen um die Antwort, die einem solchen Gegner gebührte? Man würde ihn doch wohl sogleich auf sein dunkles, verworrenes Denken aufmerksam machen, in welchem er die widerstreitenden Merkmale nicht gesondert, also nicht verglichen hatte; gleich einem Träumenden, der das Ungereimteste wirklich träumt, beym Aufwachen aber diese Wirklichkeit keineswegs für einen Beweis von der Denkbarkeit des Geträumten hält. — Alle Philosophie sucht die Träumenden aufzuwecken; und diese Einleitung braucht wenigstens nicht leise zu reden aus Schonung für die angenehmen Träume einiger schlummernden Philosophen, gesetzt auch, es wären darunter Träume vom Uebersinnlichen, vom Unbedingten, und ähnlichen, des wachenden Denkens sehr würdigen Gegenständen.

§. 96. Die erhobenen Zweifel waren von zweyerley Art. Die ersteren traten der Meinung entgegen, als ob wir durch die Sinne eine Kenntniß von der wahren Beschaffenheit der Dinge zu erlangen hoffen dürften. Die folgenden betrafen die Form der Erfahrung, und es wurde der Verdacht erregt, daß diese Form überhaupt nicht gegeben, sondern ersonnen sey.

In Ansehung des Ersten wird sich leicht der Zweifel in die Gewißheit verwandeln lassen, daß wir das Was der Dinge nicht erkennen, wenigstens nicht auf dem Wege einer, auch noch so weit fortgesetzten Erfahrung und Beobachtung. Dazu gehört nur eine bestimmtere Erneuerung der schon oben angedeuteten Reflexionen.

Was hingegen die Formen der Erfahrung betrifft: so ist eben die Consequenz, mit welcher oben die sämmtlichen Formen zugleich angegriffen sind, das sicherste Heilmittel wider diese Art des Zweifels. Man erträgt es allenfalls, die eine oder die andre Form, z. B. der Causalität, oder der Zweckmäßigkeit, ernstlich in Verdacht zu nehmen:

wer

wer aber sich auf einen Augenblick überwinden wollte, sich alle seine einfachen Empfindungen als eine völlig formlose, chaotische Masse vorzustellen, den würde sehr bald die Nothwendigkeit, ihnen die längst bekannten Formen von neuem beyzulegen, von allen Seiten ergreifen; und es würde von dem vorigen Zweifel nichts anders als die sehr gerechte Verwunderung übrig bleiben: wie es möglich sey, so mannigfaltige Formen jeden Augenblick wirklich wahrzunehmen, die doch in der That weder für sich allein, noch in der Materie des Gegebenen können angetroffen werden. — Indem man nun diese, allerdings höchst schwierige, aber die Grundlage der Metaphysik gar nicht berührende, vielmehr lediglich psychologische Frage noch auf langehin bey Seite setzt; indem man zugleich zur vesten Anerkennung der Thatsache zurückkehrt, daß die Formen gegeben, und für jeden einzelnen sinnlichen Gegenstand auf eine ihm eigne, bestimmte Weise gegeben sind: findet man sich dadurch zuvörderst wieder auf den Standpunct der gemeinen Welt-Ansicht zurückversetzt; man kann aber dennoch, einmal aufmerksam gemacht, jetzt schwerlich umhin, die Begriffe, welche wir in Hinsicht jener Formen gemeinhin hegen, genauer anzusehn und zu prüfen. — Es wird sich zeigen, daß diese Begriffe, während sie uns durch die Erfahrung wirklich aufgedrungen werden, sich dennoch nicht denken lassen; daß wir das Gegebene nicht als ein solches behalten können, als welches es sich vorfindet, daß wir folglich, da das Gegebene sich nicht wegwerfen läßt, es im Denken umarbeiten, es einer nothwendigen Veränderung unterwerfen müssen: welches eben die Absicht der Metaphysik ist.

Anmerkung. Sehr viele Menschen bleiben während ihres ganzen Lebens auf dem Standpuncte der gemeinen Erfahrung; andre erheben sich darüber mehr oder weniger; die meisten finden eine materielle, veränderliche Welt, ja den Wechsel in ihrer eignen Person, ganz ohne Anstoß begreiflich. In diesem Sinne ist es wahr, daß Erfahrung nicht

auf eine erste Ursache, eben so wenig auf Selbstbestimmung, eben so wenig auf absolutes Werden hinführe, noch auf irgend eine andre von den hier zu behandelnden Vorstellungsarten der Speculation. Wer nicht denkt, für den bleibt Vieles denkbar, was für den Denker undenkbar ist; und die Erfahrung führt ihn nicht darüber hinaus.

Nun hat es aber in der Welt der Menschen auch einige Denker gegeben, von denen ein speculativer Gedanke nach dem andern ist erzeugt worden. Eine Tradition davon ist auch an Manche gekommen, die für sich allein nichts dergleichen würden erzeugt haben. Ja selbst sehr vorzüglichen Geistern ist es ganz natürlicher Weise begegnet, daß sie den Anfang ihrer Gedanken aus den Augen verloren, und sich nicht wieder darauf besinnen konnten.

Daraus hat sich erst eine Verwunderung, woher doch die speculativen Begriffe stammen möchten? — und allmählig eine immer vestere Behauptung gebildet, es gebe noch eine andre Quelle des Wissens unabhängig von der Erfahrung, und was aus beyden komme, das stimme nicht durchgehends zusammen, sondern aus der Mischung seyen allerley Mishelligkeiten entsprungen. Darauf hat man denn auch die hier im Folgenden anzugebenden Widersprüche gedeutet; ohne übrigens sich auf eine pünktliche Untersuchung einzulassen.

Der Leser kann sich leicht eine Probe hierüber verschaffen, wenn er nur sein Augenmerk zunächst auf den Causalbegriff richtet. Was lehrt die Erfahrung über die Veränderung? Denjenigen, der nicht nachdenkt, lehrt sie nichts, als eine Succession. Dem Nachdenkenden zeigt sie den Widerspruch, daß ein Ding vor und nach der Veränderung dasselbe seyn soll, obgleich es anders geworden, und folglich nicht mehr genau dasselbe ist. Um dem Widerspruche zu entgehen, ruft schon der gemeine Verstand eine Ursache herbey, (§. 109.) Solchergestalt liegt der Ursprung des Causalbegriffs, und seine Nothwendigkeit, am Tage; die Erfahrung hat durch ihren Widerspruch darauf geführt. Gleichwohl suchte Hume ihn aus Gewohnheit, und Kant aus einer Kategorie zu erklären! Sapienti sat.

§. 97. Das Was der Dinge wird uns durch die Sinne nicht bekannt. Denn

Erstlich: die sämmtlichen, in der Wahrnehmung gegebenen Eigenschaften der Dinge sind relativ. Die Umstände mischen sich nicht blos ein in die Wahrnehmung, (wie im §. 20. bemerkt ist) sondern bestimmen sie der-

gestalt, daß offenbar die Dinge diese Eigenschaften ohne diese zufälligen Umstände gar nicht haben würden. Ein Körper hat Farbe; aber nicht ohne Licht; was ist nun diese Eigenschaft im Dunkeln? Er klingt; aber nicht ohne Luft: was ist diese Eigenschaft im luftleeren Raume? Er ist schwer; aber nur auf der Erde; auf der Sonne wäre seine Schwere größer; im unendlichen leeren Raume wäre sie nicht mehr vorhanden. Er ist zerbrechlich, wenn man ihn bricht: hart oder weich, wenn man in ihn eindringen will; schmelzbar wenn Feuer dazu kommt; — und so giebt keine einzige Eigenschaft dasjenige an, was er, ganz ruhig gelassen, für sich selbst ist.

Zweytens: die Mehrheit der Eigenschaften verträgt sich schlechterdings nicht mit der Einheit des Gegenstandes. Wer auf die Frage: was ist dies Ding? antworten will, der antwortet durch die Summe seiner Kennzeichen; nach der Formel: dies Ding ist a und b und c und d und e. Wollte man diese Antwort buchstäblich nehmen, so wäre sie ungereimt, denn die Rede war von Einem, also nicht von Vielem, das blos in eine Summe sich zusammenfassen, aber zu keiner Einheit sich verschmelzen läßt. Aber man soll die Antwort so verstehen, das Ding sey der Besitzer jener Eigenschaften, und an denselben zu erkennen. Eben darum nun, weil man es erkennen muß an dem was es hat und nicht durch das, was es ist: sieht man sich gezwungen zu gestehen, daß das Ding selbst, der Besitzer jener Kennzeichen, unbekannt bleibt.

Diese Betrachtung aber ist selbst nur die Vorbereitung zu einer andern, welche bald folgen wird, (im §. 101.)

§. 98. So unbegreiflich es auch ist (nach §. 23. und 24.) wie wir von der Gestalt, Größe, Solidität der Körper, von dem Vorher und Nachher der Ereignisse, auch nur das Geringste erkennen mögen: so steht dennoch Alles in bestimmten räumlichen und zeitlichen Begränzungen vor

uns, die wir zwar wohl durch Abstraction ganz hinwegheben, aber durch kein willkührliches Vorstellen so umwandeln können, daß uns jetzt andre und entgegengesetzte Begränzungen statt der vorigen erschienen. Auch ist uns unmöglich, die Körper für bloße Oberflächen zu halten, denn sie erscheinen uns als Etwas (das Erscheinende ist positiv bestimmt); unter einer Fläche aber verstehen wir eine bloße Grenze (die sich nur durch Negation denken läßt); so daß wir genöthigt sind, das Etwas als ein Ausgedehntes, Solides, zwischen die Oberflächen hineinzudenken.

Wären wir nun nur in diesem Denken einig mit uns selbst! Das Ausgedehnte soll sich dehnen durch viele, verschiedene, außer einander liegende Theile des Raums; hier erinnert schon der Ausdruck, daß Eins, welches sich dehnt, dasselbe seyn soll mit dem Vielen, worin es durch die Dehnung zerreißt. Indem wir Materie denken, beginnen wir eine Theilung, die wir ins Unendliche fortsetzen müssen, weil jeder Theil noch als ein Ausgedehntes soll gedacht werden. Eine bestimmte Angabe dessen, was wir eigentlich gedacht haben, ist hier unmöglich; denn unsre Vorstellung der Materie ist jederzeit noch im Werden begriffen, sie wird niemals fertig. Wir begnügen uns also mit der allgemeinen Formel, und erklären die Materie für das, was immer noch weiter getheilt werden könne.

Nun ist zwar offenbar, daß wir im Denken von der Einheit (dem Theilbaren) angefangen haben, und zu dem Vielen (den Theilen) allmählig fortgeschritten sind. Dennoch liegt es nicht im Begriffe der Materie, daß das wirkliche Ding, der Körper, auch so aus einer zerfließenden Einheit erst erzeugt werde, sondern daß es vorhanden sey ohne Vermehrung der Theile; vorhanden als die Summe aller Theile, deren jeder für sich bestehen könne, unabhängig von den übrigen Theilen; welches gerade die Theilung selbst beweisen werde. Denn man kann theilen

wo und wie vielfach man will; immer wird das Getrennte gerade dasselbe seyn und bleiben, wie zuvor in der ihm völlig zufälligen Anhäufung.

Dieses unabhängige Daseyn aller materiellen Theile nun erreichen wir im Denken niemals, so lange wir die Theile erst durch die Theilung aus dem Theilbaren hervorgehn lassen; wie es doch der Begriff des Ausgedehnten, des Raum-Erfüllenden mit sich bringt. Wir erreichen demnach niemals das, was, unserer Meinung nach, an der Materie wahrhaft Ist; denn wir kommen nie zu allen Theilen, nie zu den letzten Theilen, weil wir die Unendlichkeit der aufgegebenen Theilung sonst überspringen müßten.

Anmerkung. Es ist der Mühe werth, den Gegenstand etwas ausführlicher darzustellen, und die Begriffe mehr zu entwickeln. — Es reicht nicht hin, daß man sich das Theilen als eine endlose Arbeit vorstelle. Vielmehr, noch ehe man durch den vorliegenden Klumpen den ersten, bestimmten Schnitt herdurchführt, liegt die unendliche Möglichkeit am Tage, daß man diesen nämlichen Schnitt auf unendlich vielfache Weise anders herdurchführen könnte. Hiemit ist wirklich die ganze, unendliche Theilung auf einmal vollzogen; und man hat die letzten Theile erreicht, nämlich in Gedanken, worauf es allein ankam. Aber, indem man sich die Frage vorlegt: was sind nun diese Theile? erfolgt die Antwort: jeder Theil muß gleichartig seyn dem als gleichartig gedachten Ganzen. Es ist aber eben in so fern als gleichartig gedacht worden, wiefern dasselbe Materie ist, um deren Qualität man sich übrigens hier nicht kümmert. Also: jeder Theil ist wiederum Materie. Demnach ist er ausgedehnt; und kann wiederum getheilt werden. Durch diese Betrachtung wird nun die vorige Voraussetzung der schon fertigen Theilung umgestoßen; man beginnt von neuem zu theilen, und geräth hiemit in einen Zirkel, der keinen Ruhepunct darbietet. Daraus sollte man nun sogleich schließen, wie schon Leibnitz schloß: Es ist falsch, daß Materie zuletzt wieder aus Materie bestehe; ihre wahren Bestandtheile sind einfach. Und so ist es der Wahrheit gemäß. Aber diese Wahrheit verstand selbst Leibnitz nicht festzuhalten; und Kant versuchte es nicht einmal; aus einem geometrischen Grunde, der hier sogleich folgt. Die Meinungen der beyden genannten Philosophen wird man in der Abhandlung,

welche in der Note angeführt ist, zusammengestellt und beleuchtet finden.

Wollen wir rückwärts versuchen, von dem Einfachen auszugehn, und aus ihm die Materie eben so im Denken zusammenzusetzen wie sie aus ihm wirklich bestehn mag: so fragt sich, wie viele Einfache wir wohl zusammen nehmen müßten, um von ihnen einen endlichen Raum anzufüllen? Offenbar müßte die vorige Unendlichkeit jetzt rückwärts übersprungen werden; denn wir haben hier nur Zusammensetzung anstatt der vorigen Theilung. — Aber die Geometrie verbietet uns sogar, den Raum aus Puncten, also das Raum Erfüllende aus einfachen Theilen zu construiren. Es kann also die Materie gar nicht aus dem Einfachen bestehen, denn es giebt überall keinen Uebergang von dem Einfachen zum Ausgedehnten.

Wenn dieses wahr ist, und sich hier in die Anwendung der Geometrie nicht irgend ein Misverständniß einmischt: so haben wir nun in der Materie den doppelten, vollständigen Widerspruch: erstlich, einer endlichen Größe, welche ist eine Menge unendlich vieler Theile; zweytens, ein Etwas, welches wir uns als ein Reales vorstellen, obgleich wir das wahrhaft für sich bestehende Reale (die letzten Theile) nie erreichen, vielmehr immer an der ihm zufälligen, nichtigen Form der Aggregation kleben bleiben, ja sogar aus dem vorausgesetzten Realen zu dem erscheinenden Etwas im Denken niemals zurückkehren können. — Ein endliches Reales meinten wir zu haben, indem wir Materie sahen und fühlten; die Unendlichkeit schiebt sich in das Endliche hinein, und doch kann sie den endlichen Umfang nicht im geringsten vergrößern; die Realität weicht zurück, sie verliert sich im Unendlich-Kleinen, und wenn sie selbst da noch wäre, wir könnten sie eben so wenig als Grundlage des vor uns stehenden Realen gebrauchen, als wenig wir geneigt sind, diese Realität fahren zu lassen, und die Materie für bloßen Schein zu erklären.

Wenn nun auch die Philosophen Recht hätten, welche der Materie eine endlose Fülle von Theilen ernstlich zugestanden, sie selbst aber dagegen für bloße Erscheinung (einen beständigen, gesetzmäßigen Schein) erklärt haben: so wäre eben damit bewiesen, daß man den gemeinen Erfahrungsbegriff der Materie einer Veränderung im Denken habe unterwerfen müssen *).

Anmerkung 1. In der Reihe der Einwürfe, die in frühern Anmerkungen beantwortet worden, findet sich bey diesem §. einer, der zwar der Vollständigkeit wegen erwähnt werden muß, der aber den Leser nur stören kann, indem er weiter nichts lehrt, als daß einmal angewöhnte Lieblingsideen sich auch da zudrängen, wohin sie gar nicht gehören. Und hier kommt uns ein Begriff in die Quere, der weder in die Einleitung, noch in das System, sondern blos in die Geschichte der Philosophie hineinpaßt; der Begriff einer Unendlichkeit, die gar nicht durch Raum, Zeit, noch durch irgend ein Größenverhältniß kann gedacht werden. Daß an eine solche Unendlichkeit bey Gelegenheit der Materie, die den Raum erfüllt, niemand denkt, versteht sich von selbst; daß sie in dem Systeme des Verf. gänzlich verworfen wird, hätte der Gegner aus den Hauptpuncten der Metaphysik, (daselbst §. 2.) wissen sollen. Und worin besteht nun der Einwurf? In dem Traume, daß diese sogenannte metaphysische Unendlichkeit, die ein Prädicat des Einfachen seyn soll, hier mit der unbestimmbaren Vielheit in der Materie verwechselt sey! Im §. ist die Rede von unendlicher Menge des Einfachen außer einander.

Anmerkung 2. Der Verdacht, daß sich hier in die Anwendung der Geometrie auf die raumerfüllende Materie ein Misverständniß einmische, ist gegründet. Die Nachweisung davon gehört nicht hieher; wohl aber ist hier der Ort, an die (im §. absichtlich übergangene) veränderliche Dich-

*) Die wahre Construction des Begriffs der Materie, und zwar aus dem Einfachen, habe ich zu leisten versucht in meiner Abhandlung: theoriae de attractione elementorum principia metaphysica: wobey meine Hauptpuncte der Metaphysik vorausgesetzt werden. — Wer jedoch das Problem selbst noch ausführlicher beleuchtet sehn will, wird für diesen und die nächstfolgenden Gegenstände vor allen Dingen die Lehre von den Antinomien in Kants Kritik der reinen Vernunft zu vergleichen haben.

Anm. der ersten Ausg.

tigkeit der Materie zu erinnern. Diese tritt in unserer heutigen Chemie so auffallend hervor, daß schon die Erfahrung auf den Gedanken führen sollte, die Materie sey kein bestimmtes räumliches Quantum, also möge wohl dem Realen, was ihr zum Grunde liegt, die Räumlichkeit überhaupt nicht wesentlich zugehören. Die Alten waren in Betrachtungen dieser Art nicht geübt, weil ihnen die Thatsachen fehlten. Daher findet Sextus Empiricus (Pyrrh. Hyp. III, 6.) es ungereimt, daß ein Becher Schierlingssaft mit zehn Bechern Wasser gemischt, sich darin gleichmäßig vertheilt, also einen zehnfach größern Raum einnimmt, als ihm zukommt.

Andre Schwierigkeiten findet Sextus in der Berührung; und auch dieser Gegenstand muß durchdacht werden. Die Berührung soll nicht Durchdringung seyn, weder des Ganzen, noch einiger Theile; auch nicht der Oberflächen. Und wenn man der Oberfläche zwey Seiten giebt, eine, an welcher die Berührung geschieht, eine andre entgegengesetzte, mit welcher sie gegen den Körper gekehrt ist, dem sie zugehört; wie wird man vermeiden, ihr eine Dicke zu geben? — Für denjenigen, der die metaphysischen und psychologischen Untersuchungen über die Reihenformen als Producte unseres Vorstellens (Hauptpuncte der Metaphysik §. 7, und Lehrbuch der Psychologie §. 33 u. 168, wo man aber sich sehr hüten muß, die beyden ganz verschiedenen, zu verschiedenen Standpuncten gehörigen Untersuchungen nicht zu vermengen) noch nicht kennt: verwickeln sich diese Betrachtungen noch mehr durch die Berührungen höherer Ordnungen in der neuern Geometrie; und durch die Anziehungen glatt geschliffener Körper.

§. 99. Dieselben Betrachtungen, wie von den Realen im Raume, gelten von dem Geschehen in der Zeit.

Zuvörderst: wenn in Ansehung der Zeit selbst, uns Jemand fragte, wie viele Theile ein gegebenes Quantum derselben in sich fasse: wir würden darauf eben so wenig zu antworten wissen, als auf die Frage, wie viele außer einander liegende Stellen ein gegebenes Quantum des Raums in sich schließe? Die Geometer antworten, daß Zeit und Raum ins Unendliche theilbar seyen. — Ferner, die Erfüllung der Zeit durch das Geschehen und durch die Dauer erfordert noch offenbarer, als beym Raume, daß auf das Erfüllende die Unterscheidung der unendlich vielen Zeittheilchen übertragen werde; denn der Raum zwar ge-

stattet dem Körper der ihn erfüllt, leere Zwischenräume, aber ähnliche leere Zwischenzeiten würden Vernichtung und Wieder-Entstehen dessen bezeichnen, was in der Dauer und dem Geschehen begriffen ist.

Was geschieht, nimmt die Zeit ein; es ist in derselben gleichsam ausgedehnt. Was geschehen ist, zeigt sich im Erfolge als ein endliches Quantum der Veränderung. Dies Endliche soll die unendliche Menge dessen in sich fassen, was in allen Zeittheilchen nach einander geschah. Das wirkliche Geschehen, aus dem sich der Erfolg zusammensetzt, zerfließt, wie klein wir es fassen mögen, immer wieder in ein Vorher, ein Nachher, eine Mitte zwischen beyden; es ist immer selbst schon Erfolg, also kein wirkliches Geschehen. Aus einfachen Veränderungen die ganze Veränderung zusammenzusetzen, verbietet man uns, wie aus einfachen Zeitpuncten die Zeit zu construiren. Unsre Vorstellung vom Geschehen also ist ein Wahn, denn je mehr wir sie zergliedern, desto deutlicher sehn wir, daß sie ihren eigentlichen Gegenstand nicht enthält, sondern vergebens sucht; und nur darum sucht, damit Unendlich-Vieles in endliche Gränzen eingeschlossen werde.

§. 100. Wie das Unendlich-Kleine, so hat auch das Unendlich-Große in Zeit und Raum seine Schwierigkeiten. Zwar in Hinsicht der Zeit und des Raumes selbst sind dergleichen Schwierigkeiten nur eingebildet, und sie können höchstens entstehen, wenn man sich selbst die gemeine und richtige Vorstellungsart verdirbt, nach welcher Zeit und Raum, als leere Formen, bloß die Möglichkeit anzeigen, daß in beliebigen Distanzen ein Daseyn und Geschehen könne angetroffen werden. Das Leere kann dieser Möglichkeit keine Gränzen setzen; daher müssen Zeit und Raum als unendliche Größen, jene von Einer, dieser von drey Dimensionen, gedacht werden, jedoch mit gutem Bewußtseyn, daß es Gedankendinge sind, die nur entstehen, indem wir jene Möglichkeit in ihrer ganzen Weite zu um-

fassen suchen; und die nichts mehr bedeuten, wenn abstrahirt wird von der Absicht, das Daseyende und das Geschehende in seinen gegebenen und denkbaren Gränzen aufzufassen.

Aber von der Welt hat man die Frage aufgeworfen, ob sie endlich oder unendlich sey in Zeit und Raum? Und hier kann es eben so schwer scheinen, Gränzen anzunehmen, jenseit deren nur das Leere, also kein Begränzendes, mehr läge, als die wirklich vorhandenen Dinge, die wirklich geschehenden Ereignisse, in unendliche, also unbestimmbare Weiten hinaus zu verfolgen. Doch die Misverständnisse, welche sich dahinter verstecken, sind minder bedeutend; und liegen überdies außer dem Kreise des Gegebenen, also der metaphysischen Principien, mit denen wir es hier allein zu thun haben.

Anmerkung. Die Meinung, weil der Raum unendlich sey, müsse auch die Welt es gleichfalls seyn, ist alt. Aristoteles (Phys. III, 5, §. 6.) sagt ausdrücklich, ein Jeder stoße auf die Frage: warum vielmehr hier, als dort, im leeren Raume die Welt seyn solle? daher scheine es, wenn irgendwo, so müsse die Materie allenthalben seyn. — Es ist wohl nicht überflüssig, vor diesem Schlusse vom Nichts auf das Etwas — vom leeren Raume auf die Welt, — zu warnen. Der Schluß ist, wie auch Aristoteles im 13. Cap. bemerkt, eine gröbliche Uebereilung; deren Widerlegung man nicht erst aus der Unterscheidung zwischen Phänomenen und Noumenen herhohlen muß. Auch würde eine solche Widerlegung nichts helfen. Denn die Materie ist zwar ihrer Form nach ein bloßes Phänomen, aber es liegt ihr das Reale zum Grunde, welches nicht unendlich seyn kann. Unendlichkeit ist ein Prädicat für Gedankendinge, mit deren Construction wir niemals fertig werden. Daraus erkläre man sich den seltsam scheinenden Umstand, daß oft ein Unendliches größer ist als das andre, z. B. von einem Kreise mit unendlichem Radius ein Sector das Doppelte des andern; oder für $x = \infty$, $y = \infty^2$, wenn $ax = y^2$.

§. 101. Im §. 97. haben wir die Betrachtung der Dinge mit mehrern Merkmalen so weit geführt, daß der Begriff von dem Dinge selbst, als dem unbekannten Besitzer mehrerer Eigenschaften, zum Vorschein kam. Dahin

treibt uns die, zwar räthselhafte, aber dennoch unläugbare Form des Gegebenen, nach welcher die Materie desselben (die einfachen Empfindungen) nicht einzeln, sondern in bestimmten Gruppen angetroffen wird. (§. 25, vergl. §. 96.) Denn obgleich gar kein Band, das die Merkmale zusammenhalte, weder für sich allein, noch in und mit den Merkmalen wahrgenommen wird; so finden wir es dennoch unmöglich, das Gegebene so anzuschauen, als ob die Merkmale, aus ihren Gruppen heraustretend, andre neue Verbindungen eingingen, und dadurch neue sinnliche Dinge bildeten, in denen die Kennzeichen der gegenwärtigen Dinge unter einander vertauscht wären. Wir finden es schon schwer, von aller Gruppirung zu abstrahiren, und statt der Dinge die bloße Materie dessen wodurch Dinge gegeben werden, uns vorzustellen; aber wenn wir vollends im willkührlichen Denken andre Complexionen dieser Materie, als die bekannten und für gegeben gehaltenen, aussinnen wollen, dann empfinden wir den Widerstreit dieses willkührlichen Denkens mit der Anschauung; die letztere will sich jene ersonnenen Complexionen nicht unterschieben lassen; wir finden uns gebunden, nur die bisherigen Complexionen für gegeben gelten zu lassen, und dies heißt eben so viel, als, sie sind wirklich gegeben.

Ohne nun uns weiter mit der Frage zu beschäfftigen, wie sie gegeben seyen; kommt es hier vor allem darauf an sich zu besinnen, daß wir die Dinge nur durch ihre Merkmale kennen, daß aber die mehrern Merkmale nur zusammen Ein Ding bezeichnen, daß wir also gar nicht von Dingen reden, und nichts davon wissen würden, wenn nicht die Merkmale in ihren Complexionen vor uns lägen. Es muß demnach der obige Begriff des Dinges, als des unbekannten Besitzers der mehreren Eigenschaften, sich doch wenigstens mit der Mehrheit der Merkmale vertragen; damit der Anfang und das Ende unserer Vorstellung von dem Dinge nicht mit einander in Streit gerathen. Nun ist es schon ein schlimmes Zeichen, daß, wie

wir gesehen haben (§. 97.), dieselben Merkmale, vermöge deren wir wissen, daß ein Ding da sey, gar nicht angeben können, was dasselbe Ding sey. Dadurch schon entfernt sich das Ding, (welches Eins seyn soll,) von den vielen Merkmalen. — Aber aus der Forderung, das Ding solle die vielen Merkmale besitzen: entwickelt sich gar ein klarer Widerspruch. Das Besitzen oder Haben der Merkmale muß auf was immer für eine Weise doch am Ende dem Dinge als etwas seiner Natur eigenthümliches, als eine Bestimmung seines Was, zugeschrieben werden; denn von ihm selbst wird gesagt, daß es jene Vielen habe und besitze. Dieses Besitzen ist offenbar ein eben so vielfaches, und eben so verschiedenes, als die Eigenschaften, welche besessen werden. Es ist folglich eben so wenig als sie, fähig, zur Antwort zu dienen auf die einfache Frage: was ist dies Ding? Diese Frage erfordert eine einfache Antwort; sie stößt jede Vielheit aus, mit der man sie würde beseitigen wollen; jeder Umschweif ist hier entweder eine Unwahrheit, oder doch eine Verzögerung der rechten Auskunft über dasjenige, von dem eigentlich gesagt wird, daß es sey, und Eigenschaften habe, die es in sich vereinige. Können wir nun das vielfache Besitzen der vielen Eigenschaften nicht auf einen einfachen Begriff zurückführen, der sich ohne allen Unterschied mehrerer Merkmale denken lasse: so ist der Begriff von dem Dinge, dem wir doch diesen vielfachen Besitz als seine wahre Qualität beylegen müssen, weil wir es durch die vielen Merkmale kennen lernten, ein widersprechender Begriff; der einer Umarbeitung im Denken entgegen sieht, weil er, als aus dem Gegebenen stammend, nicht kann verworfen werden.

Anmerkung. Es scheint, das Niemand näher dabey gewesen ist, diesen etwas versteckt liegenden Widerspruch zu finden, als Aristoteles. Wenigstens geht aus mehrern dunkeln, wahrscheinlich sehr verdorbenen, oder auch nachlässig geschriebenen Stellen dieses Auctors (z. B. Metaph.

VII, cap. 1—7.) soviel bestimmt genug hervor: daß er sich nicht bloß den Begriff des Realen zerlegt hatte in den des Seyn und des Was, sondern daß er auch dieses Was (το τι ην ειναι) sehr genau unterschied von jeder einzelnen Qualität (jedem ποιον), also auch von der Summe der Qualitäten oder der Merkmale. Eben so klar ist, (cap. 13.), daß er das Was nicht als ein Allgemeines, sondern als ein jedem einzelnen Realen für sich zukommendes, betrachtet wissen wollte. Sehr deutlich ausgearbeitet ist ferner bey ihm der Begriff des ὑποκειμενον, der Substanz, welcher die Merkmale inwohnen sollen, und der ὑλη, eben derselben, sofern an ihr, als dem Beharrlichen, die Merkmale wechseln sollen. Gewiß verdient Aristoteles im hohen Grade die Bemühung der Philologen, die ihn durch Reinigung des Textes, und durch Erläuterung desselben erst lesbar machen müssen, ehe er auf die heutige Philosophie einen merklichen Einfluß wieder gewinnen kann. Und dies wird doch nöthig seyn, um der Wirkung des Platon und Spinoza ein Gegengewicht zu geben. In jedem Falle dürfen die ontologischen Versuche des Aristoteles durchaus nicht als unnütze Subtilitäten verachtet werden. Freylich war er wenig aufgelegt, die Widersprüche zu erkennen, die darin verborgen liegen; das zeigt schon seine naive Frage an die Eleaten: δια τι ακινητον, ει εν; αλλοιωσις δια τι ουκ αν ειη; (Phys. I, 4.)

§. 102. Es folgt die Betrachtung des Causalbegriffs, deren im §. 26. ist erwähnt worden; und in welcher gleich Anfangs verschiedene Grundgedanken müssen gesondert werden. — Es ist zwar gewiß, daß dieser Begriff nicht gegeben wird; er entsteht vielmehr in einem nothwendigen Denken, wovon tiefer unten ein Mehreres. (Man vergleiche §. 109, wo gezeigt wird, welches nothwendige Denken über das Gegebene den Causalbegriff in die Metaphysik hereinbringt.) Allein nichts desto weniger hat alle Kenntniß bestimmter Ursache von bestimmten Wirkungen ihre Grundlage im Gegebenen; welche das bloße Auffinden einer Zeitfolge überschreitet. Die Zeitfolge ist nur Eine für Alles, was zugleich anfängt, geschieht, und aufhört; sie wiederhohlt sich niemals, denn es kann weder das Vergangene noch einmal gegenwärtig werden, noch verbinden sich jemals in einem folgenden Zeitpuncte alle Ereignisse genau so, wie in einem vorhergehenden. Aber

die Erfahrung bringt uns dahin, daß wir aus allem, was zugleich geschieht, einiges Vorhergehende herausheben, um es mit einigem Folgenden zu verbinden; und daß wir zwar alles übrige, gleichzeitig Vorhergehende, als für jenes bestimmte folgende unbedeutend, und mit ihm nicht zusammenhängend ansehen, dagegen aber das herausgehobene Vorhergehende und Folgende als unzertrennlich betrachten. Noch mehr: diese herausgehobene Folge von Erscheinungen finden wir wieder, und erwarten sie wieder in der Zukunft; wir sehen die Regel der Folge an als eine bleibende, zum Wesen der Dinge gehörige, wir behaupten sogar, daß Nichts Neues geschehe, indem eine solche Regel ihre Erscheinung wiederhohlt. — Fragen wir nun nach dem wahrgenommenen Bande, welches die Unzertrennlichen zusammenhalte, während es die zufälligen Nebenumstände zur Seite lasse: so vermissen wir freylich dessen Erscheinung; es ist weder für sich allein, noch in den Verbundenen sichtbar. Versuchen wir aber, statt des bisher angenommenen Bandes ein anderes unterzuschieben, — versuchen wir also, aus gewissen Vorzeichen andre Erfolge statt der bisherigen zu erwarten, (als ob einerley wäre, welche Ursachen man welchen Wirkungen zueignen wolle,) — so finden wir uns auch hier genöthigt, es beym Alten zu lassen. Denn die bisher beobachtete Stetigkeit in der Folge der Erscheinungen bleibt sich gleich; und die Möglichkeit eines verständigen und zweckmäßigen Handelns in der Welt beruht nach wie vor auf der Bedingung, daß wir diese Stetigkeit so genau als immer möglich von allem zufälligen Zusammentreffen der Ereignisse zu unterscheiden, und unsre Handelsweise darnach einzurichten uns bemühen. So müssen wir also auch hier das Band der Erscheinungen für ein gegebenes gelten lassen, wenn schon wir nicht begreifen, wie es könne gegeben seyn.

Eine andre Ueberlegung muß mit der vorigen verbunden werden. Ganz abgesehen von Vorzeichen und Erfol-

gen (wie wir einstweilen statt Ursachen und Wirkungen, der Vorsicht wegen sagen können), entdeckt sich uns eine merkwürdige Form im Gegebenen, die Veränderung. So gewiß uns Complexionen von Merkmalen, die wir Dinge nennen (§. 101.), erscheinen: eben so gewiß nehmen wir wahr, daß aus diesen Complexionen Merkmale verschwinden, andere, oft jenen entgegengesetzte, sich einfinden; so daß das Ding, nach seinen Merkmalen beurtheilt, nicht mehr dasselbe ist, wie zuvor.

Diese Veränderungen nun sind es eben, zu welchen wir Ursachen nicht bloß hinzudenken, sondern auch hinzusuchen; und nicht bloß suchen, sondern sehr häufig auch angedeutet finden durch die vorbemerkte Stetigkeit in dem Zusammenhange der Vorzeichen und Folgen.

Hier muß Zweyerley, leicht zu Verwechselndes, genau unterschieden werden. Erstlich eine gewisse, weiter zu erläuternde, Nothwendigkeit im Denken, vermöge deren wir die Ursache der Veränderung suchen, und voraussetzen, auch wenn sie unbekannt ist und bleibt. Zweytens jene gegebene Unzertrennlichkeit der Vorzeichen und Folgen. Es trifft nun häufig das Gegebene zusammen mit der Nothwendigkeit im Denken; wir halten alsdann die gefundenen Vorzeichen für die gesuchten Ursachen, die Erfolge für die Wirkungen, und so schmilzt der gedachte Zusammenhang mit dem beobachteten in Eins. Häufig aber fehlt zu der Voraussetzung die entsprechende Erfahrung; dann bleibt nichts destoweniger jene in Kraft, und nach dieser wird fortdauernd in der Beobachtung geforscht.

Jetzt werde aus dieser gesammten Exposition derjenige Begriff herausgehoben, an welchem die ganze Vorstellungsart sich lehnt. Es ist nicht der von dem Zusammenhange der Vorzeichen und Erfolge; dieser wird vielmehr gedeutet auf den der Ursachen und Wirkungen. Es ist auch nicht der Begriff der Causalität; dieser kommt erst hinzu, nachdem das Bedürfniß, Wirkungen aus Ursachen

zu erklären, erregt ist. Sondern es ist der, mit dem Gegebenen sich unmittelbar aufdringende, Begriff der Veränderung. Indem die Veränderung angesehen wird als eine Wirkung, wird die Ursache in den stets begleitenden oder stets vorhergehenden Umständen gesucht.

Daß nun der Begriff der Veränderung einen Widerspruch enthält, läßt sich zwar leicht zeigen: allein die damit zusammenhängenden Betrachtungen sind so wichtig, daß ihnen das ganze folgende Capitel soll gewidmet werden. Zuvor ist noch von der Verbindung aller Vorstellungen im Ich zu reden. Die Form der Zweckmäßigkeit aber kann hier füglich übergangen werden, da alles, was darüber zu sagen ist, in einen ganz andern Zusammenhang gehört.

§. 103. Unter den angegebenen skeptischen Vorstellungsarten wird diejenige scheinen die schwächste zu seyn, welche den gegebenen Zusammenhang der Vorstellungen im Bewußtseyn leugnen will. (§. 28.) Es ist zwar gewiß, daß Vorstellungen äußerer Dinge als solche nicht zugleich etwas Inneres vorstellen; und daß unter den Merkmalen ihrer Gegenstände sich in der Regel nichts findet, was auf ihre Verbindung in unserem Innern hinwiese. Allein unsre Vorstellungen selbst können wir uns von neuem vorstellen; wir können die Vorstellungen, die wir Uns zuschreiben, von den vorgestellten Dingen unterscheiden; wir sind uns mannigfaltiger Thätigkeiten, welche auf dieselben Bezug haben, bewußt, als des Denkens, Wollens, der Aufregung unserer Gefühle, Begierden, Leidenschaften, durch die theils gegebenen, theils auch nur wiedererweckten Vorstellungen. Indem nun unser Inneres zum Schauplatze wird für so mancherley auf demselben vorgehende Veränderungen: haben wir von diesem Schauplatze wiederum eine Vorstellung, vermöge deren er nicht bloß die Form des Beysammenseyns aller andern Vorstellungen, sondern selbst ein reeler Gegenstand ist; nämlich

die

die Vorstellung Ich, mit welchem Worte das eigenthümliche Selbstbewußtseyn eines Jeden sich ausspricht.

Von der Realität dieses Ich besitzen wir eine so starke, unmittelbare Ueberzeugung, daß, wie mit Recht bemerkt worden, dieselbe in der Betheurungsformel: so wahr ich bin, zum Maaßstabe aller andern Gewißheit und Ueberzeugung gemacht wird.

Es kann sogar die nämliche Ueberzeugung noch sehr beträchtlich verstärkt, sie kann zum eigentlichen Mittelpuncte und Bevestigungspuncte aller andern Ueberzeugung erhoben werden. Dahin leiten gerade dieselben skeptischen Vorstellungsarten, welche oben sind entwickelt worden.

Zuvörderst fasse man die skeptische Nachweisung, daß die Formen der Erfahrung in dem wahrhaft Gegebenen nicht angetroffen werden, zusammen mit der Ueberlegung, daß wir dennoch in ihrer Auffassung gebunden sind, und daß ohne sie unsere ganze Erfahrung sich in einen, nichtsbedeutenden Schein verwandeln würde. Wenn nun die Formen zwar nicht gegeben, aber dennoch vorhanden sind: woher könnten sie ihren Ursprung nehmen, als in unserm eignen Innern? — Hieraus entsteht die Ansicht, unser gesammtes Wissen beruhe zwar in Hinsicht der einfachen sinnlichen Empfindungen, auf etwas Aeußerem, das heißt, auf etwas uns Fremdem, von uns Unabhängigem; allein es beruhe eben so sehr auf den formaler Bestimmungen (des Raums, der Zeit, der Begriffe von Substanz und Ursache u. s. w.) welche Wir selbst nach gewissen Gesetzen unseres Auffassens und Denkens an jener Materie des Gegebenen unwillkührlich erzeugen. Das Recht zu dieser Art des Auffassens und Denkens liege in der Nothwendigkeit und Gesetzmäßigkeit derselben; aber weil eben diese Nothwendigkeit gänzlich in uns selbst begründet sey, so könne man auch das auf diesem Wege entstandene Wissen gar nicht für eine Kenntniß wirklich außer uns vorhandener Gegenstände halten. Es sey deshalb keine

Kenntniß von Dingen an sich, sondern nur von Erscheinungen möglich. Was aber jenes Aeußere, Fremde, von uns Unabhängige anlange, von welchem die Materie des Gegebenen herrühren möge, so müsse der Begriff desselben weiter nicht bestimmt werden, indem jeder Versuch, denselben im Nachdenken zu verfolgen, nur vergeblich ausfallen könne.

So scharfsinnig nun auch diese Ansicht, und so nachdrücklich sie unterstützt ist durch die Auctorität eines wahrhaft großen Denkers; so konnte doch nicht unbemerkt bleiben, daß es ihr an innerer Vollendung mangelt. Es ist nämlich schon zuviel gesagt, daß die Materie des Gegebenen von etwas Fremden herrühren möge. Das Fremde ist keineswegs gegeben, es ist hinzugedacht auf eben die Weise, wie wir überhaupt zu dem was geschieht, Ursachen hinzuzudenken pflegen. Es gehört also selbst zu den Vorstellungsarten, die wir nach den Gesetzen unseres Denkens bilden, und die keine von uns unabhängige Realität haben. Wir können überhaupt gar nicht aus unserem Vorstellungskreise herausgehn, wir haben gar keinen Gegenstand des Wissens als unsere Vorstellungen und uns selbst; und die ganze Anstrengung unseres Denkens kann nur darauf gerichtet seyn, daß uns der nothwendige Zusammenhang des Selbstbewußtseyns mit den Vorstellungen einer äußern Welt in allen Puncten klar werde.

Diese Behauptung des strengen Idealismus hebt demnach das Ich, als das einzige Reale hervor, dessen Vorstellung alles das Uebrige sey, was man für real gehalten habe oder noch halten werde. An die Stelle der Untersuchung über Dinge, deren Eigenschaften und Kräfte, setzt sie die Untersuchung, nach welchen Gesetzen des Anschauens und Denkens wir dazu kommen, Dinge und einen Zusammenhang derselben anzunehmen. Das Princip aber für diese Untersuchung ist der Begriff des Ich selbst, höchstens noch mit Beifügung der ursprünglich vorgefun-

denen Bestimmung, daß das Ich nicht bloß Sich, sondern auch alles Nicht-Ich, *setze*, d. h. als real vorstelle.

Wie fremdartig nun diese Betrachtung den vorhergehenden scheinen mag: so gehört sie dennoch ganz in die gleiche Reihe mit jenen. Das Ich, sammt seinem Setzen des mannigfaltigen Nicht-Ich, ist ein unläugbares *Gegebenes*, d. h. vor allem Philosophiren *vorgefundenes*; es ist ein Datum zur Untersuchung. Aber noch mehr: es ist auch ein *Princip* der Untersuchung in dem oben (§. 6. 12. 32.) angegebenen Sinne. Denn dieser gegebene Begriff ist voll der härtesten Widersprüche; er kann demnach so, wie er vorgefunden wird, im Denken nicht bestehen; vielweniger ist er im Stande, das System der Metaphysik, oder gar der ganzen Philosophie, nach der Absicht des Idealismus zu tragen. Ohne die Widersprüche hier ganz auseinanderzusetzen, welches zu weitläuftig wäre *), müssen wir als Probe folgendes bemerken:

1) Wofern das Ich als Urquell aller unserer, höchst mannigfaltigen Vorstellungen angesehen wird, (welche Mannigfaltigkeit, ungeachtet des vorhandenen Zusammenhanges, doch auch ein absolut Vieles enthält): muß dem Ich eine ursprüngliche Vielheit von Bestimmungen beygelegt werden; auf ähnliche Art, wie einem Dinge, als dem unbekannten Besitzer mehrerer Eigenschaften, ein vielfaches Besitzen zuzuschreiben ist. (§. 101.) Damit verfällt das Ich in dem nämlichen, oben nachgewiesenen Widerspruch; welcher hier sogar noch fühlbarer ist, weil das Selbstbewußtseyn das Ich als ein völliges Eins darzustellen scheint.

2) Wenn wir uns genau fragen, *was* oder *wen* wir eigentlich vorstellen, indem wir Uns selbst denken: so muß zuvörderst das Individuum von dem reinen Ich geschieden werden. Das Individuum, — der Mensch mit

*) Die vollständige Angabe und Auflösung findet sich in meinen Hauptpuncten der Metaphysik §. 11.

allen seinen Bestimmungen, — erscheint als ein Ding unter der Zahl der übrigen Dinge, als ein Theil der Welt. Von der ganzen Welt aber ist gesagt worden, sie sey nur Erscheinung im Ich. Dieses letztere Ich, welches das Vorstellende ist zu sich selbst, dem Individuum, gerade so wie zu der übrigen Welt; wie kennt es sich selbst? — Hier ist eine neue Unterscheidung nöthig. Es kennt sich theils als vorstellend die Welt, (zu welcher seine eigne Individualität mit gehört) theils aber als vorstellend sich selbst. Allein als vorstellend die Welt mag es eine vorstellende Kraft überhaupt seyn; es ist jedoch in so fern noch nicht wahrhaft Ich, welcher Begriff bloß das in sich zurückgehende Selbstbewußtseyn bezeichnet. Das reine Selbstbewußtseyn nun also, wen stellt es eigentlich vor? Das Ich stellt vor Sich, d. h. sein Ich, d. h. sein Sich vorstellen; d. h. sein Sich als Sich vorstellend vorstellen; u. s. w. Dies läuft ins Unendliche. Man erkläre jedesmal das Sich durch sein Ich, und dieses Ich wiederum durch das Sich vorstellen, so wird man eine unendliche Reihe erhalten, aber nimmermehr eine Antwort auf die vorgelegte Frage, die sich vielmehr bey jedem Schritte wiederhohlt. Das Ich ist also ein Vorstellen ohne Vorgestelltes; ein offenbarer Widerspruch.

Wollte man demselben dadurch ausweichen, daß man sagte, das Ich stelle Sich vor als vorstellend die Welt: so wäre der Begriff des Ich schon aufgehoben. Denn in dieser Antwort dient zum Gegenstande diejenige vorstellende Thätigkeit oder Kraft, welche die Welt vorstellt; das ist aber nicht dieselbe mit dem Vorstellen seiner selbst; also würde hier das Ich sich vorstellen als das was nicht Ich ist. Oder wollte man dennoch sagen, beydes sey dasselbe, nämlich es sey nur Eine Kraft, welche sowohl sich als auch die Welt vorstelle: so würde auf die Frage: was ist die Eine? eine zwiefache Antwort erfolgen: man würde zu einer unbekannten Einheit, gleichsam einer gemeinschaftlichen Wurzel für beyderley Vorstellen, seine Zuflucht

nehmen, — und am Ende dennoch bekennen müssen, daß also das Ich für sich selbst unbekannt sey, daß es keineswegs die Vorstellung von sich selbst besitze, — mithin kein Ich sey.

Weit entfernt also, daß der Idealismus eine veste Grundlage für alles Wissen abgeben sollte, fehlt es vielmehr ihm selbst an der Grundlage. Er dient aber dazu, uns mit neuen Problemen bekannt zu machen, nämlich mit denen, die im Begriff des Ich liegen und an denselben geknüpft sind.

Nachdem diese Ansicht einmal gefaßt worden, wird es nicht nöthig seyn, in der gegenwärtigen Einleitung noch weiterhin, außer bey vorkommender Gelegenheit, des Idealismus zu erwähnen. Wie verführerisch derselbe aber für diejenigen habe seyn müssen, welche die mannigfaltigen Schwierigkeiten realistischer Behauptungen wohl kannten: dies wird aus dem Folgenden immer mehr erhellen.

Anmerkung. Wenn die Untersuchungen über das Ich, deren Anfang hier angedeutet worden, gehörig verfolgt werden: so öffnet sich der Eingang in die speculative Psychologie, wovon tiefer unten (§. 130.) Und diesen Weg hätte nach Kant und Fichte die Philosophie gehn sollen. Bey Fichten stand der Idealismus auf seiner Spitze; von dieser hätte er müssen gerade herunterfallen, und sich selbst gänzlich zerstören. Allein man war in eine allzuheftige Bewegung gerathen; man glaubte das Fundament aller Wissenschaften reformiren zu können; sie alle sollten dem Idealismus unterthan werden. Schelling, selbst von diesem Schwunge fortgerissen, studirte Physik, Chemie, Physiologie; es war natürlich, daß er nicht reiner Idealist bleiben konnte. Wer diese Wissenschaften näher kennt, dem wird es nicht einfallen, sie so zu behandeln, wie Fichte im Naturrechte, da, wo er, zur Probe der idealistischen Physik und Physiologie, Luft und Licht deducirt. Es mußte also, wenn man nicht fallen wollte, ein noch höherer Standpunct gesucht werden. Und diesen zu ersteigen, war man eingeladen durch Lessing, ja durch Fichten selbst, der den Spinoza für den einzig consequenten Dogmatiker erklärt hatte. Spinoza bot nun die große Bequemlichkeit dar, daß bey ihm Natur und Geist gleich hoch stehe, daß sie sich ursprünglich auf einander beziehen, daher die Frage nach der Einstimmung zwischem dem Objectiven und

Subjectiven, die Kant in der Vernunftkritik hervorgehoben hatte, sich hier durch die allgemeinste harmonia praestabilita scheinbar beantwortet fand,) und daß alles in Gott vereinigt ist; daher nun auch die Theologie beschwichtigt war. — Aber unglücklicherweise ist das Schellingische Absolute nicht gegeben! während doch das Fichtesche Ich vom Selbstbewußtseyn schien verbürgt zu werden. Dem half man ab durch eine absolute Erkenntniß, durch intellectuale Anschauung. Und es glückte, daß die Schüler sich eine solche Anschauung, weil sie ihnen angemuthet wurde, wirklich einbildeten. — Aber zum noch größern Unglück ist das Schellingische Absolute in sich widersprechend! Darum verwarf man die Logik, die nun nicht eher wiederkehren wird, als bis die Schellingianer, in ihren Streitigkeiten unter einander, sehen werden, daß sie der Logik bedürfen.

Zweytes Capitel.

Veränderung, als Gegenstand eines Trilemma.

§. 104. Der Begriff der Veränderung liegt so sehr in der Mitte unseres gesammten Vorstellungskreises, und es haben sich von den ältesten Zeiten her an denselben so mancherley philosophische Versuche angeknüpft: daß es nothwendig wird, ihn unter den übrigen metaphysischen Problemen besonders hervorzuziehn, und von ihm aus einen längern Faden von Untersuchungen fortlaufen zu lassen.

Gleich bey der Exposition dieses Begriffs (im §. 102.) ist bemerkt worden, daß schon im gemeinen Denken sich ein Bedürfniß fühlbar mache, zu den Veränderungen, als Wirkungen, Ursachen zu suchen; ein Bedürfniß, dessen Grund nachzuweisen gleich hier möglich wäre, doch wird sich dazu am Ende dieses Capitels die bequemere Stelle finden. Für jetzt nehmen wir die Meinung, daß alle Veränderung eine Ursache und zwar eine äußere Ursache habe, zuerst vor uns, eben darum, weil dies die am meisten populäre, die gewohnte Ansicht ist, mit der Jeder zur Philosophie zu kommen pflegt.

Weiterhin aber müssen wir noch zwey andere Vorstellungsarten beleuchten; eine von der Selbstbestimmung, oder der sogenannten transscendentalen Freyheit; die andere vom absoluten Werden. Zur vorläufigen Erklärung dient folgendes: Jede Veränderung hat entweder eine Ursache, oder sie hat keine; im ersten Falle hat sie entweder eine äußere oder innere Ursache. Veränderung ohne Ursache giebt absolutes Werden: Veränderung aus einer innern Ursache ergiebt Selbstbestimmung; endlich Veränderung aus äußern Ursachen könnte man Mechanismus nennen, im weitesten Sinne des Worts.

Da die Disjunction dieser drey Glieder vollständig ist: so wird ein Trilemma entstehn, wenn man beweisen kann, daß die Veränderung in keinem der drey Fälle sich denken lasse; daß es also überhaupt keine Veränderung geben könne. Dieses Satzes, über welchen zwar erst die Metaphysik den wahren Aufschluß leistet, werden wir uns hier bedienen, um den Weg zum strengen und eigentlichen Begriff des Seyn zu finden, welches über allem Werden erhaben ist.

§. 105. Um die Untersuchung vorzubereiten, können wir einen Blick auf die Frage werfen, welche wir am Eingange der Geschichte der Philosophie aufgestellt finden: woraus ist Alles geworden? Aus dem Wasser, antwortete Thales; und gab dadurch zu erkennen, daß er einen bestimmten und bekannten Stoff glaubte angeben zu können, als denjenigen, aus dessen Verwandlung die übrigen Dinge hervorgegangen seyen.

Nun liegt es allerdings im Begriff der Veränderung, daß Eins aus dem Andern werde; und es scheint daraus zu folgen, das Gewordene, welchem keine neue Realität sondern nur eine neue Beschaffenheit zukomme, sey eigentlich noch das Alte, nur in neuer Verkleidung. Allein es ist eben so wenig das Alte wie das Neue. Denn wenn es seine frühere Beschaffenheit eben sowohl ablegen, als

ohne die nachmalige Beschaffenheit zuvor bestehen konnte: so sind beyde, sowohl die frühere als die nachmalige, ihm gleich zufällig, und weder durch die eine noch durch die andre kann beantwortet werden, was es eigentlich sey. Da wir es nun nicht anders, als durch die wechselnden Gestalten, kennen: so bleibt es unbekannt und unbestimmt; es ist Stoff in der eigentlichen Bedeutung des Worts, welches dem Begriff von einem Etwas bezeichnet, das noch darauf warte, Was aus ihm werde solle. Vielleicht war dies der Sinn, welchen Anaximander mit dem απειρον verband: ein Ausdruck, der nicht bloß das Unendliche, der Größe nach, bedeuten kann, sondern der auch das Unbestimmte, der Qualität nach, bezeichnet. (Vergl. Aristot. Physic. I, 5, §. 7.)

Anmerkung. Anaximander verdient weit mehr, als Thales, die Ehre, an der Spitze der Geschichte der Philosophie zu stehn; denn er that den großen Schritt ins Uebersinnliche zuerst. Aber nichts kann verkehrter seyn, als die Art, wie Tennemann in seiner Geschichte der Philosophie, die Lehre eines so ausgezeichneten Denkers behandelt. Er macht sie zu einem Chaos, worin die heterogensten Begriffe durcheinander schwimmen. Die Geschichte der Philosophie kann nicht mit einem Chaos beginnen. Speculative Gedanken sind bey ihrem Erfinder am klärsten; nachmals werden sie entstellt durch Misverständnisse. Darum ist es eine schlechte Manier, widersprechende Nachrichten vereinigen zu wollen; man muß vielmehr in sich selbst den bestimmten Gedanken eines frühern Denkers wieder erzeugen; und man muß bey jenen Alten vor Platon, die größte mögliche Klarheit voraussetzen, weil ihre Gedanken nicht, wie die der heutigen Philosophen, aus hundert trüben Quellen zusammengeflossen, sondern aus reiner ursprünglicher Kraft erzeugt waren. — Anaximander widersetzte sich offenbar der Bestimmtheit des Stoffes, wodurch Thales gefehlt hatte. Aristoteles, kurz nachdem er dem Anaximander (dessen Lehre er mit der des Anaxagoras zu vermengen scheint,) das εκκρινειν, das Ausscheiden schon vorräthiger Gegensätze aus dem Einen, aufgebürdet hat, (zu einer so groben Operation braucht man kein απειρον zu erfinden,) führt ein merkwürdiges Wort an, als zusammenhängend mit einer „gemeinen Meinung" unter den Physikern; nämlich: το γινεσθαι τοιονδε, καθεστηκεν αλλοιεσθαι. (Aristot. Phys. I, 5.) Lateinisch: fieri tale, est variari.

Deutsch umschrieben: Jede Bestimmung der Qualität ist Veränderung für das Unbestimmte. Dieser Satz erfordert, um verstanden zu werden, ein ἄπειρον; und er erläutert es zugleich. Ueberdies führt er geradezu auf die ἄποιος ὕλη, die Plato im Timäus sehr deutlich beschreibt, aus der aber wiederum Sextus (Pyrrh. H. III, 4.) nichts zu machen weiß. So gehts in der Geschichte der Philosophie! Ehemals, wie heute!

§. 106. Dem Begriff des Stoffes steht gegenüber der Begriff der Kraft. Wie weit die Vorstellungsart herrschen mag, daß den Dingen eine todte Masse zum Grunde liege, aus der sie geformt seyen, eben so weit verbreitet muß auch die von einem hinzukommenden Princip seyn, welches aufrege, belebe, und bilde. Denn auf dieses Princip hat der Stoff gewartet, da er selbst, in seiner Trägheit, sich keine Gestalt geben, vollends in keinen Wechsel der Gestalten sich hineinwerfen konnte.

Wir finden uns also hier bey dem Begriffe der Causalität; und zwar auf eine Weise, welche scheint über den Ansichten des gemeinen Lebens erhaben zu seyn. Denn es war von einem wirkenden Princip die Rede! wo wir aber im täglichen Erfahrungskreise von Ursachen reden, da pflegen dieselben nicht Principien, d. h. Anfangspuncte des Wirkens zu seyn, sondern sie selbst, diese Ursachen, sind zu ihrer Wirksamkeit durch andre Ursachen angetrieben worden. Es war eine Veränderung in ihrem eignen Zustande, daß sie wirkten; wie nun zu aller Veränderung eine Ursache hinzugedacht wird, so auch zu dieser; und wie zu der Veränderung des Zustandes der nächsten Ursache, so auch bey der entferntern Ursache; und so rückwärts fort ins Unendliche. Allein hier entsteht eine Ungereimtheit. Keine der Ursachen wird gedacht als eine solche, die von selbst wirke, jede nur als eine solche, die da wirken würde, wenn sie einen Anstoß bekäme. Die ganze, wenn gleich unendliche Reihe, ist daher in Ruhe, es geht aus ihr keine Wirkung hervor, und kann aus ihr keine

erklärt werden. Und dennoch hatte man nur zum Behuf solcher Erklärung die ganze Reihe angenommen.

Anmerkung. Diesem regressus in infinitum hat Kant, in der Vernunftkritik zu viel Ehre erwiesen; weil er selbst, sich von der unzulässigen Meinung, als gehe die Ursache der Zeit nach vor der Wirkung vorher, nicht los machen konnte. In der Metaphysik wird gezeigt, daß die Succession der Begebenheiten weder zum Realen, noch zu dem wirklichen Geschehen im strengen Sinne, zu rechnen ist; und daß sie gänzlich auf der Bewegung, und eine, derselben ähnlichen, Modification der innern Zustände der einfachen Wesen, beruht. Schon Sextus (Pyrrh. H. III, cap. 2,) berichtet, Einige zwar betrachteten das Gegenwärtige als Ursache des Künftigen, Andere aber ließen dies nicht zu, weil der Begriff der Ursache sich beziehe auf den der Wirkung, und folglich der letzteren nicht vorangestellt werden könne. In der That leuchtet unmittelbar ein, daß die Ursache eben dann Ursache ist, wann sie wirkt. Jakobi hat dies eingesehn, (Werke, zw. Band, S. 196,); er erzählt, Mendelssohn zuerst habe ihm seinen paradoxen Satz, Succession sey bloße Erscheinung, unbedenklich zugegeben.

Giebt es dagegen ein wirkendes Princip: so fällt die obige Schwierigkeit weg. Bey diesem gehört das Wirken zu seiner Natur, und ist keinesweges eine Veränderung in ihm, die einer äußern Ursache bedürfte.

Allein der Gewinn ist nur scheinbar. Bey dem wirkenden Princip so gut als bey der unendlichen Reihe muß ein Eingreifen des Thätigen ins Leidende gedacht werden; dieses Eingreifen ist widersinnig. Das Thätige geht dabey aus sich heraus; das Leidende nimmt etwas fremdartiges in sich auf; dabey gerathen beyde in Widerspruch mit sich selbst. — Das Thätige wird zuvörderst an und für sich selbst irgend etwas seyn; man wird eine bestimmte Qualität als die seinige, als das, Was es ist, ansehn müssen. Nun soll es aus sich herausgehn; es soll eine Wirkung vollziehen in einem Anderen und Fremden. Bey diesem Wirken wird das Fremde vorausgesetzt; es ist ein Begriff der sich durch die eigne Qualität des Thätigen allein, nicht denken läßt. Gleichwohl soll auf die Frage,

Was das Thätige sey, geantwortet werden, es sey ein Wirkendes; denn ihm wird das Wirken zugeschrieben. Hier entsteht der Widerspruch, daß der Qualität des Wirkenden das Nämliche beygelegt, und auch abgesprochen wird. Das Thätige erscheint als ein solches, welches, um das zu seyn, was es ist, sich selbst nicht genügt; welches eine fremde, d. h. ihm nicht eigene, Bedingung, als Eigenschaft seiner Natur in sich einschließt; und gerade von eben demselben Fremden scheint es bedingt, was von ihm leiden, seinem Einflusse unterworfen seyn soll.

Nicht besser geht es dem Leidenden. Auch dieses soll, unabhängig von dem Leiden, und selbst im Gegensatze gegen die Veränderung, die es erfährt, für sich selbst etwas seyn. Aber durch die Veränderung soll etwas Neues, vielleicht selbst dem Vorigen Widerstreitendes, in ihm werden. Beyde verschiedenen Bestimmungen sollen dem Leidenden, und zwar eben in so fern es leidet, was wider seine Natur ist, zusammengenommen beygelegt werden. Auf die Frage, Was es sey, erfolgt also eine vollkommen widersprechende Antwort. Es ist im Leiden dasselbe und auch nicht dasselbe was es ist.

Schon an diesem Orte nun ist es Zeit, eine Erinnerung beyzufügen, welche eigentlich bey allem Nachfolgenden erneuert werden müßte. Es giebt nämlich Personen, welche in dem Augenblick, wo sie das Ungereimte eines metaphysischen Begriffs erblicken, ins Staunen gerathen, und sich dadurch für die wahre Metaphysik ganz und gar abstumpfen. Sie glauben eben in der Ungereimtheit die wahre, hoch erhabene Weisheit zu erblicken, und freuen sich ihrer fortgeschrittenen Einsicht um so mehr, je weiter aller Sinn und Verstand von ihnen weicht. Wer die Geschichte der Philosophie noch nicht kennt, wird sich nimmermehr vorstellen, wie viele hochberühmte Denker der verschiedensten Zeiten, von solchem verkehrten Erstaunen, bald

über diesen, bald über jenen Begriff, sind gefaßt und gleichsam starr und blind gemacht worden, so daß sie über einen gewissen Punct nicht mehr hinwegkommen konnten. — Einmal ergriffen, wollen die Meisten nicht mehr geheilt seyn. Die aber deshalb Philosophie studiren, um einen so hartnäckigen, und wie sie meinen, angenehmen Rausch sich zuzuziehn, — diese werden zwischen mancherley philosophischen Systemen die Wahl haben, denn es giebt auf dem Wege zur Metaphysik der Ungereimtheiten, welche das Gemüth verfinstern können, mehrere und verschiedene.

Das Staunen bey Seite gesetzt, wird man einsehn, daß die Begriffe des Thätigen und Leidenden nicht denkbar sind, daß sie also aus unserm fernern Nachdenken weichen müssen, falls sie nicht einer Verbesserung fähig sind, — die noch nicht genug vorbereitet ist.

Anmerkung. Dem eigentlichen strengen Causalbegriff, so wie er in der letzten Hälfte dieses §. dargestellt worden, sind alle nahmhaften Philosophen (wenn anders dem Verfasser sein Gedächtniß in diesem Puncte nicht untreu ist,) auf irgend eine Weise aus dem Wege gegangen; indem sie bald die Causalität auf Erscheinungen beschränken, bald eine unbegreifliche Beyhülfe oder Veranstaltung der Gottheit herbeyrufen, bald sich entweder ganz oder doch vorzugsweise an dem absoluten Werden vesthalten. Dagegen findet man den Causalbegriff ganz deutlich bey den Physikern, wo sie chemische Verwandschaften, oder gar Wirkungen in die Ferne annehmen; in welchem letztern Falle sie ganz unbedenklich die Kraft eines Dinges einen viel größern Raum einnehmen lassen, als das Ding selbst. Zu dieser handgreiflichen Absurdität (die Newton, welchem sie von Leibnitzen vorgeworfen wurde, nicht an sich kommen ließ,) kann man sich nur dann entschließen, wenn man mit den meisten heutigen Physikern auf allen wahren Aufschluß über die Naturkräfte Verzicht geleistet hat, und nur noch die Gesetze der Ereignisse zu wissen verlangt.

§. 107. Das erste Glied des aufzustellenden Trilemma (§. 104.) ist nachgewiesen; es folgt das zweyte, nämlich der Versuch, die Veränderung auf Selbstbestimmung zurückzuführen, also eine innere Ursache statt der äußeren anzunehmen.

Sogleich kommt uns hier eine unendliche Reihe entgegen, ähnlich der im vorigen §. verworfenen. Das Veränderte soll sich selbst zu dieser Veränderung bestimmen; es ist demnach zu betrachten als das bestimmte, und auch als das bestimmende. Jenes findet die Ursache seiner Bestimmtheit in diesem. Aber das Bestimmende, in so fern es eine Thätigkeit anwenden mußte, weil sonst die Bestimmung nicht zu Stande gekommen, vielmehr ein anderer Zustand vorhanden gewesen und geblieben wäre, — würde selbst, falls es sich unthätig verhalten hätte, in einem andern Zustande, als dem der Thätigkeit, sich befunden haben; seine Thätigkeit ist daher schon eine Veränderung in ihm, auch abgesehen von jener Veränderung, die als Wirkung aus der Thätigkeit hervorgeht. Was mag die Ursache seyn von der eben bemerkten Veränderung, die schon bloß in dem Thätig-seyn liegt? — Wir haben keine Wahl mehr zwischen innern und äußeren Ursachen; diese letztern sind verworfen, jene bleiben allein übrig. Also der Actus des Sich-selbst-Bestimmens hat selbst eine tiefer liegende, innere Ursach; die Selbstbestimmung ist selbst-Wirkung einer Selbstbestimmung. — Nun erneuert sich die Frage. Diese tiefer liegende Selbstbestimmung ist ebenfalls ein Heraustreten aus einem andern Zustande, der, ohne sie, würde gewesen seyn, und vor ihrem Beginnen (wenn wir anders die unnöthige Vorstellung der Zeit einmengen wollen,) wirklich mag Statt gefunden haben. Dieses Heraustreten, wodurch ist es bewirkt worden? — Befänden wir uns schon bey dem Begriff des absoluten Werden, so stünde hier (und schon bey der vorigen Frage) allenfalls frey zu antworten: das Heraustreten in dem activen Selbstbestimmen geschieht absolut. Allein wir suchen das absolute Werden möglichst lange zu vermeiden; dagegen den Begriff der Ursachen möglichst lange festzuhalten. Wir antworten also noch einmal: die Ursache der Selbstbestimmung ist wiederum eine Selbstbestimmung. Nun ist aber offen-

bar, daß die nämliche Frage uns immer weiter verfolgen wird; daß die Reihe der Selbstbestimmungen eine innerliche Unendlichkeit, in dem Sich-selbst-Bestimmenden, erlangen wird; endlich, daß selbst die unendliche Reihe ganz untauglich ist, indem sie aus lauter bedingten Gliedern besteht. Jede Selbstbestimmung würde vorgehn, wenn eine andre vorangegangen wäre: damit kommt keine einzige zu Stande, und wird keine Veränderung erklärt.

Anmerkung. Locke (II, 21, §. 25,) hat diese ungereimte unendliche Reihe gesehen, und daraus richtig geschlossen. Freiheit ist kein Prädicat des Willens, sondern der Handlungen, die man, dem Willen gemäß, entweder vornimmt oder nicht. Niemand kann freyer seyn, als so, daß er thun könne, was er will. Das ganze Capitel zeigt, wieviel Mühe sich Locke gegeben hat, in diesem Puncte sich selbst klar zu werden. In der That ist hierin der gemeine Menschenverstand auf rechtem Wege; und die Frage, welche die Philosophen beschäftigt, ist ihm so fremd, daß er Mühe hat, den Streitpunct nur zu verstehn. Die Frage: steht Dein eignes Wollen in Deinem Willen? Und willst Du abermals dieses Wollen Deines Willens? und so ins Unendliche — diese Frage kommt einem Jeden lächerlich vor, der sie zum erstenmal hört. Ginge man aber nunmehr zum absoluten Werden zurück, (wie es in der That die Freyheitslehrer thun) und sagte bestimmt und deutlich: Dein Wollen steht nicht in Deinem Willen, sondern es hat gar keinen Grund, so würde man vollends den gemeinen Verstand empören, der sehr gut weiß, daß sein Wollen von Motiven abhängt, wo nicht von Launen und Grillen; und der, um diesen, (dem rohen psychologischen Mechanismus,) zu entfliehen, sich sehr gern jenes, (die Motive, durch welche der gebildete Mensch auf sich wirkt,) gefallen läßt. Die Motivität (Bestimmbarkeit des Willens durch Motive) ist selbst das, was man in gemeinen Leben unter Freyheit versteht; daher muß auch im gemeinen Gespräche der Satz, der menschliche Wille ist frey, niemals angefochten werden; man wird sonst misverstanden.

Jene unbrauchbare Vorstellungsart ist aber auch darum völlig widersinnig, weil sie Eins und Dasselbe, das Sich-Bestimmende, eben in dem Actus der Selbstbestimmung, mit sich selbst entzweyt, durch den Gegensatz der Activität und Passivität. — Dürfte man sich in irgend ei-

nem Sinne gestatten, diese Zweyheit in Einem gelten zu lassen, so würde in dem nämlichen Sinne die Ungereimtheit des vorigen §. wiederkehren, indem nun das Bestimmende aus sich heraus, in das von ihm unterschiedene Bestimmte hineinginge, das Bestimmte aber dieses Eingreifen erduldete. — Allein jene Spaltung in zwey Entgegengesetzte ist so wenig zulässig, daß schon die bloße Zweyheit, wären auch die Zwey nicht entgegengesetzt, den Widerspruch des §. 101. herbeybringen würde.

Es ist nicht überflüssig zu bemerken, daß die Masse dieser Ungereimtheiten noch wächst, wenn die Selbstbestimmung in dem hier erörterten Sinne, oder die transscendentale Freyheit, dem Willen endlicher Vernunftwesen beygelegt wird; wie sehr gewöhnlich geschieht, weil theils die absoluten ästhetischen Urtheile (§. 80 — 84.) mit Selbstbestimmungen verwechselt werden, theils der Begriff der Zurechnung in einer Gefahr geglaubt wird, die für ihn nicht vorhanden ist. — Es soll nämlich dem Willen die freye Wahl zustehn, zwischen dem Guten und Bösen; welches in so fern vollkommen wahr ist, als das Gute und Böse auf keine andre Weise an den Menschen kommen kann, außer nur durch seinen eignen Willen, in welchem dasselbe einzig und allein seinen Sitz hat; so, daß auch gerade so weit die Handlungen des Menschen ihm zugerechnet werden, als sie die gute oder böse Beschaffenheit seines Willens ausdrücken. Nun aber sieht man den Willen an als eine Selbstbestimmung mit Bewußtseyn, — woraus, wenn nicht dieser Selbstbestimmung ein absolutes Werden zum Grunde gelegt werden soll, sogleich folgen wird (laut obiger Entwickelung) daß zu jedem Wollen eine unendliche Reihe innerer Selbstbestimmungen gehöre, wovon das Selbstbewußtseyn eben so wenig etwas weiß, als diese Erklärung des Wollens an sich brauchbar seyn würde. — Ferner soll es dem Willen möglich seyn, die entgegengesetzte Wahl von derjenigen vorzunehmen, die er wirklich vollzieht. Dies füllt das Maaß der Wider-

sprüche. Fragen wir jetzt, was das Wollen sey? so enthält die Antwort nicht bloß den Gegensatz des Bestimmens und Bestimmt-Werdens, sondern auch noch die andern Gegensätze des wirklichen Bestimmens und des möglichen Bestimmens, des wirklichen Bestimmt-Werdens und des möglichen Bestimmt-Werdens; ja es wird das wirkliche Wählen aus einer Wirklichkeit und einer entgegengesetzten Möglichkeit zusammengesetzt, wobey nicht bloß die Ungereimtheit der Summe, Wirkliches plus Möglichem, sondern noch das, auch sonst häufige, Unternehmen zu bemerken ist, eine Möglichkeit, die als solche nicht real ist, unter die Prädicate eines Realen zu mengen. — Eine solche Masse des Widersinnigen, wie dieser Begriff der vorgeblichen Willensfreyheit sie in sich schließt, vermag schon alleln, denjenigen, der sie unentwickelt annimmt, um alle zum Philosophiren nöthige Besonnenheit zu bringen; ihm das Bewußtseyn dessen, was er eigentlich denkt, völlig zu verdunkeln.

Anmerkung. Fast alle neuern Philosophen haben sich durch Kants Irrthum täuschen lassen, nach welchem Freyheit des Willens Grundbedingung der Sittlichkeit seyn soll. Vor dieser falschen Ansicht hatte die Leibnitzische Schule sich gehütet. Aber man mußte darauf kommen, da man allgemein die Pflichtenlehre als die ursprüngliche Form der praktischen Philosophie betrachtete. Unter dieser Voraussetzung ist es unausbleiblich, daß man den Grund der Pflicht in einem ursprünglichen, inneren Gebieten suche; welches man, wider Erfahrung und Psychologie, dem menschlichen Geiste als allgemeine Eigenschaft andichtet, während es ein Phänomen bestimmter Culturzustände, und nach denselben verschieden ist. Ein solches Gebieten nur kann man nicht für einen Erfolg äußerer Wirkungen gelten lassen, weil es sich sonst nach diesen richten würde, während man sich gedrungen fühlt, ihm die ästhetischen Urtheile über den Willen unterzuschieben, (§. 80—85,) ohne welche der ganze Gedanke gar keinen sittlichen Gehalt bekommen, sondern eine leere Form seyn und bleiben würde. Demnach verwechselt man die absoluten ästhetischen Urtheile mit einer absoluten Selbstbestimmung, — das Willenlose, und eben darum über dem Willen erhabene, mit dem Willen selbst; und

und so kommt jene Freyheit zu Stande, die Kant für die Eigenschaft des Willens erklärt, sich selbst ein Gesetz zu seyn. Uebrigens zeigt Kant eine wahrhaft philosophische Vorsicht in der Schrift: Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, im Anfange des dritten Abschnitts, wo er nur soviel voraussetzt, daß vernünftige Wesen unter der Idee der Freyheit handeln. Anderwärts ist er minder behutsam; seine Nachfolger sind es noch weniger.

§. 108. Das absolute Werden ist noch übrig; eine zwar nicht sehr populäre, aber desto mehr unter den Philosophen aller Zeiten verbreitete Vorstellungsart; welche in den Systemen vielerley Formen und Ausschmückungen erhalten hat. Sie war darum willkommen, weil sie die Widersprüche der äußern und innern Ursachen vermeidet; und sie besitzt wenigstens den Vorzug, einfacher zu seyn, und eben darum, wenn sie nur von fremdartigen Zusätzen rein gehalten wird, auch klärer, als die vorhergehenden.

Anmerkung. In dieser empfehlenden Einfachheit und Klarheit, (nicht, wie bey Spinoza, gleich von vorn herein durch einen Haufen falscher Axiomen, Definitionen, und willkührlicher Begriffe entstellt,) tritt die Lehre vom absoluten Werden auf beym Aristoteles, im zweyten Buche der Physik, gleich im Anfange. Die Natur, als der Sitz des absoluten Werden, ist ihm ein Factum, welches zu beweisen lächerlich wäre.

Hier muß zuerst der Zufall beseitigt werden. Dieser würde das absolute Werden darstellen, wenn eine Veränderung, wie ohne Grund, so auch ohne Regel sich ereignete. Aber dann würde der Widerspruch sogleich zu Tage liegen. Was eine Zeitlang sich ruhig verhielte, dann sprungweise die vorige Beschaffenheit mit einer neuen verwechselte, das wäre offenbar nicht mehr dasselbe wie zuvor. Schon die Ruhe und der Wechsel würden in der Bestimmung seiner Qualität einander widerstreiten. Nicht anders, wenn es in einem verschiedenartigen Wechsel bald ein solches bald ein anderes würde. — Man kann auch die Zeitbestimmung weglassen. Was ohne alle Regel ein solches ist, während es in anderem Zustande seyn könnte: auch dies stellt in seiner Beschaffenheit den Zufall dar.

Vielmehr, in einem vesten und sich selbst gleichen Begriffe muß das absolute Werden sich auffassen lassen, damit man versuchen könne, den Wechsel selbst als die Qualität dessen anzusehn, was ihm unterworfen ist. — Dazu gehört, zuvörderst, daß es nicht einmal sich ändere, ein andermal beharre; sondern daß der Wechsel beständig fortgehe, aus aller Vergangenheit in alle Zukunft, ohne Anfang, ohne Absatz, ohne Ende. Ferner, daß er mit gleicher Geschwindigkeit continuirlich anhalte; also daß in gleichen Zeiten allemal ein gleiches Quantum der Umwandlung vollbracht werde. Endlich daß die Richtung der Veränderung stets die gleiche sey und bleibe; wodurch das Rückwärts und wieder Vorwärts-Gehen, das Wiederhohlen früherer Zustände, gänzlich ausgeschlossen ist. —

Die erste Schwierigkeit, welche sich zeigt, ist nun sogleich diese, daß eine solche strenge Gleichförmigkeit des Wechsels in der Natur der Dinge nicht angetroffen wird. Wohl bezeugt die Erfahrung einen Kreislauf der Dinge; aber auch diesen nur ungefähr, und nicht mit der Genauigkeit, welche der obige Begriff schlechterdings fordert.

Anmerkung. Ein Kreislauf der Dinge würde etwas ähnliches erfordern, wie die Kreisbewegung nach bekannten Grundsätzen der Mechanik; nämlich außer dem absoluten Werden noch eine äußere Kraft, um die Richtung der Veränderung jeden Augenblick von neuem zu verändern. Ohne diese einwirkende Kraft müßte ein beständiger Fluß der Dinge stets gerade fort gehn, und könnte nie in sich zurücklaufen. Es scheint nicht, daß irgend Einer von den vielen Anhängern des absoluten Werden dieses eingesehen habe. Heraklit sollte es einsehen; Platon, der in frühern Jahren die Lehren des eben genannten Philosophen gehört hatte, sollte davon wissen. Allein im Theätet (pag. 77. ed. Bip.) wird das Handeln und Leiden mit dem absoluten Werden vermengt; woraus man sogleich begreift, warum in den übrigen, hieher gehörigen Lehrmeinungen, die Consequenz fehlt. Im Phädon nimmt Platon geradezu einen Kreislauf an zwischen Leben und Tod; und zwar in der Meinung, daß die Consequenz ein Werden in doppelter Richtung sogar fordere. (pag. 163; ουκ αντιαποδωσομεν την εναντιαν γενεσιν, αλλα τουτω χωλη εστιν η φυσις; η αναγκη

αποδυναι τω αποθνησκειν εναντιαν τινα γενεσιν; Παντως πε.) Dieser Irrthum ist aber nicht zu verwundern. In Platons Lehre ist nicht das Werden, sondern das unveränderliche Seyn der eigentliche Gegenstand des Wissens. Der ganze Phädon, mit Ausnahme weniger Stellen, handelt vom Werden, und ist eine populäre, sehr schöne, aber nicht wissenschaftlich genaue Darstellung, welche sich ganz der Veranlassung des Gesprächs anschließt. Daher viel Mythisches; sogar Gespenster bey Gräbern (pag. 185.) und Seelenwanderung in Thiere! Wer sich nicht etwan einbildet, dies seyen ernstlich gemeinte Lehrsätze, der lerne aus diesem Beyspiele, wie sorgfältig man beym Platon die Hypothesen und Ausschmückungen unterscheiden müsse, von dem Wesentlichen des Systems.

In der That kann man die Ungleichförmigkeit des Wechsels nur mit Ausflüchten entschuldigen. Man kann annehmen, daß Verschiedenes auf verschiedene Art wechsele, in verschiedener Richtung, Geschwindigkeit und Zeit. Man muß alsdann hinzusetzen, es möge dieses Verschiedene einen Einfluß, wenigstens scheinbar, auf einander ausüben, sich gegenseitig stören und hemmen: — wobey man aber schon auf irgend eine Weise in den oben verworfenen Causalbegriff verfällt. Man kann noch die Bemerkung geltend machen, der Wechsel sey ohne Zweifel auch in unserm Gemüthe, (welches ja als veränderlich in seinen Zuständen sich unmittelbar im Bewußtseyn ankündigt;) dadurch werde uns, den in eigner Umwandlung fortgerissenen, die klare Auffassung des von uns unabhängig Wechselnden getrübt, und die Gleichförmigkeit des Werdens entziehe sich, wenn schon wirklich vorhanden, unserer Kenntniß: — wobey nur der Fehler wird begangen werden, daß von einer trüben Auffassung die Rede ist, wo gar keine statt findet, wenn durch kein Causal-Verhältniß zwischen uns und dem Aeußeren, Vorstellungen in uns erzeugt werden.

Die erwähnten Ausflüchte treffen ungefähr zusammen mit den Vorstellungsarten des Heraklit und Protagoras, von denen jener, vielleicht der älteste entschiedene Verkündiger des beständigen Flusses aller Dinge, die Freundschaft und Feindschaft bey der Welterklärung zu

Hülfe rief; dieser den Menschen für das Maaß aller Dinge erklärte. Von neueren Wendungen wird im folgenden Capitel noch etwas vorkommen.

Im Vorbeygehen sey hier erwähnt, daß der Begriff des absoluten Werden genau mit dem ächten Begriffe des Schicksals (εἱμαρμενη) zusammentrifft. Von allen Gottheiten ist das Schicksal scharf unterschieden, und über sie hinausgestellt, wie das absolute Werden über aller Causalität und Freyheit hervorragt, denen es, wenn man sie übrigens zulassen will, wenigstens ihre Reihen anfangen muß, damit der Anfang nicht selbst im Unendlichen vergeblich gesucht werde. Von einem gütigen und grausamen Schicksal kann deshalb nicht die Rede seyn; nicht einmal von einem Zwange, den es ausübe; welches Causalität wäre; sondern nur von der vorbestimmten Gewißheit der Erfolge, die keine Klugheit noch Gewalt abwenden könne.

Abgesehen nun von allen möglichen Nebenbestimmungen, durch welche man versuchen kann, diesen Gedanken der Erfahrung anzupassen; ist der Begriff des absoluten Werden in sich selbst widersprechend *); so daß er in allen Gestalten, worin bisherige oder künftige Systeme ihn erscheinen lassen, muß verworfen werden. Denn was ist das Werdende? Seine Qualität soll im Werden selbst bestehen; aber dieser Begriff läßt sich nicht anders denken, als durch die wechselnden Beschaffenheiten, welche in der Umwandlung durchlaufen werden. Man muß also diese, unter einander entgegengesetzten Beschaffenheiten, welche in der unendlichen Reihe des Wechsels vorkommen sollen, zusammenfassen, und sowohl durch die verschwundenen, welche als Vorläufer zu der jetzigen gehören, als durch die

*) Der Widerspruch ist kurz und kräftig ausgedrückt in dem Heraklitischen Lehrsatze: ταναντια περι το αυτο ὑπαρχειν. Sextus Pyrrh. II. I, 29. §. 80 und Aristot. Phys. I, 3. §. 9. Der letztere setzt hier recht derb hinzu: ȣ περι τȣ ἑν ειναι τα οντα, ὁ λογος εςαι, αλλα περι τȣ μηδεν.

zukünftigen, welche in der jetzigen prädestinirt liegen, die Qualität des Werdenden bestimmen. Hiebey werden alle in eine Einheit concentrirt, worin sie sich aufheben; denn sie werden eigentlich alle zugleich dem Werdenden beygelegt. Will man dagegen sich auf die Succession berufen, wodurch der Widerspruch vermieden werde, indem jedesmal von zweyen entgegengesetzten die vorige weiche, ehe die folgende eintrete, folglich das Werdende in jedem Zeitpuncte nur eine einzige Qualität wirklich besitze: so hat man sich den Begriff verdorben, und dabey gar nichts gewonnen. Der Begriff erfordert, daß nicht irgend eine unter den einzelnen Beschaffenheiten, sondern das gesammte Werden, welches sie alle durchläuft, als Qualität des Werdenden gelte; und dabey wird nur der Fehler begangen, daß man an dem abstracten Gedanken des Werdens sich vesthält, der freylich keinen Widerspruch in sich enthalten würde, wenn er nur ohne die Beziehung auf die mannigfaltigen, wechselnden Beschaffenheiten, überall Sinn und Bedeutung hätte. Wer nun lieber von der Höhe des abstracten Gedankens herabsteigen, das Werdende in seinen einzelnen Zuständen näher betrachten, und zusehn will, wie die nächstfolgende Beschaffenheit aus der nächstvorhergehenden hervortritt: der hat gar nichts mehr, woran auch nur eine Täuschung sich anlehnen ließe. Denn nun soll die Vorhergehende sich selbst aufheben, und überdies ihr eigenes Gegentheil erzeugen. Das Werdende war etwas bestimmtes; eben darum weil es dieses war, soll es dasselbe nicht mehr seyn, sondern das Gegentheil werden. Das heißt, A, weil es A ist, soll nicht A seyn, sondern ein Gegentheil von A werden! Ferner, in dem Augenblicke des Ueberganges soll die eine Beschaffenheit aufhören, die andre eintreten. Läßt man jene ganz aufhören, bevor diese eintritt, so zerreißt die Continuität des Werdens; ein Ding verschwindet, ein völlig Anderes, Fremdes, mit dem vorigen nicht zusammenhängendes ent-

steht in dem nächsten Augenblicke. Läßt man, damit Eins aus dem Andern werde, die vorige Beschaffenheit noch nicht ganz aufhören, indem die andre, entgegengesetzte schon eintritt: so faßt ein Zeitpunct die widersprechenden zusammen; er enthält Aufhören und Anfangen, wovon jenes, Seyn und doch nicht mehr Seyn, dieses, Seyn und doch noch nicht Seyn bedeutet.

Diese letztere, offenbar ungereimte Vorstellungsart, wird bey geübten Denkern sich höchstens als Uebereilung einschleichen; die erste tritt um so dreister auf; besonders wenn noch hinzugesetzt wird, der gesammte Wechsel sey nur Erscheinung eines nicht wechselnden, aber in so fern auch nicht erscheinenden, Grundes. Doch dies ist kaum Verhüllung, es ist Verschlimmerung des Widerspruchs. Besäße der Grund, das wahrhaft Seyende hinter dem Werden, eine einfache Qualität: so würde aus dem einfachen Grunde gar nichts weiteres werden, er würde sich selbst gleich seyn und bleiben; — am wenigstens würde er erscheinen, welches eine Relation zu der Auffassung dieses Erscheinens in sich schließt. Diese Auffassung mag nun was immer für einem auffassenden Subjecte zugeschrieben werden: so ist damit allein schon ein doppelter Widerspruch zugelassen. Erstlich, daß zu demjenigen, was das Erscheinende (welches nicht bloße Erscheinung, d. h. ein nichtiges Bild seyn kann) selber Ist, noch das Erscheinen hinzukommt, dies bringt Zweyerley in die Qualität desselben hinein; womit der Widerspruch des §. 101. herbeygeführt wird. Zweytens, daß dasselbe Erscheinende für ein auffassendes Subject vorhanden seyn soll, welches Subject wenigstens in so fern von jenem unterschieden, und ihm entgegengesetzt werden muß, — dieser Umstand fordert zu ähnlichen Betrachtungen auf, wie oben (§. 106.) über das Thätige angestellt wurden. Es wird nämlich auch hier ein Solches gedacht, welches, um das zu seyn was es ist, sich selbst nicht genügt, sondern die Voraussetzung eines ihm entgegengesetzten in die Bestimmung seiner ei-

genen Qualität aufnimmt. — — In diese Ungereimtheiten nun sich zu verstricken, ist völlig unnütz für den Begriff des absoluten Werden; es mildert dessen Widersprechendes nicht im mindesten. Denn immer bleibt die Menge, es bleiben die Gegensätze der wechselnden Beschaffenheiten; wenn schon dieselben nur Erscheinungen seyn sollen. Indem sie alle aus Einem und demselben Grunde erwartet werden, tritt es nur deutlicher hervor, daß in diesem, nicht wechselnden, Grunde alle Mannigfaltigkeit und aller Widerspruch concentrirt sey, woraus das Viele und Entgegengesetzte der Erscheinung sich entfalten soll. Der Grund würde nicht Grund seyn, wenn man in ihm nicht alles das unentwickelt, also zusammengedrängt, voraussetzen sollte, was aus ihm hervorgehn wird. Es käme alsdann nicht aus ihm, sondern zu ihm; es würde nicht von ihm getragen, sondern es flöge ihm an; und selbst wenn man dies, im höchsten Grade widersinnige, zufällige Ankleben des Wechselnden an das Beharrliche, ernstlich annehmen wollte, würde nicht einmal in dem Ankleben, nicht einmal in der Berührung zweyer so völlig Heterogenen, ein Sinn angetroffen werden.

§. 109. Die Aufstellung des Trilemma, wodurch die Veränderung als etwas ganz Undenkbares erkannt wird, ist vollendet. Bevor wir erwägen, welche Richtung unser Nachdenken durch diese Einsicht erhalten müsse: finden einige Nebenbetrachtungen hier ihre rechte Stelle.

Der gemeine Verstand pflegt sich zwar alle drey Vorstellungsarten zu erlauben, sowohl die der äußern Ursachen, als der Selbstbestimmung, als des absoluten Werden oder des Schicksals. Er bedient sich der ersten in Hinsicht der Körperwelt, der zweyten in Ansehung des Willens, der dritten da, wo vom Laufe der Dinge im Allgemeinen die Rede ist. Allein offenbar versteckt sich im gemeinen Leben bey der Erwähnung des Schicksals nur die

Unwissenheit über die Reihe der Ursachen: und was den Willen anlangt, so pflegen selbst Philosophen den Begriff der Selbstbestimmung nicht in die obige Reihe hinaus zu verfolgen, sondern sie lassen die erste Selbstbestimmung absolut werden, und meinen dadurch die Zurechnung zu sichern; — obgleich eine solche sogenannte intelligible That, die nicht einmal ein regelmäßig fortlaufendes Thun darstellt, die sogar ohne alle Succession gedacht werden soll, und eben deshalb gar keine weitere Entwickelung, noch Verbesserung, zuläßt, — nicht mehr noch weniger als der klare Zufall selbst ist. — Man sieht hieraus, daß in der Regel der gemeine Verstand (und mit ihm die Naturforscher und Historiker) sich mehr zum Mechanismus, die Philosophen sich mehr zum absoluten Werden hinüberneigen; während mit der Selbstbestimmung, so hoch sie unter dem Namen der Freyheit auch gepriesen wird, es Niemandem wahrer und strenger Ernst ist.

Anmerkung. An diesem Orte nun läßt es sich erst zeigen, daß die Freyheitslehre nicht bloß falsch, sondern auch dem praktischen Interesse schlechthin, und in jeder Rücksicht, zuwider ist. Die Betrachtung darüber zerfällt in zwey Theile.

1) Will man die einzelnen Entschließungen des Menschen als frey betrachten? So hat der Mensch keinen Charakter. Jeder Actus des Willens, jeder Entschluß ist nun etwas für sich, ohne Zusammenhang mit frühern und folgenden Entschlüssen. Die einzelnen Willensbestimmungen fallen zwar unter das sittliche Urtheil: aber das ganze Leben des Menschen ist ein loses Aggregat von Selbstbestimmungen, deren jede von vorn anfängt, die Einheit ist verloren, und der Werth des ganzen Menschen ist dahin. Wer gestern der Beste war, der kann heute der Böseste seyn. — Kant hat diese Ansicht ganz aufgegeben. Nach ihm hat der Mensch Charakter, und dieser beruht auf einer zeitlos-intelligibelen That, von der alle zeitlichen Entschließungen nur Erscheinungen sind. Hiemit fällt das zeitliche Leben nun gerade umgekehrt unter das Gesetz einer eisernen Nothwendigkeit. Wie der Mensch einmal ist, so ist er immer; wie das ganze Geschlecht der Menschen, und aller Vernunftwesen überhaupt, jetzt ist, so bleibt es; denn es giebt nun in sittlicher Hinsicht keinen Unterschied mehr zwischen dem Jetzt, Ehemals und Künftig. Besserung und

Verschlimmerung ist bloßer Schein. — Hieraus sieht man, daß man sich hüten muß, das Sittliche in dem ursprünglich-Realen zu suchen, welches allerdings zeitlos ist. Darum dürfen Metaphysik und Aesthetik nicht vermengt werden. Das ursprüngliche Reale ist gar nicht die Gegend, wohin unsere sittlichen Wünsche sich wenden müssen; diese beziehn sich auf das Gebiet des Geschehens.

2) Will man die vorgebliche zeitlose, intelligibele Entschließung des Menschen als frey betrachten? — Gesetzt, es gebe eine solche: so hängt sie nicht ab von der Einsicht in das Gute und Rechte; denn sonst wäre sie durch diese Einsicht nothwendig geworden. Sie trifft demnach mit dieser Einsicht bloß zufällig zusammen, oder weicht eben so zufällig davon ab; und es klebt vermöge dieser Zufälligkeit, an dem besten Entschlusse immer noch die Möglichkeit des Bösen, so wie an dem bösesten immer noch die Möglichkeit des Guten. Daher kann Gott, der Heilige, schlechterdings nicht als frey gedacht werden; denn für ihn ist das Böse unmöglich. Mit richtigem Sinne hat man daher die Freyheit in dem Abfalle von Gott gesucht, aber nicht in der Gottähnlichkeit, worin sie liegen müßte, wenn das praktische Interesse dafür, und nicht dawider seyn sollte.

Da nun eigentlich alle drey Vorstellungsarten völlig gleich ungereimt sind: so muß es befremden, daß dennoch einer vor der andern ein Vorzug könne ertheilt werden. Dieser hängt in der That nur davon ab, daß einige der entwickelten Widersprüche fühlbarer sind, andre weniger. Am unmittelbarsten dringt sich die Undenkbarkeit des Zufalls auf. Ein Ding, welches im nächsten Augenblicke nicht mehr dasselbe ist, was es im vorigen war, fällt selbst dem gemeinen Verstande als etwas Widersprechendes auf. Da nun das Ding gleichwohl in der Wirklichkeit vor ihm steht, so nimmt er sogleich die nothwendige Richtung des Denkens, welche auch die Metaphysik (nach der Methode der Beziehungen) verfolgen muß: er verbessert den gegebenen Begriff; er bleibt bey der Anschauung nicht stehen, sondern erhebt sich darüber im Denken.

Das Veränderte ist ihm gegeben; er aber ladet die Schuld der Veränderung auf etwas Anderes und Fremdes, welches als Ursache müsse herbeygekommen seyn, um

das Neue zu stiften, was in dem Alten von selbst nicht habe werden können. So entspringt der Causalbegriff; er wird erzeugt in einem nothwendigen Denken, dessen Nothwendigkeit nicht innerlich im Gemüth ihren Sitz hat, sondern in dem Gegebenen so vielemal entsteht, als vielemal die widersprechende Form, Veränderung genannt, in der Sinnenwelt vorkommt.

Es ist aber der Causalbegriff nicht gleich bey seiner ersten Erzeugung auch schon vollendet: sondern er wird als ein roher Gedanke, welchem eine viel weitere Ausbildung bevorsteht, von den Philosophen vorgefunden, die sich auf allerley Weise an ihm versuchen. So lange sie nun den Begriff des Eingreifens des Thätigen ins Leidende nicht zu vermeiden wissen: können sie nicht anders, als sich in dem vorgefundenen Gedanken verwickeln: der ihnen endlich verdächtig werden muß, so daß sie ihn aufgeben, und auf mancherley Wegen zum absoluten Werden zurückkehren. Dieses nämlich läßt hoffen, es werde einer Veredelung fähig seyn, indem man ihm selbst, dem Wechsel und Wandel, die Unwandelbarkeit eines Gesetzes, die Gleichförmigkeit des Verlaufs zueigne, und ihn dadurch dem Zufall gerade entgegensetze. Nun mischen sich mancherley ästhetische und idealistische Vorstellungsarten mit ein, welche schon allein die Verwirrung aufs äußerste treiben würden, wenn auch nicht das religiöse Interesse, ja gar allerley kirchliche Meinungen, sich anmaaßten, über diesen rein speculativen Gegenstand mitzusprechen.

§. 110. Unter jenen Einmischungen soll hier nur die wesentlich in der Sache liegende Beziehung zwischen dem absoluten Werden und dem strengen Idealismus (§. 103.) angezeigt werden. Sie ist wechselseitig; so daß der Idealismus das absolute Werden in sich schließt, und rückwärts dieses, verbunden mit strenger Verwerfung des Causalbegriffs, nur den Idealismus übrig läßt.

Wendet man nämlich die obigen drey Vorstellungsarten auf die Frage vom Ursprunge unserer Erkenntniß an: so bietet sich zuvörderst die gemeine Meinung dar, von dem Einwirken der äußern Dinge auf die Sinne, dem fernern Einwirken der Sinne aufs Gehirn, endlich dem Einwirken des Gehirns auf die Seele, wobey die Bewegungen in jenem den nächsten Grund der Vorstellungen in dieser ausmachen sollen. Leibniz richtete seine Aufmerksamkeit auf die Schwierigkeiten des Eingreifens des Körpers in die Seele, und rückwärts; er verwarf den physischen Einfluß, und setzte die vorbestimmte Harmonie an die Stelle; ohne die Frage, was uns denn überall für eine Gewißheit vom Daseyn unseres Leibes und der Außenwelt übrig bleibe, gehörig zu beantworten; und ohne die Undenkbarkeit der Seele, als des Einfachen, das zu einer ins Unendliche gehenden Mannigfaltigkeit von Vorstellungen die Gründe enthalten sollte, anzuerkennen.

Die zweyte Vorstellungsart, nach welcher Selbstbestimmung den Ursprung der Erkenntniß ausmachen soll, kann nur bey denen vorkommen, welche eine intellectuale Anschauung annehmen; falls sie nämlich dieselbe als ein Werk, nicht des Glücks, noch einer höhern Eingebung, sondern der Freiheit, des eignen Aufschwunges ansehn. Wegen der gewöhnlichen Inconsequenz, womit die Selbstbestimmung, statt der Entwickelung in eine unendliche Reihe, vielmehr selbst auf ein absolutes Werden gestützt wird, (§. 107. 109.) findet sich eine solche Annahme auch bey denen, welche eigentlich dem absoluten Werden anhängen.

Verwirft man den Causalbegriff: so ist eben damit die gesammte sinnliche Erkenntniß verworfen, welche als Wirkung der unsere Sinne afficirenden äußeren Dinge angesehen ward. Man kommt demnach, falls keine Inconsequenz dazwischen tritt, auf den strengen Idealismus, nach welchem wir nur selbsterzeugte, das heißt hier, in uns absolut gewordene, Vorstellungen haben, und rück-

wärts diesen Vorstellungen keine von uns unabhängige Realität beylegen dürfen.

Eben so nun führt die Voraussetzung des Idealismus auf das absolute Werden unserer Vorstellungen, indem dieselben unwillkührlich, aber ohne alle äußere Beyhülfe, in uns entstehn. Diesem Grundgedanken ist es alsdann ganz angemessen, mit Fichte'n das ruhende Seyn und Bestehen der Seele, als etwas Todtes (nicht im Werden begriffenes) zu verwerfen; und dem Ich nur in sofern Realität beyzulegen, als es lauter innere Thätigkeit, lauter Leben, (lauter absolutes Werden) sey; welchem gleichwohl die zeitliche Entwickelung müsse abgesprochen werden, indem die Zeitlichkeit nur zur Erscheinung gehöre; — nach der am Ende des §. 108. erwähnten Vorstellungsart.

Das absolute Werden und der Idealismus stehen und fallen demnach Eins mit dem andern; und die Widerlegung eines jeden von beyden trifft beyde zugleich.

Drittes Capitel.

Vom absoluten Seyn.

§. 111. Wo der Ausweg aus dem nachgewiesenen Trilemma zu suchen sey, ist schon hinlänglich angedeutet worden. Den Begriff der äußern Ursachen haben wir oben nach einer mehr populären Vorstellungsart, nicht vermöge einer wissenschaftlich strengen Ableitung, in die Prüfung genommen; dadurch ist dieser Begriff zu eng geworden. Das Eingreifen des Thätigen ins Leidende ist zwar unstatthaft befunden, gleichwohl ist an dieser Stelle eine Lücke in dem Trilemma, weil der Beweis von der Unrichtigkeit des ersten Gliedes der Disjunction nicht den wahren Begriff dieses Gliedes in seinem ganzen Umfange trifft. Die Auseinandersetzung hievon muß dem systematischen Vor-

trage der Metaphysik überlassen werden *); unser gegenwärtiges Geschäft aber ist, demselben noch ferner in allen Puncten vorzuarbeiten.

Zu solchem Zwecke nutzen wir nun zuvörderst das schon bekannte Trilemma; welches vollständig ist in Hinsicht eines Begriffs, dessen nähere Bestimmung durch alles Bisherige ist vorbereitet worden; nämlich des Begriffs von demjenigen, was als seyend könne gedacht werden.

Wenn man dem Seyenden einen ursprünglichen inneren Wechsel beylegen will: so hat ein solcher Wechsel entweder, noch außerdem daß er geschieht, eine Wirkung, oder keine. Hat er eine Wirkung, so ist dieselbe entweder eine innere Wirkung, oder eine äußere. — Keine Wirkung, sondern bloßes Geschehen des ursprünglichen inneren Wechsels, ist absolutes Werden; Wirken im Innern ist active Selbstbestimmung; Wirken nach außen ist die Thätigkeit einer äußern Ursache. — Alle drey Glieder sind aufgehoben, durch die obigen Beweise: also giebt es im Seyenden keinen ursprünglichen inneren Wechsel.

Man darf sogleich hinzusetzen: es giebt auch keinen abgeleiteten, von Außen hineingetragenen Wechsel, wofern derselbe nicht anders als unter Voraussetzung einer ursprünglich nach Außen gerichteten Thätigkeit möglich ist, welche schon zurückgewiesen worden.

Die letztere Clausel allein hält noch die Pforte zur Metaphysik (als der zur Natur-Erklärung gehörigen Wissenschaft) offen; denn angenommen, man könne keinen andern Begriff von äußern Wirkungen gewinnen als den bisher bekannten, so fügt sich an das obige Trilemma noch folgendes Dilemma:

---

*) Man kann die Auskunft finden im §. 4 und 5. der Hauptpuncte der Metaphysik. Auch gehören §§. 11 — 14 der Abhandlung de attractione elementorum hieher; wo aber der dortigen Absicht gemäß, die Probleme viel weniger vollständig entwickelt sind, als in diesem Buche.

Der Wechsel im Seyenden ist entweder ursprünglich oder abgeleitet. Nun ist der ursprüngliche durch jenes Trilemma verworfen; und eben dadurch auch dem abgeleiteten seine Bedingung, die nach außen gehende Thätigkeit, geleugnet worden. Folglich giebt es gar keinen Wechsel im Seyenden; d. h. es ist nichts wechselndes vorhanden.

Der letzte Satz nun muß so lange als gültig angesehen werden, wie lange nicht nachgewiesen ist, daß es eine andere Art von äußerlicher Causalität gebe, als die oben untersuchte.

Für recht rasche Köpfe würde man am besten sorgen, wenn man hier unmittelbar die Theorie von den Störungen und Selbsterhaltungen der einfachen Wesen folgen ließe. Diejenigen, welche ein lebhaftes wissenschaftliches Interesse empfinden, und das Vorhergehende vollkommen verstanden haben, mögen sogleich den §. 128. aufschlagen; sie mögen von da an das Buch zu Ende lesen, und versuchen, wieviel sie fassen können.

§. 112. Hier erhebt sich ein großer Streit zwischen der Speculation und der Erfahrung. Nicht nur einige, sondern alle unsere innern und äußeren Erfahrungen zeigen uns Gegenstände, die dem Wechsel unterworfen sind. Die Speculation auf ihrem jetzigen Standpuncte muß den Wechsel geradezu leugnen. Daß hier die Gewalt auf Seiten der Erfahrung ist, als welche sich durch alle Sinne unaufhörlich einem Jeden aufdringt, kann dem Recht der Speculation nichts benehmen: noch die Schwäche deren entschuldigen, welche, obschon unfähig die Speculation weiter zu bringen, dennoch der Erfahrung anhängen.

Sehr würdige Männer des Alterthums, die Eleatischen Philosophen und Platon (vielleicht vor dem letztern schon Sokrates) suchten sich mit reiner Wahrheitsliebe in dem Gedanken zu bevestigen, daß nur ein unwandelbares Seyn den Gegenstand des Wissens ausmachen,

und daß von allem Wechsel nur als von einem Wahn, aufs gelindeste als von einer Meinung, die jedoch vom Wissen streng zu scheiden sey, geredet werden könne. Auch schließen sich die Grundgedanken der Eleaten und des Platon zu einem solchen Ganzen, daß sie die beyden nächsten Vorstellungsarten, welche nach Verwerfung des Wechsels möglich sind, vollständig angeben. Beyde sollen hier vorgelegt werden; die Ansicht der Eleaten zur Bevestigung des richtigen Begriffs vom Seyn, die Lehre des Platon in ihren speculativen Grundzügen als Probe eines alle Theile umfassenden Systems der Philosophie.

§. 113. Die Eleaten können angesehen werden als die Erfinder des höchst wichtigen metaphysischen Hauptsatzes:

Die Qualität des Seyenden ist schlechthin einfach: und darf auf keine Weise durch innere Gegensätze bestimmt werden.

Der zweyte Theil dieses Satzes, obgleich im ersten schon enthalten, ist dennoch demselben ausdrücklich beygefügt worden, um anzudeuten, daß die gewöhnlichen Erfahrungsbegriffe vom Seyn müssen abgehalten werden.

Der Beweis liegt schon im §. 101, wo bemerkt worden, daß jeder Versuch, eine Mehrheit von Bestimmungen in die Qualität des Seyenden hineinzubringen, immer die Frage nach dem Einen aufrege, welchem, als dem Seyenden, das an sich Viele, da es doch nicht als Vieles Seyendes soll gedacht werden, eigentlich zuzuschreiben sey. Indessen mag noch folgende Auseinandersetzung hinzukommen.

Gesetzt, das Seyende A enthalte in seiner Qualität die, gegenseitig unabhängigen, Merkmale a und b; so sind diese schon durch bloße Verschiedenheit, vollends aber, wenn sie einen conträren Gegensatz bilden, die Urheber des contradictorischen Gegensatzes a und non a, b und non b. Nun entsteht zwar dieser Gegensatz nur im Den-

ken, welches a mit b vergleicht; ohne daß darum die Prädicate non a; und non b dem A beyzulegen wären. Aber es verhelfen uns dieselben zu der Bemerkung, daß, wenn dem a das Seyn zugeschrieben wird, es darum noch nicht dem b, und rückwärts, wenn dem b, es darum noch nicht dem a zugeschrieben ist. Da nun beyde, a und b in A befaßt sind, so sollen beyde verschiedene Behauptungen, a sey, und b sey, zugleich Statt finden. Dieses heißt zunächst soviel, als, es giebt zwey Seyende, erstlich a, und zweytens b. Allein das ist gegen die Meinung. Nicht dem a, so fern es unverbunden mit b gedacht würde, noch dem b, als gesondert von a, vielmehr der Verbindung beyder, wird Ein Seyn beygelegt. Hier sind sowohl a als b, ihrer Verbindung entgegengesetzt worden. Auf die Frage: was ist das Seyende? erfolgt demnach die Antwort: weder a als a, noch b als b, sondern die Verbindung beyder. Dieses hat, genau genommen, gar keinen Sinn, denn die Verbindung ist eine bloße Form; und ihr das Seyn zuschreiben, heißt gerade soviel als es dem a und dem b zuschreiben, welches wieder zwey Seyende statt eines einzigen giebt. Aber man denkt sich statt der Verbindung, der bloßen Form, ein Etwas, — jenes A, — welches eigentlich Eins sey, obschon es durch die Merkmale a und b könne gedacht werden. Hier stehn einander entgegen die Einheit im Seyn, und die Vielheit im Gedacht-Werden. Dieses kann in der That sehr wohl mit einander bestehn, aber es darf das eine mit dem andern nicht verwechselt werden. A, sofern es gedacht wird, d. h. der Begriff von A, kann allerdings in mehrere und verschiedene Merkmale sich auflösen und gleichsam übersetzen lassen; diese Mehrheit aber muß wieder verschwinden, sobald vom Seyn die Rede ist. Denn das Seyn wird Einem, folglich nicht Vielem als solchem zugeschrieben; und darin liegt die Forderung, daß, wenn der Begriff A sich als Begriff in a und b übersetzen, (durch

beyde

beyde zusammengenommen richtig ausdrücken) läßt, dann auch wieder a und b sich müssen in A, als einen einfachen Begriff, zurück übersetzen lassen, wofern das Seyn darauf soll bezogen werden, ohne daß eine Mehrheit von Dingen herauskäme *).

Es ist gleich Anfangs vorausgesetzt worden, a und b seyen gegenseitig unabhängig. Wären sie es nicht oder nicht ganz, so würden sie gerade in so fern auch keine wahre Mehrheit ausmachen, wie doch sollte angenommen werden.

§. 114. Der vorstehende Beweis muß sich auf einen Einwurf gefaßt halten, den manche für wichtig genug ansehn, um ihm bedeutenden Einfluß auf ihr ganzes System zu gestatten.

Es ist nämlich offenbar, daß in dem geführten Räsonnement alles auf den Begriff von dem, Was Ist, ankommt; welcher consequent soll vestgehalten werden, so daß nicht der Voraussetzung Eines Seyenden die Angabe eines vielfachen Was, unvermerkt untergeschoben werde. Diese Consequenz im Denken, was kann sie helfen, um das außer dem Denken, außer uns vorhandene Seyende selbst, zu erkennen? Warum sollte das, was wahrhaft und an sich Ist, sich nach unserer subjectiv nothwendigen Vorstellungsart richten?

Die ganze Erwiederung ist eine Gegenfrage: Wie kann man sich einfallen lassen, eine solche Frage aufzuwerfen? Der Fragende unternimmt, sich vorzustellen, daß etwas sey, welches von unserer nothwendigen Vorstellungsart abweiche: er unternimmt also, in sein eignes Denken diejenige falsche Vorstellungsart wirklich aufzunehmen, welche er sich so eben verboten hatte. Dazu gebraucht er den Vor-

*) Vergl. Hauptp. der Metaphysik §. 1. u. 2; wo die Uebersetzung des A in a und b eine zufällige Ansicht ist genannt worden.

wand, von Dingen zu reden, die unabhängig vom Denken vorhanden seyn könnten; während es eben so ungereimt ist, Möglichkeiten anzunehmen, die für Unmöglichkeiten sind erkannt worden, als Dinge an sich zu sehen ohne Augen, und zu fühlen ohne irgend ein Organ des Fühlens.

Demnach muß ein für allemal bemerkt werden, daß die Gültigkeit und reale Bedeutung dessen, was wir über das Seyende in einem nothwendigen Denken vestsetzen, gar nicht kann bezweifelt werden, weil der Zweifel nichts anders ist, als ein Versuch, sich dem nothwendigen Denken zu entziehen. Wir sind in unsern Begriffen völlig eingeschlossen; und gerade darum, weil wir es sind, entscheiden Begriffe über die reale Natur der Dinge. Wer dies für Idealismus hält, (wovon es ganz und gar verschieden ist) der muß wissen, daß nach seinem Sprachgebrauche es kein anderes System giebt als Idealismus.

Anmerkung 1. Ueber diesen Paragraphen ist eine Bemerkung gemacht worden, die man, nach Englischer Art zu reden, einen irländischen Bull nennen würde. Sie lautet so: „Um zu einem solchen Resultate (??) zu „gelangen, bedurfte es nicht der Einleitung durch die „Skepsis; man brauchte ihr Argumente nicht ehrenvoll „zu erwähnen, um sie ohne weiteres als ungereimt „von der Hand zu weisen; und man verfuhr consequenter, wenn man die Begriffe zu bearbeiten anfing, „als ob es gar keine Skepsis gebe."

Damit der Leser wisse, wie dieser Einwurf zu verstehen sey, muß bemerkt werden, daß derselbe aus der nämlichen Quelle kommt, woher die realen Reihen von Begebenheiten geflossen sind, deren in der Vorrede erwähnt ist. Man glaubt noch an solche reale Reihen, daher verlangt man auch Erklärungen derselben aus dem Realen; ebendaher vermengt man nicht bloß diejenigen skeptischen Argumente, deren oben, im §. 19 u. f. ehrenvoll erwähnt worden, mit dem Fragepuncte, von dem hier die Rede ist: sondern man erwartet auch noch Widerlegungen der Skepsis in Ansehung dessen, worin sie recht hat, und bloß darin fehlt, daß sie nicht entscheidend spricht. Man wolle demnach lieber sein eignes System gegen die Skepsis retten, in welchem Systeme man sich ohne Zweifel nicht in seinen eignen Begriffen eingeschlossen findet,

sondern das Reale erkennt ohne in dieser Erkenntniß selbst der Erkennende zu seyn! — Aber dieser „Man" ist nicht der Verfasser dieses Buchs, der da, wo die Skepsis recht hat, nicht wider dieselbe, sondern mit ihr geht, und das was sie andeutete, bestimmt ausspricht. Wo der Verfasser vom Realen redet, da besinnt er sich zugleich an sein Denken desselben, und verlangt von einem andern, höhern, der Skepsis in diesem Punete überlegenen Realen, kein Wort mehr zu hören. — Dies konnte man für Idealismus halten, der die Skepsis noch übertrifft; darauf deutet das Ende des Paragraphen; aber eine Widerlegung der letztern hier suchen, heißt soviel als um Mitternacht den Sonnenschirm gebrauchen.

Anmerkung 2. Fichte, in der Wissenschaftslehre S. 273, (Ausgabe von 1794) sagt sehr richtig: „daß der endliche „Geist nothwendig etwas absolutes außer sich setzen muß, „(ein Ding an sich,) und dennoch von der andern Seite „anerkennen muß, daß dasselbe nur für ihn da sey, (ein „nothwendiges Noumen sey,): dies ist derjenige Cirkel, „den er ins Unendliche erweitern, aus welchem er aber „nie herausgehn kann." Es ist der Mühe werth, daß die ganze Stelle im Zusammenhange gelesen werde. Fichte hat sich, wider seinen Willen, im Idealismus festgehalten gefunden; weil er glaubte, bey der absoluten Position des Ich beharren zu müssen, während er das Nicht-Ich immer nur in der Relation zum Ich, demnach nicht als ein wahres Ding an sich, dachte. Der Verfasser hingegen ist nicht Idealist, ungeachtet der im Paragraphen vorgetragenen Lehre. Denn das Ich ist widersprechend, folglich nichts weniger als real, sondern bloße innere Erscheinung; das Substrat dieser Erscheinung, die Seele, kommt keineswegs allein durch sich, sondern nur in Verbindung mit solchen Wesen, die von ihr schlechthin unabhängig sind, zu dem, was wir Selbstbewußtseyn nennen. Warum werden nun diese Wesen, diese Dinge an sich, behauptet? Vermöge einer Reihe von Schlüssen aus dem Gegebenen. Wie aber, wenn vielleicht diese Schlüsse nur Produkte des Denkens, mithin jene Dinge an sich, Gedankendinge wären? — Das sind sie ganz unfehlbar; es ist gar nicht nöthig und nicht angemessen, dieses bloß zweifelnd auszudrücken; vielmehr verräth der Zweifel hier, mehr als irgendwo, den Anfänger. Alles, was die Skepsis wollen kann, ist ihr im Voraus zugegeben. Damit aber fallen die Schlüsse nicht um, die auf ein von uns unabhängiges Reales geführt haben; nimmt man die Ueberzeugung von diesem Realen hinweg, so kommen alle die alten Ungereimtheiten wieder, welche zu den schon angestellten Untersuchungen getrieben und genöthigt haben; sie treiben und nöthigen noch ein-

mal, und man muß den schon betretenen Weg zu demselben Ziele noch einmal gehn. Diese Mühe war zu ersparen; es ließ sich voraussehn, daß ich in meinem Denken mir selbst widersprechen würde, wenn ich von der Auflösung der Widersprüche, die durch ein nothwendiges Schließen gefunden worden, das Gegentheil annehmen wollte. Ein Zweifel, der das nicht voraussehn will, ist baare Thorheit; und keine ehrenvoll zu erwähnende Skepsis.

§. 115. Aus dem Satze des §. 113. folgt unmittelbar, daß dem Seyenden als solchem weder räumliche noch zeitliche Bestimmungen zukommen können.

Wäre das Seyende ausgedehnt: so enthielte es ein Vieles; und zwar außer einander; und der Gegensatz in diesem Außer, — daß dieses hier, sich nicht dort, und jenes dort, sich nicht hier befinde, — wäre sogar ein Prädicat von dem Was des Ausgedehnten. Es bestünde also die Realität zum Theil in einer Verneinung, und die Setzung derselben in einer Aufhebung. — Hiemit wird nicht geleugnet, daß mehreres Seyendes sich neben einander befinden könne. In diesem Falle liegen die Gegensätze des Außereinander bloß im Denken, und zwar so, daß sie gar nicht als Prädicate des einzelnen Seyenden in dasselbe hineingedacht, sondern als bloße Form der Zusammenfassung im Vorstellen angesehen werden.

Wäre das Seyende dauernd, in dem Sinne nämlich, als ob die Dauer eine innere Eigenschaft desselben ausmachte: so enthielte es ein Vieles; und zwar Nacheinander; und der Gegensatz des Aufhörens und Wiederbeginnens, der sich in jedem Augenblick der Zeit wiederhohlt, wäre mit seinen Verneinungen ein Prädicat des Seyenden, wobey wiederum die reine Affirmation des Seyn durch Negationen verdorben wäre. — Hiemit wird nicht gefordert, daß sich das Seyn auf einen Augenblick, einen Punct in der Zeit, beschränken solle. Vielmehr, wenn auf irgend eine Weise das Geschehen als etwas im Seyenden kann gerechtfertigt werden, folglich das Seyende in dieser Beziehung in die nämliche Zeit, welche dem

Geschehen gehört, hineingedacht werden muß: so ist es nothwendig, ihm die ganze unendliche Zeit einzuräumen, damit nicht die Negationen des Noch-nicht-seyn und Nicht-mehr-seyn in das Seyende hineinkommen. — Es ist hier ein Unterschied zwischen dem Raume und der Zeit. Eine Stelle im Raume ist nicht nur bleibend, sondern sie kann auch unabhängig von ihren Gränzen, sie kann als Anfangspunct einer beliebig fortzusetzenden oder abzubrechenden Raumauffassung, und wenn man will als Mittelpunct des unendlichen Raums gedacht werden. Ein Zeitpunct dagegen ist als solcher ein Durchgang, ein Anfangen und Aufhören; er setzt das Vergangene voraus und das Zukünftige hinter sich, man muß durch jenes zu ihm gelangen und in dieses von ihm fortschreiten. Daher kommt dem Seyenden im Raume eine einfache Stelle, ein mathematischer Punct, zu; in der Zeit aber die ganze Ewigkeit, jedoch ohne Unterscheidung der Momente; beydes damit das Seyn im Raume sowohl als der Zeit die ihm gebührende Gleichheit mit sich selbst behaupte; aber keins von beyden als reales Prädicat, sondern nur in der Zusammenfassung theils mit anderem Seyenden im Raume, theils mit dem Geschehen in der Zeit.

§. 116. Völlige Abwesenheit aller Negationen, vom Seyn, als dem rein Positiven, ist der Hauptgedanke bey den Eleaten, und namentlich beym Parmenides *). Um diesen vestzustellen, erinnert der letztere, das Nichtseyn sey nicht; als ob der Begriff des Nichts sich selbst aufhöbe;— eine unrichtige Meinung: deren Stelle dadurch ersetzt wird, daß, wenn Nichts wäre, auch Nichts erscheinen sollte, denn ein bloßer, realer Schein ist ein Unding. — Um nirgends das Nichts zuzulassen, und um dem Seyenden keine Gränzen zu geben: versetzen die Eleaten das Seyende eben so continuirlich (ohne Absatz und Scheidung der ver-

*) Man sehe dessen Fragmente bey Fülleborn im sechsten Stück der Beyträge zur Geschichte der Philosophie.

schiedenen Stellen) in den unendlichen Raum, wie es in der unendlichen Zeit ohne Unterschied der Momente muß gedacht werden; wobey übersehen ist, daß das Räumliche als eine Summe neben einander steht, während das Zeitliche keine Vielheit ergiebt, sobald der Wechsel der Momente, welcher sich nur auf das Geschehen bezieht, von dem keines Wechsels fähigen Seyn hinweggedacht wird. — Die Bedeutung der Raum-Ausfüllung aber, so wie der zeitlichen Ewigkeit; daß sie nämlich nicht als reales Prädicat, sondern bloß als ein Ausdruck der Freyheit von aller Negation soll angesehen werden: ergiebt sich aus der geforderten Einheit, Untheilbarkeit, und Homogeneität im Raume*), und aus der Verneinung der Vergangenheit und Zukunft für das gleichwohl nicht entstehende noch vergehende**). Ja man kann noch zweifeln, ob die Ausdehnung nicht bloßes Bild seyn soll, denn ein andrer Ausdruck scheint vielmehr Intension anzukündigen, und zwar um alle Vielheit abzuwehren, und reine Identität gelten zu machen***). Ein reales Prädicat bekommt das Seyende, und dieses ist das Wissen****): ohne Zweifel von sich selbst, denn alle gewöhnlichen Vorstellungsarten sind als bloßer Wahn aufs entschiedenste verworfen. Und eben hierin liegt die größte Vortrefflichkeit dieser alten Speculation, daß sich das Bedürfniß, den Widersprüchen der Erfahrungswelt zu entgehen, in seiner

---

*) v. 76. ουδε διαιρετον εστιν, επει παν εστιν ὁμοιον — ουδε τι χειροτερον, παν δε πλεον εςιν εοντος.

**) v. 59. Ουδεποτ ην, ουδ' ἐσαι, επει νυν εστιν ὁμῦ παν, Εν συνεχες.

***) v. 83. Ταυτον τ' εν ταυτῳ μενον. καθ' ἑαυτο τε κειται.

****) v. 45. χρη το λεγειν το νοειν το ον εμμεναι. d. h. nicht wie Fülleborn übersetzt: das Sagen, Denken, und das Seyn hat also Realität, sondern: Das Denken und Erkennen muß das Seyende seyn. Die beygefügte Stelle des Simplicius selbst konnte zur Erklärung dienen. Es folgt aber noch weiter v. 88. Ταυτον δ' εστι νοειν τε και ὁ ἑνεκεν εστι νοημα. Ου γαρ ανευ τȣ̃ εοντος — Ευρησεις το νοειν. ουδεν γαρ εστιν ἡ οσται Αλλα παρεξ τȣ̃ εοντος.

vollkommensten Reinheit zeigt, und zu einer Naturlehre auch nicht die geringste ernstliche Anstalt gemacht, vielmehr das unvermeidliche Meinen über die Natur, als trüglicher Wortschmuck (κοσμος επεων απατηλος) von dem Vortrage der Wahrheit (πιστος λογος ηδε νοημα Αμφις αληθειης) gänzlich abgesondert wird *).

Gar sehr muß hieneben Spinoza in Schatten zurücktreten, der in neuern Zeiten auch auf die Vorstellungsart eines einzigen, ewigen, unendlich ausgedehnten, und denkenden Wesens kam. Denn bey ihm stehn Ausdehnung und Denken als zwey gleich reale Prädicate des Einen, neben einander, wodurch er schon in den Widerspruch des §. 101. verfällt. Vollends die Ausdehnung ist nicht homogen, sondern sie ist nicht mehr noch weniger als die gesammte Sinnenwelt mit allen ihren Materien und allen ihrem Wechsel. So ist das Endliche in das Unendliche, das absolute Werden in das absolute Seyn, Heraklit in den Parmenides ohne alle Umstände hineingeschoben, wodurch der, im übrigen seiner Consequenz wegen mit Recht berühmte Spinoza sichs freylich leicht gemacht hat, weiterhin folgerecht zu bleiben, nachdem die ärgste aller Inconsequenzen schon in das Princip selbst hineingelegt war. Man nennt den Spinoza ganz passend einen Pantheisten; auf die Eleaten kann diese Benennung gar nicht angewendet werden, denn das All ist hier keine Welt, (deren Daseyn vielmehr geleugnet wird,) sondern ein durchaus einförmiges Eins, welches statt aller andern Prädicate der Gottheit nur das reine Seyn und Selbstbewußtseyn, dieses aber einzig und ausschließend, besitzt.

Anmerkung. Herr Professor Brandis, in seinen commentationibus eleaticis, hat die Parmenideische Lehre der Spinozistischen viel zu nahe gerückt. Er schiebt in jene eine

*) Man nehme noch hiezu v. 92. παντ ονομ' εστιν, 'Οσσα βροτοι κατεθεντο πεποιθοτες ειναι αληθη, Γινεσθαι τε και ολλυσθαι, ειναι τε και ουχι, Και τοπον αλλασσειν, δια τε χροα φανον αμαβειν.

praenotio, eine Ahndung hinein, von dem Unterschiede zwischen der natura naturans und naturata — zwey monströsen Unbegriffen, die auf dem absoluten Werden und der innern Causalität zugleich beruhen (vergl. §. 107 und 108) das heißt, in welchen die Ungereimtheit einer jeden dieser beyden Vorstellungsarten noch wächst durch ihre Vermengung und Verwechselung. Wenn so unrichtige Voraussetzungen, wodurch im gegenwärtigen Falle dem Parmenides das höchste Unrecht geschieht, — bey einer gelehrten Arbeit zum Grunde liegen, so ist sie nicht zuverlässig; und man müßte sie noch einmal machen, um auszumitteln, wieviel Schaden der Irrthum möge angerichtet haben. Ein ähnliches, ganz neues Beyspiel ist in der Anmerkung zu §. 121 am Ende, angeführt.

§. 117. Das Bestreben, der gemeinen Erfahrung gegenüber die Behauptung des reinen Seyn zu vertheidigen, hat die merkwürdigen Gründe des Zeno von Elea, gegen die Bewegung herbeygeführt. In dem nämlichen Zusammenhange wird der Gegenstand auch hier seine passende Stelle finden.

Das Bewegte kann nicht von der Stelle kommen; denn von jedem endlichen Raume muß es eher die Hälfte als den ganzen Weg, von dieser Hälfte abermals zuerst die Hälfte, und so fort immer die Hälfte der Hälfte früher, als auch nur das kleinste Ganze durchlaufen. So kann es nie anfangen, weil kein Anfang klein genug ist. — Von zweyen Bewegten auf einerley Bahn durchläuft das vordere, langsamere, anstatt sich einhohlen zu lassen, immer noch einen Raum, während das hintere, schnellere zu dem Puncte vorrückt, wo nur eben zuvor jenes sich befand. — In jedem Augenblicke ruht das Bewegte in der Stelle seines Weges, wo es gerade jetzt sich befindet; also ruht es immer.

Dieser letztere Satz des Zeno ist offenbar irrig, aber eben durch den Irrthum geeignet, die wahre Natur des Gegenstandes ins Licht zu setzen. Ruhete wirklich das Bewegte jemals auch nur einen Augenblick an der Stelle wo es sich befindet; so würde es da liegen bleiben, nach dem Satze der Physiker, daß kein Körper aus der Ruhe

von selbst in Bewegung übergeht. Umgekehrt also, jede Stelle des Weges ist nur ein Durchgangspunct; das Bewegte ist unaufhörlich im Kommen und Gehen begriffen; man kann gar nicht sagen, daß es während der Bewegung irgendwo sey, denn es ist, und ist auch nicht mehr in der Stelle, aus der es kommt, und es ist, und ist auch noch nicht in der Stelle, in die es eintritt. Dieser Widerspruch, der nämliche, welcher das absolute Werden trifft, ist aus dem Begriff der Bewegung nicht wegzubringen.

Die ersten beyden Zenonischen Gründe lassen sich ebenfalls benutzen, um tiefer in die Sache einzudringen. Sie beruhen auf der vorausgesetzten unendlichen Theilbarkeit des Raums; und man glaubt sie gewöhnlich zu heben durch die entsprechende unendliche Theilbarkeit der Zeit. Dadurch nun werden sie gar nicht gehoben, (so wenig als in der Metaphysik der Weg eines Körpers geradezu für unendlich theilbar darf genommen werden.) Sollen hier Zeit und Raum einander entsprechen: so muß man zwey unendliche Größen vergleichen. Wie viele wahrhaft außer einander liegende Stellen dem Wege zukommen mögen, so viele gerade müssen auch der Zeit zugeschrieben werden; damit das Bewegte in jedem neuen Zeitpuncte eine neue Stelle erreiche. Nun habe ein anderes Bewegtes in derselben Zeit eine größere oder kleinere Geschwindigkeit; z. B. die doppelte oder die halbe. Die Zeit soll allem dem Successiven entsprechen, was sich in ihr ereignet, aber das Quantum der Succession, welches durch die Länge der zu durchlaufenden Wege gemessen wird, zeigt sich hier als etwas von der Zeit völlig verschiedenes. Die Zeit, als Quantum des Nacheinander, müßte demnach nicht bloß ins Unendliche theilbar, sondern auf unendlich vielerley Weise ins Unendliche theilbar seyn, wenn sie allen in ihr möglichen Bewegungen entsprechen sollte, deren jede auf eigne Weise ihre unendliche Theilbarkeit in Anspruch nähme. Da nun

im Gegentheil die Zeit für alles, was in ihr vorgeht, dieselbe ist, so entspricht sie keiner einzigen von den verschiedenen möglichen Bewegungen. Sie wird zwar für die Form des Nacheinander gehalten, aber dieser Begriff geräth in Verwirrung, wenn zwischen den nämlichen Zeitgränzen ganz verschiedene Quanta des Successiven, mit gleich vollkommener Continuität liegen sollen; wenn ferner von dem Unterschiede dieser Quantitäten abstrahirt, und dennoch die Vorstellung einer bestimmten Zeit zwischen den gegebenen Gränzen soll vestgehalten werden. Die Zeit wäre auf die Weise gar nicht mehr als Quantum bestimmt, sondern nur durch die, gleichsam zufällig, und ohne ihren Verlauf in sie hineinkommenden, Abschnitte; ihr selbst könnte kein Ablaufen mehr zugeschrieben werden; und dennoch ist eben dieses Ablaufen, diese beständige Folge des Vorher und Nachher, welche zwischen bestimmten Gränzen als eine nicht größere noch kleinere Menge gedacht wird, mit Abstraction bloß von dem, was verläuft und einander folgt, — die Zeit selbst!

Die Berichtigung dieser Schwierigkeiten geschieht in der Metaphysik vermittelst des Begriffs der Geschwindigkeit *); welcher von der Zeit, die ihn multiplicirt, gänzlich muß unterschieden werden. Er enthält aber selbst noch eine Bestimmung durch Succession ohne Zeit, und hiemit einen Widerspruch. Eine solche Auflösung würde beym absoluten Werden, welches qualitativ seyn soll, nicht hinreichen; hier genügt sie, weil Bewegung kein reales Prädicat des Bewegten ist.

§. 118. Eben so, wie der Begriff der Bewegung, kann gegen die Erfahrung der von ihr gleichfalls gegebene, aber in Widersprüche sich verwickelnde, Begriff des organischen Lebens aufgestellt werden; während man gerade im Gegentheil in neuern Zeiten gehofft hat, durch ihn über die andern Schwierigkeiten erhoben zu werden.

*) Hauptpuncte der Metaphysik §. 8.

Organismen (Pflanzen und Thiere) sind nicht unpassend mit Maschinen verglichen worden, an denen jeder Theil, bis ins Unendliche, wieder Maschine wäre. Man muß aber, der Erfahrung gemäß, (so weit hier Beobachtung möglich ist,) hinzudenken, daß kein Theil sich gegen die in ihm vorgehende Bewegung und Veränderung bloß leidend verhalte, sondern jeder selbstthätig mit einwirke. — Schon in dem Begriff der Maschine liegt das Merkmal des Zusammenwirkens aller Theile zu Einem Totaleffect: im Organismus hat das Ganze nur Ein Leben; der abgesonderte Theil erstirbt.

Allein das Wirken der zerlegbaren Theile ist dennoch diesen Theilen nur fremd und geliehen. Denn man zerlege wirklich: so hört zwar das Leben auf, aber nichtsdestoweniger bleibt die todte Masse, der Stoff: und eben derselbe war auch zuvor schon in Form von Nahrungsmitteln vorhanden, aus denen erst der Organismus sich selbst seine lebendigen Glieder gebildet hat.

Stoff und Leben sind demnach zweyerley in dem Organismus; und während dem einen die Mannigfaltigkeit und das zufällige Beysammenseyn zukommt, kann man nur das andre als Eins und als das Vereinigende betrachten.

Aus diesem Gegensatz entsteht vorläufig eine dualistische Ansicht; die aber schon ihre Schwierigkeiten hat. Fragt man: Was ist das Leben? so kann nicht eine einfache Antwort erfolgen, wie sich gebührte, wenn das Leben für sich etwas wäre (§. 101. 113.); sondern die Antwort setzt sich zusammen nach allen den vielen und verschiedenen, ja entgegengesetzten Thätigkeiten, welche das Leben in den verschiedenen Gliedern des lebenden Leibes, also in den verschiedenen Theilen des von ihm beherrschten Stoffes auszuüben scheint. Ueberdies bezieht sich die ganze Antwort auf den Stoff, also auf etwas vom Leben unterschiedenes, dergestalt, daß wiederum das Leben nichts für sich, sondern nur etwas in einem Andern ist. (Vergl. §. 106.)

Da nun nicht einmal der Begriff des Lebens für sich allein kann gedacht werden; so wäre es vollends ungereimt, ihm ein selbstständiges Daseyn beylegen zu wollen, (so oft auch gemeinhin Dinge als mit allerley Vermögen und Kräften, die auf ein äußeres Wirken zielen, ausgerüstet, und dennoch als für sich bestehend gedacht werden.)

Dasselbe gilt von dem Stoffe. Hat dieser Empfänglichkeit für die Belebung, und ist diese Empfänglichkeit wirklich eine reale Eigenschaft in ihm: so kann er, als das was er vermöge dieser Eigenschaft ist, nicht unabhängig von dem Leben gedacht werden, viel weniger von ihm unabhängig seyn.

Wir müssen also den obigen Dualismus aufgeben, und statt dessen dem Stoff und dem Leben ein einziges Seyn beylegen. — Aber hier verfallen wir in ganze Massen von Widersprüchen. Der mannigfaltige Stoff, zusammen genommen mit dem mannigfaltig sich offenbarenden Leben, sollen das Was zum Seyn hergeben, — ein Seyendes mit der bunteſten Qualität, und voll von Gegensätzen. Statt der Thätigkeit und des Leidens kommt absolutes Werden zum Vorschein, indem der Organismus seine Regsamkeit in sich selbst besitzt, und das Thätige und Leidende jetzt in Eins verschmolzen sind. Aber nicht einmal ein consequent fortlaufendes Werden, wobey das Werdende wenigstens dem Scheine nach seine Identität behauptete: sondern Assimilation und Excretion, vermöge deren die trägen Massen der Nahrungsmittel für eine Zeitlang, in ein anfangendes und aufhörendes Werden sich versetzt finden; wider die erste Bedingung, unter welcher des absoluten Werdens überhaupt nur darf gedacht werden, (§. 108.) Es ist eine schwache Nothhülfe, wenn Einige, um wenigstens dem letztern Vorwurfe zu entgehen, das ganze Universum ins absolute Werden versetzen möchten, worin die sämmtlichen Bedingungen des Lebens einzelner Organismen eingeschlossen seyen: denn oben im §. 108. ist

schon gezeigt, daß die Ungleichförmigkeit des Laufs der Erscheinungen sich gar nicht auf die strengen Forderungen von beständiger Geschwindigkeit und Richtung reimen lassen, ohne welche nicht einmal ein bestimmter Begriff vom absoluten Werden möglich ist. Macht man aber gar Anspruch darauf, das Werdende als ein sich selbst gleiches Seyendes darzustellen, so wird das widersprechende Werden mit dem nicht widersprechenden Seyn identificirt, nach Art des Spinoza (§. 116.)

Das Phänomen des Lebens hätte demnach dem Zeno von Elea weit besser zur Unterstützung seiner Ansicht dienen können, als es dem Jordan Bruno*), und den Neuern die mit ihm nach der Weltseele forschten, gedient hat, ein haltbares System zu entwerfen.

Anmerkung. Wer die, in der Note angeführte, Darstellung der Lehre des Bruno nachlesen will, der wird gleich im Anfange sich durch einige Reste aristotelischer Philosophie aufgehalten finden. Daher mag hier mit zwey Worten bemerkt werden, daß Aristoteles, indem er das ὑποκειμενον erfand, — den Träger der mehrern Merkmale, welcher eben als solcher den Namen Substanz führt, (vergl. §. 101,) — diesem die ganze Beschaffenheit, unter der Benennung εἰδος oder μορφη gegenüber stellte; und nun jedes wirkliche Ding als aus beyden bestehend dachte. Das ὑποκειμενον enthielt nun bloß die Möglichkeit, die μορφη that die Wirklichkeit des Dinges hinzu; und so entstand eine Trennung und Zusammensetzung der Möglichkeit und Wirklichkeit, die auf die widersinnigste Weise bis in die Zeit der Wolffischen Philosophie gespukt hat, und die erst durch Kant und Jakobi ist vertrieben worden, indem beyde fast zugleich dem Begriff des Seyn, welches unmittelbar die absolute Position des Gegenstandes bezeichnet, seine wahre Bedeutung zurückgaben. Jenen falschen Gedanken des Aristoteles erkennt man ganz deutlich in seiner Definition der Seele, oder vielmehr der Lebenskraft, womit er die Seele verwechselt: ἡ ψυχη ουσια εστι, ὡς εἰδος σωματος φυσικου δυναμει ζωην εχοντος· ἡ δε ουσια εντελεχεια· τοιουτου ἀρα σωματος εντελεχεια. (De anima II, cap. 1.) Hiemit ist ein Dualismus gesetzt, den Bruno aufhob. — Doch weder von diesem, noch von dem Gespräche, welches Schel-

*) Man vergleiche die erste Beylage zu dem Werke von F. H. Jacobi: Ueber Spinoza's Lehre.

ling in dessen Geiste und unter dessen Namen geschrieben hat, soll hier weiter die Rede seyn. Jedes Wort würde unnütz seyn für diejenigen, die nicht von selbst merken, daß gerade in der Mitte des Labyrinths aller Widersprüche, aus welchem die Metaphysik herausführen soll, Schelling seine bleibende Wohnung aufgeschlagen hat. Das ist bequem für den, der sich in solcher Wohnung behelfen kann; jedoch noch bequemer sind Empirismus und Schwärmerey, die nicht ermangeln werden, den Platz einzunehmen, der ihnen bereitet ist.

§. 119. Noch eines speculativen Hauptgedankens aus dem Alterthume muß ganz kurz Erwähnung geschehn, der von einer auffallenden Wahrheit ausgeht, sich aber sehr bald in Irrthümer verstrickt; und der während aller folgenden Zeiten sehr viel gewirkt, aber fast mehr durch sein Irriges geschadet als durch sein Wahres genützt hat. Er ist neuerlich als ein Versuch, das Eleatische System zu verbessern, angesehen worden; und er mag als solcher hier anhangsweise eine Stelle finden.

Offenbar nämlich wird die Eleatische Lehre von dem Vorwurf niedergedrückt, daß sie das Seyn von der Erscheinung gänzlich losreiße, und diese durch jenes nicht erkläre. So preiswürdig die Consequenz im Denken, während das Band zwischen beyden noch nicht gefunden war, so ungenügend ist jede Vorstellungsart, welche dieses Band nicht aufzuzeigen vermag. Denn die Erscheinung eben deutet aufs Seyn; und wenn nichts erschiene, würden wir vom Seyn nichts zu reden haben.

Aus dem wahrhaft Einen, sagte Leukipp, wird nie Vieles; aus dem wahrhaft Vielen nie Eins. Vieles aber ist gegeben; also muß ein ursprünglich Vieles zum Grunde gelegt werden.

Sehr natürlich, und in gewissem Sinne nothwendig, (nämlich in Beziehung auf das zusammenfassende Denken) wird dies Viele in den Raum neben einander gestellt. Aber hier ist auch schon die Uebereilung nahe, reale Prädicate jedes einzelnen Seyenden vom Raume abzuleiten: den verschiedenen Wesen Ausdehnung durch einen, wenn

auch nur sehr kleinen Raum, verschiedene Figuren, und ursprüngliche Bewegung beyzulegen; alsdann aber alle Veränderung aus Anhäufung und Trennung der verschieden gestalteten Atomen zu erklären.

Daß hiebey die räumlichen Gegensätze in das Was des Seyenden hineinkommen, daß die angefochtene Bewegung ohne Vertheidigung wiederum zugelassen wird: braucht kaum einer Erinnerung. Zu erwähnen ist noch, daß hier der Ursprung des Materialismus sich findet, nämlich der thörichten Meinung, daß auch das Denken sammt allen geistigen Phänomenen, aus Bewegungen von Atomen zu erklären sey; die doch nur an einander, niemals in einander gelangen können, vielweniger aber die Einheit des Bewußtseyn zu erzeugen vermögen.

Viertes Capitel.

Von den absoluten Qualitäten, oder den Platonischen Ideen.

§. 120. Zwar ein beträchtlicher Schritt der Annäherung zur Wahrheit wird gewonnen, indem man den Begriff des reinen Seyns nach Anleitung der Eleatischen Philosophen auffaßt. Aber dieselbe, scheinbar unübersteigliche, Kluft, welche das Seyn von den Erscheinungen trennt, läßt auch keine Verbindung zwischen dem Wissen vom Seyn, und demjenigen Wissen zu, das sich auf sittliche, oder überhaupt auf ästhetische; und auf mathematische Wahrheiten bezieht. Vielmehr, diesen Wahrheiten ist ihr ganzes Gebiet weggenommen, wenn alles das, wovon sie gelten, in den Abgrund des Scheins versinken muß; denn auf das einförmige, alle innere und äußere Verhältnisse ausstoßende Seyn, können sie nicht angewendet werden. Aber die Evidenz dieser Wahrheiten ist zu groß, und beschäftigt gerade den speculativen Den-

ker zu lebhaft, als daß eine Vorstellungsart, die sich mit ihnen nicht verträgt, neben ihnen bestehen sollte. Ohne Zweifel hat dieser Grund mehr noch als der Andrang der Erfahrung, dazu beygetragen, die Lehre der Eleaten um den Beyfall der späteren Zeiten zu bringen.

Die Natur der Dinge, wie sie uns erscheint, wird theils durch das Schöne und Zweckmäßige, was sie enthält, theils durch ihre mathematische Gesetzmäßigkeit, so stark gegen die oben aufgezeigten, allerdings in ihr selbst liegenden, und gegen sie geltend gemachten Widersprüche, vertheidigt: daß selbst vortreffliche Denker es sich lieber eine Inconsequenz haben kosten lassen, der Natur wenigstens irgend eine Art von Wahrheit zu erhalten, als daß sie dieselbe gänzlich hätten verwerfen sollen. — Nun ist zwar der Irrthum die Folge der Inconsequenz gewesen; und auf ein ächtes Begreifen der Erfahrung ist nicht zu hoffen, so lange man nicht die nämlichen Begriffe, in welchen die Widersprüche liegen, auf eine methodische Weise verbessert, — zunächst nach Anleitung des oben angeführten logischen Satzes, daß aus der Unrichtigkeit eines Gedankens allemal die Richtigkeit seines contradictorischen Gegentheils zu erkennen sey. — Dennoch belohnt es die Mühe, und gehört mit zu den Vorbereitungen auf eignes Forschen, daß man wenigstens einen von den vielen geistreichen Versuchen, die verschiedenen Theile des philosophischen Wissens einander näher zu bringen, nach seinen Hauptzügen kennen lerne. Der Vorzug aber gebührt hier der Platonischen Lehre. Das Originelle und Paradoxe ihres Grundgedankens (welches vielfach verfälscht ist um es verständlicher zu machen) bedarf schon an sich der Erläuterung; aber es erläutert auch selbst die vorhergehenden Untersuchungen; indem es sie ergänzt, ja sogar auf den ersten Blick die Vorstellungsart der Eleaten unnöthig zu machen scheint. Dazu kommt der Einfluß des

Pla-

Platon auf die spätern, und selbst auf die heutigen Philosophen *).

Im Uebergange zwischen Leukipp und Platon kann beyläufig noch des Anaxagoras gedacht werden; dessen Homoiomerien, in so fern sie nicht der Figur nach bestimmt waren, sondern andre eigenthümliche Qualitäten besitzen sollten, einen Irrthum weniger enthielten, als Leukipps und Demokrits Atomen; dessen νους hingegen (der ordnende Weltgeist) schon die Auffassung der Welt als eines durch Weisheit und Macht gebildeten Ganzen verräth; eine ästhetische Auffassung, während die vorhergehenden Weltbetrachtungen rein metaphysisch waren. Uebrigens zeigt der nackte Dualismus des Anaxagoras wenig Ueberlegung der früher schon erwogenen Schwierigkeiten; und ist deshalb hier weiter nicht merkwürdig.

Anmerkung. Aus Simplicius führt Tennemann (Gesch. d. Philos. B. I, S. 310,) eine Stelle an, nach welcher Anaxagoras sich die Miene gab, die Griechen über das Werden und Vergehen belehren zu wollen, welches sie sich nicht richtig zu denken verständen. Hierin liegt eine Bestätigung dessen, was in der Anmerkung zum §. 105 gesagt worden. Hätte nämlich Anaximander schon die Meinung

*) Zu der nachfolgenden Darstellung finden sich die Belege meistentheils in meiner commentatio de Platonici systematis fundamento, (Gottingae 1805.), und den dort aus Platons Schriften ausgezogenen Stellen. — Diese Abhandlung hat mehrere Angriffe erfahren, meine Ueberzeugung aber ist dadurch nicht geändert worden. Vielleicht werde ich sie im gegenwärtigen Zusammenhange verständlicher darstellen können. Für den jetzigen Zweck ist übrigens die Frage, ob Platons eigentliche Speculationen (denn von allem übrigen was den Mann und seine Schriften merkwürdig macht, ist hier nicht die Rede) genau mit den hier aufzustellenden Wendungen im Denken zusammentreffen, nicht einmal von entscheidender Wichtigkeit. Neben der Eleatischen Ansicht liegt, der Natur der Sache nach, eine andre, die von den absoluten Qualitäten; diese nun haben so viel Aehnlichkeit mit den Platonischen Ideen, daß man annehmen darf, Platon habe das, was zu finden vor ihm lag, wirklich gefunden.

Anmerkung der ersten Ausgabe.

des Anaxagoras, von dem Gemenge und der Entmischung (συγκρισις και διακρισις) vorgetragen, so wäre diese Lehre nicht mehr neu gewesen; eine Ehre, die Anaximander dem Anaxagoras zu beneiden nicht Ursache haben würde. Es ist aber wichtig für die Geschichte der Philosophie, daß man die Vorstellungsart des Anaximander in ihrer Reinheit auffasse, und sie nicht in dem Anaxagorischen Gemenge versinken lasse.

Uebrigens ist die Lehre des Anaxagoras doch in so fern merkwürdig, als sie einen Gedanken aufstellt, den wir mit dem Ausdrucke: chemische Zerlegbarkeit der Materie ins Unendliche, bezeichnen könnten. (Man sehe Aristot. Phys. III, c. 4, §. 9, und Phys. I, c. 5, §. 7.) In der That ist die unendliche Theilbarkeit in ungleichartige Elemente um nichts ungereimter, als die bloß räumliche; wer die letztere annimmt, mag sich auch mit jener vertragen. Die Materie erfüllt aber den Raum überhaupt gar nicht als ein gleichförmiges Continuum, sondern mit ungleicher Intensität, wie man aus den Krystallisationen längst hätte schließen sollen. Doch dies läßt sich hier nicht ausführen.

§. 121. Nach Platon besteht der Gegenstand des wahren Wissens in den Ideen; welches Wort aber nur durch einen sehr allgemeinen Misverstand der Platonischen Lehre, die Bedeutung von Vorstellungen irgend welches denkenden Wesens, bekommen hat. Cicero (in den Academischen Untersuchungen, im achten Capitel des ersten Buchs) übersetzt es durch species, und beschreibt die Ideen durch id, quod semper est simplex, et uniusmodi, et tale, quale est. Der Geist, sagt er, sieht (cernit) die Ideen; sie selbst sind folglich nicht Vorstellungen, sondern Gegenstände der Erkenntniß; als Widerspiel der sinnlichen Gegenstände, welche durch ihre Untreue, (durch das continenter labi et fluere) ihre Unwahrheit dem Geiste verrathen, der sie durchschaut (als iudex rerum.) Diese Andeutungen stimmen mit Platons eigenen, vielfältigen Aeußerungen eben so genau, als mit derjenigen, fast nicht zu verfehlenden Ansicht zusammen, welche sich aus dem Obigen von selbst ergeben muß.

Anmerkung. Es wird die Auffassung des Nachfolgenden erleichtern, wenn wir hier zuerst eine der populärsten Darstellungen, die Platon selbst von den Ideen gegeben hat,

einschalten, ohne uns noch um den Ursprung der ganzen Lehre näher zu bekümmern. Im Anfange des zehnten Buchs über die Republik findet sich folgendes Beyspiel: Es giebt viele Stühle und Tische; aber nur zwey Ideen davon; eine des Stuhls, eine des Tisches. Der Handwerker blickt auf jede von beyden, indem er Tische und Stühle macht; aber die Ideen selbst kann er nicht machen. Aber es giebt Einen, der nicht bloß Tische und Stühle, und alle andern Geräthe machen kann, sondern der auch Pflanzen, Thiere, — ja sich selbst macht; und überdies die Erde und den Himmel und die Götter und alles im Himmel und in der Unterwelt. Oder glaubst Du, es gebe keinen solchen Werkmeister? — Du selbst könntest gewissermaaßen das alles machen. Nimm nur einen Spiegel, und trage ihn überall umher. — Ja, da werde ich Bilder machen, doch nicht wirkliche Dinge. — Richtig; so wie der Maler, der auch den Stuhl macht, nämlich im Bilde. Und wie denn der Stuhlmacher? Verfertigt er etwas anderes als Bilder? Den Stuhl selbst, den Einen, macht er ja nicht, sondern nur irgend einen. — Es giebt also dreyerley Stühle; den wahren, der in der Natur ist, — diesen, möchten wir (glaube ich) sagen, hat Gott gemacht; den andern macht der Stuhlmacher, den dritten der Maler. Aber der Stuhl der ersten Art, der wahre, ist nur einmal vorhanden, sey es nun, daß Gott nur einen machen wollte, oder daß eine Nothwendigkeit im Spiele war. Denn wären zwey vorhanden, so gäbe es wiederum einen höhern, von dem jene beyden die Beschaffenheit an sich trügen; dann wäre dies der wahre Stuhl. Das wußte Gott; und weil er den wahren Stuhl machen wollte, so machte er nur einen.—— Daß diese fast wörtlich ausgezogene Darstellung höchst populär ist und seyn soll, fühlt gewiß Jeder; eben deshalb taugt sie nichts, wenn man beweisen will, Platon habe ganz eigentlich, und in wissenschaftlichem Ernste, die Ideen für Geschöpfe Gottes gehalten. Gleichwohl führt Tennemann (Geschichte d. Philos. B. 2, S. 370.) diese Stelle zu solchem Zwecke an. Doch über die Misverständnisse dieses Geschichtschreibers etwas mehr in den folgenden Anmerkungen.

Man stelle sich auf den Standpunct, auf welchem die Veränderung, ihrer innern Ungereimtheit wegen verworfen wird, (oben §. 108. vergl. Platons Timaeus pag. 342. ed. Bip. und republ. VII. pag. 144. und andre Stellen.) Man nehme hiezu die Evidenz des Schönen, Guten, Rechten, des mathematisch Wahren: so kann man das einfor-

mige Seyn eben so wenig genügend finden, als die sinnlichen Wahrnehmungen. Die ästhetische und mathematische Erkenntniß steht als Factum da; es kommt darauf an dies Factum gehörig zu deuten; wie mit diesen Erkenntnissen, so wird es sich ohne Zweifel mit noch mehrern verhalten. (Dies ist leitender Gedanke bey Platon wie bey Kant.) Wer nun erkennt, der erkennt Etwas; dieses Etwas Ist. (de rep. V. pag. 59. πως γαρ αν μη ον γε τι γνωσθειη;) Folglich sind zum wenigsten die Gegenstände der Geometrie und Arithmetik, so wie der sittlichen und überhaupt der ästhetischen Beurtheilung, reale Gegenstände. Wie verhalten sich nun diese zu den sinnlichen Dingen? Sie sind deren Vorbilder, Muster (παραδειγματα), oder dasjenige, was als Qualität (ειδος) an den Dingen zu bemerken seyn würde, wenn in der Erscheinung etwas anderes als eine unreine Nachbildung jener Vorbilder Platz finden könnte. Im Sinnlichen ist alles nur halb, und mit innern Widersprüchen das, was es ist. (de rep. V. p. 64 und an vielen Orten.) Der Arzt heilt Kranke, aber nicht alle; der Steuermann lenkt Schiffe, aber er läßt deren auch scheitern; der Regent leitet die öffentlichen Angelegenheiten; aber er hegt auch Privat-Absichten, u. s. w. Man lasse also, um nun die Ideen vollständig zu finden, aus dem Sinnlichen die Widersprüche weg, indem man die einzelnen Qualitäten rein hervorhebt;— dieselben Qualitäten, welche sich unter einander aufheben, so lange sie Einem und demselben Dinge zugleich oder im Wechsel zugeschrieben werden.

Man führe diese Qualitäten auf ihre allgemeinen Begriffe zurück; denn wie jeder allgemeine Begriff nur Einmal vorhanden ist (§. 35.), so auch jedes Muster als solches. Man betrachte endlich diese allgemeinen Begriffe als Erkenntnisse realer Gegenstände, nach Analogie jener ästhetischen und mathematischen Begriffe (der Zahlen, des Triangels,

Cirkels, u. s. w.); diese realen Gegenstände, deren jeder in seiner Art, gleich dem entsprechenden Begriffe, nur einmal vorhanden ist, sind die Platonischen Ideen.

Kürzer: Man zerlege das Sinnliche in das Seyn und das Was. Das letztere so wenig wie das erstere wird einen Widerspruch enthalten, sobald man nur nicht mehr ein mannigfaltiges, und entgegengesetztes Was in Ein Ding zusammendrängt. Indem nun die Dinge verworfen werden, kann man entweder das Seyn (mit den Eleaten) oder das Was (mit Platon) absolut setzen; wodurch dort der Satz: das Seyn ist; hier: die Qualitäten sind, herauskommt. Beyde Vorstellungsarten zusammengenommen schließen den Kreis des strengen Rationalismus, der die Erfahrung geradehin verwirft. Aber es wird sich bald zeigen, daß hierin die zweyte Form nicht so consequent seyn kann wie die erste; und eben ihrer Inconsequenz wegen ist sie mehrern Misverständnissen ausgesetzt wie jene.

Anmerkung. Die Platonische Lehre steht nicht einzeln in der Geschichte, sondern es zeigt sich in ihrem Ursprunge, so wie in ihrem Uebergange in die des Aristoteles, die ganz natürliche Weise, wie ein System aus den andern zu erwachsen pflegt. Seit Thales und Anaximander war das Entstehen und Vergehen der Punct, den man entweder zu erklären suchte, oder, weil der Stein des Anstoßes sich nicht aus dem Wege räumen ließ, lieber umgehen und möglichst vermeiden wollte. Platon hatte in jüngern Jahren die Heraklitischen Meinungen gekostet; wie aber ein Jeder sich späterhin über frühere Vorurtheile zu erheben sucht, so auch Er, da ihm durch die Pythagoräer und durch den Socrates eine andre Art der Forschung bekannt wurde. Eine dunkle Andeutung hievon findet sich in der letzten Hälfte des Phädon (pag. 218 ed. Bip.) Der Zusammenhang mit der Pythagoräischen Lehre aber läßt sich wohl am deutlichsten erkennen beym Sextus, Pyrrh. H. III, cap. 18. Hier wird gesagt: die unkörperlichen Elemente der Dinge seyen nach den Pythagoräern σχηματα και ιδεαι και αριθμοι. Es kommt ferner vor eine αοριστος δυας, mit der Erklärung: ης κατα μετεχσιαν αι κατα μερος γιγνονται δυαδες, δυαδες; welche Worte nichts anders bedeuten können, als die Platonische Idee der Zweyheit, die sich zu allen Paaren, und zu allem, was sich als ein Zwiefaches betrachten

läßt, wie die Gattung zur Art verhält. Es findet sich eben daselbst eine Nachweisung, daß die Zahlen etwas an sich, außer den zählbaren Dingen seyen, indem sonst nicht verschiedenen Gegenständen einerley Zahl zukommen könnte. Sind diese Ansichten älter als Platon, so durfte er sie nur von Zahlen auf Qualitäten erweitern. — Ganz kürzlich hat Herr Prof. Bökh ein sehr gelehrtes Werk herausgegeben: Philolaos, des Pythagoräers, Lehren. Leider hat es ihm gefallen, Schellingische Sätze dem Alten unterzulegen; von der höchsten Einheit der Einheit und des Gegensatzes. Diese Lehre, — welche eine willkührliche Ungereimtheit veststellt, statt daß die wahre Wissenschaft aus dem Gegebenen die Ungereimtheiten fortschafft, — gehört nicht der werdenden Philosophie, sondern der verdorbenen; also zweyen sehr verschiedenen Zeitaltern, die ein Historiker nicht vermischen sollte.

§. 122. Während die Eleatische Lehre auf einen einzigen positiven und ein paar negative Sätze ihrer Natur nach beschränkt ist; breitet sich die Lehre von den absoluten Qualitäten in eine unabsehliche Weite aus. Jedoch die Form der Untersuchung ist immer dieselbe; es ist die Frage nach der Definition des Begriffs, in welchem die Erkenntniß der Idee enthalten seyn soll. (Was ist das Rechte? Was ist das Wissen? Was ist das Schöne? Was ist das Fromme? Was ist das Wissen? Was ist das Seyn? Was ist Daselbe? [ταυτον] Was ist das Andere? [ἑτερον], und so weiter ohne Ende.)

Bey diesen Untersuchungen aber müssen sich alle logischen Verhältnisse der Begriffe fühlbar machen. Da die Ideen für real gehalten werden, so erscheint es nun als ein Wunder, und die Bemerkung als höhere Offenbarung, daß Eine Idee in Vielen, ja rückwärts Unendlich-Viele unter einer einzigen enthalten, gemäß den Verhältnissen der Begriffe nach Inhalt und Umfang, angetroffen werden. (Man sehe die prächtige Ankündigung im Philebus pag. 219.)

Der offenbare Widerspruch, daß Viele Seyende in gewisser Rücksicht Ein Seyendes ausmachen sollen, ist unvermeidlich, nachdem einmal die logischen Verhältnisse

der Arten zu ihrer Gattung, für reale Verhältnisse gehalten werden. Bedarf die Ideenlehre einer Widerlegung, so findet sie dieselbe in diesem Puncte. Den einmal befangenen Denker blendet hier das im §. 106. erwähnte Staunen.

Zum Verstehen der Platonischen Schriften ist indessen die Bemerkung nothwendig, daß hier, wo an eigentliche Naturlehre gar nicht zu denken ist, (weil die Veränderung verworfen ist,) logische (und teleologische) Betrachtungen durchgängig den Platz der physikalischen einnehmen müssen.

§. 123. Für die logischen und moralischen, überhaupt ästhetischen Entwickelungen einzelner Hauptbegriffe, ist die Ideenlehre im hohen Grade vortheilhaft. Schon das längere Verweilen bey einem einzigen Begriffe, in der Voraussetzung, daß ihm ein realer Gegenstand entspreche, ist nützlich, um die Merkmale, Gegensätze, Beyspiele zu demselben zu finden. Aber vorzüglich das Herausheben des Begriffs aus allem Beschränkenden, was ihn in der Sinnenwelt verdunkeln kann, ist ganz unentbehrlich bey den moralischen Begriffen, welche in der Erfahrung kein einziges genaues Beyspiel antreffen, sondern im reinen Denken erzeugt werden müssen. Die Ansichten von der Bestimmung des Menschen, der Liebe, der Erziehung, der Gesetzgebung, (in Hinsicht deren beym Platon sehr viel höchst Vortreffliches gefunden wird, was kein Zeitalter wird vergessen dürfen,) können nicht eher berichtigt werden, als bis man den Ideen Realität (oder statt deren die Gültigkeit der Musterbegriffe, welche aber Anfangs sehr natürlich mit jener verwechselt wird) zugesteht. — Nicht minder wohlthätig wirkt die Ideenlehre auf Religion, indem sie zuerst einen vollkommen würdigen Begriff vom höchsten Wesen darbietet; wobey sie jedoch eine Veränderung ihrer eigenen Grundlage erleidet, wiewohl keine so große, daß das gewöhnliche, in die Platonische Lehre hineingetragene Misverständniß dadurch gerechtfertigt würde. (Diesem Misverständniß zu-

folge sollen nämlich die Ideen weder selbstständig noch real seyn, obgleich Platon dieses an sehr vielen Stellen ausdrücklich fordert, z. B. im Symposium pag. 247.; sondern sie sollen lebendige Gedanken der Gottheit seyn, wodurch die Ideenlehre ihren eigenthümlichen speculativen Charakter ganz und gar verlieren, und sich in einen Versuch verwandeln würde, die Ansicht des Anaxagoras ein wenig zu verbessern, ohne Kenntniß der Schwierigkeiten, welche seit den Zeiten des Heraklit und Parmenides bekannt genug seyn mußten. Bey der Lesung der Platonischen Schriften kann man diese Ansicht nur dann vesthalten, wenn man sich jeden Augenblick erlauben will, etwas in den Schriftsteller — der von selbstständigen Ideen redet, — hineinzutragen, was nicht da steht; und die nothwendigsten Aeußerungen der Ungewißheit in den zahlreichen Fällen, wo er über die Ideenlehre hinausgeht, für übergroße, ja für angenommene Bescheidenheit zu nehmen *); die eines Platon höchst unwürdig wäre.)

Anmerkung. Nichts ist denjenigen, die ein fremdes System studiren, bequemer, aber auch nichts führt sie so sicher auf Misverständnisse, als das Ausgehn von ihren alten, einmal angewöhnten Meinungen. Wie viel Platon vom wahren Gott möge gewußt haben? — das war von jeher die Frage, womit man die Werke des Philosophen aufschlug; ohne daran zu denken, daß man mit gar keinen Fragen und vorgefaßten Meinungen kommen, sondern sich bereit halten müsse einen ganz neuen Unterricht zu empfangen. — Mit Andern hat dem eingewurzelten Vorurtheil von den Ideen, als Gedanken im göttlichen Verstande, auch Tennemann gehuldigt; merkwürdig ist die Verlegenheit, in welche ihn deshalb Aristoteles setzt, der sowenig wie Sextus und Cicero, von jener Grille etwas weiß; noch merkwürdiger die Dreistigkeit, mit der er sich herauszieht.

---

*) Ein auffallendes Beyspiel giebt die Wieder-Erinnerung, wodurch Wahrheiten a priori erkannt werden sollen. Diese ist bloß eine annehmliche Hypothese beym Platon; keinesweges ein Lehrsatz des Systems. An der Hauptstelle, im Menon, findet sich der Schluß: ουκ αν πανȣ ὑπερ τȣ λογου διισχυρισαιμην. Die Bewunderer des Platon sind viel minder behutsam.

Aristoteles habe *misverstanden*; daß Platon die Ideen für real gehalten, sey nicht *erweislich*, (vermuthlich soll Aristoteles gegen Tennemann die Last des Beweises übernehmen!), widerspreche vielmehr allem, was wir von Platon aus seinen eignen Schriften wissen; (nichts weniger! der Verfasser dieses Buchs hatte den Aristoteles noch nicht gelesen, als er gerade dieselbe und keine andre Lehre im Platon fand wie jener; auch Garve, in der Uebersetzung der Aristot. Ethik, bezeugt dasselbe,) ja Aristoteles soll gar sich selbst in diesem Puncte widersprechen! Das letzte ist das Aergste von Allem! Aristoteles sagt, wie sichs gebührt, die Ideen seyen *Nirgends*; daraus schließt der *Kantianer* Tennemann, sie seyen keine Substanzen; statt daß jeder Unbefangene schließen würde, *hier* wenigstens hätte Aristoteles hinzusetzen müssen, *zwar nirgends im Raume, aber im göttlichen Verstande*; wie dieses Platon selbst an unzähligen Orten beyfügen müßte, (z. B. im Symposium,) wenn ihm etwas der Art in den Sinn gekommen wäre. — Die Wahrheit ist kurz diese: der Stellen im Aristoteles, wo er, *wenn nicht völlig kopflos und gedächtnißlos*; von Ideen im göttlichen Verstande sprechen *müßte*, wofern etwas daran wäre, sind so viele, daß sie sich kaum zählen lassen. Sextus Pyrrh. H. II. cap. 20 spricht und schweigt wie Aristoteles. Cicero kennt wohl Ideen, aber keine im göttl. Verstande. Endlich Platon selbst müßte seinen Untersuchungen eine durchaus andre Wendung geben, wie er überall thut; er sollte *ausgehn* vom göttl. Verstande, ungefähr wie Schelling vom Absoluten; er thut es nicht. Also: an dem ganzen abentheuerlichen Mährchen ist kein wahres Wort.

Der Philosoph findet die Vorstellung von der Gottheit vor, als allgemein verbreitet unter dem Volke; ihm selbst ist es Anfangs ein Problem, in welcher Gestalt dieser noch ungeschliffene Edelstein ihm erscheinen solle; aus seinen eigenen Ueberzeugungen muß diese Frage beantwortet werden; und dem erhabensten seiner Begriffe wird er den erhabensten Namen nicht versagen wollen; vielmehr mit dem Namen zugleich von bekannten Vorstellungsarten so viel aufnehmen als sich aufnehmen läßt. Dieses ist der natürliche, ja unvermeidliche Gang der religiösen Vorstellungen eines denkenden Menschen; und so unrecht es ist, daß Einer den Andern wegen der mit gleicher Wahrheitsliebe gebildeten Religionsbegriffe verketzere und verfolge, eben so wenig schickt es sich, daß Einer dem An-

dern wegen der Gleichheit des Namens auch die gleiche speculative Bedeutung unterschiebe.

Die religiöse Gesinnung, welche jedem nur etwas zartfühlenden, und nicht ganz roh aufgewachsenen Menschen, höchst natürlich ist, ihn niemals im Leben verläßt, ihm vielmehr stets theuer und werth bleibt, — diese nimmt in verschiedenen Systemen eine verschiedene Form an; und sie bricht in denselben sich oftmals eine Bahn, welche die schon vorhandenen Gänge durchkreuzt, und dadurch zu erkennen giebt, daß in dem einzelnen Menschen, wie in dem Menschengeschlechte, die Religion älter ist als die Philosophie. Wer nun ein fremdes System — nicht etwan sich aneignen, sondern — fürs erste wenigstens, — als eine Thatsache kennen, und dessen Construction begreifen lernen will: der muß das Religiöse in dem System nicht gleich Anfangs mit den theoretischen Grundlagen verwechseln und vermengen; sondern da, wo sich die religiöse Gesinnung wirksam zeigt, sorgfältig die hieraus entstandene Abänderung von dem Veränderten und zum Grunde liegenden unterscheiden. Sonst lieset man ein philosophisches Buch wie ein Erbauungsbuch, welches zwar an sich nicht zu tadeln, doch aber dem Zwecke, mit welchem man gerade ein *solches* Buch und nicht lieber ein absichtlich der Erbauung wegen geschriebenes, zur Hand nahm, nicht ganz angemessen ist. Für manche Leser des Platon scheint diese Erinnerung sehr nothwendig zu seyn.

Die Ideenlehre kann keine populären Begriffe von Gott, als einem Geiste nach Analogie der menschlichen Seele, als einem Wesen in nothwendiger Verbindung mit der Welt, zulassen. Sie muß *unter den Ideen* Eine finden, welche hervorrage unter den andern; und dadurch, wenn überhaupt ein Uebergewicht, dieses zu allererst in der Mitte *der Ideen selbst* sich erwerbe. Von einer Welt, ist hier überall noch nicht die Rede.

Nun findet sich die Idee des *Guten*; als diejenige, welche vermöge der Bedeutung des Wortes unmittelbar

für die absolute Vortrefflichkeit erkannt wird. Die erste Frage ist hier wie bey allen Ideen: was ist das Gute? Und die erste Antwort setzt dasselbe in das ästhetische Gebiet, mit Hinzufügung einiger specifischen Merkmale. (Im Philebus wird das Gute definirt durch Schönheit, Maaß und Wahrheit; aber es finden sich auch schon hier die Bestimmungen der Vollendung und absoluten Zulänglichkeit; — ἱκανον τἀγαθον, και παντων γε εις τȣτο διαφερει των οντων. pag. 227.) Aber das Gute, so fern es noch mehr ist als das Würdige, führt eine Beziehung mit sich auf etwas anderes, dem es gut sey *). Dies verbunden mit der Zulänglichkeit, die ihm zugestanden werden muß damit nicht die Güte selbst von äußern Bedingungen abzuhängen scheine, führt auf den Begriff des Wohlthuns, und zwar des absoluten Wohlthuns; welches diejenigen selbst schafft, denen es wohlthut. So finden wir es wieder als die Sonne im Gebiete der Ideen. (Es kommt hinzu das βασιλευειν νοητȣ γενȣς.) Es übersteigt selbst die Realität an Würde, und ist der Ursprung der Realität; (de rep. VI. pag. 120.) Es trägt das Reale, es erhält es im Seyn. (Dazu paßt die Definition: αγαθον, αιτιον σωτηριας τοις ουσι. Definit. p. 296.) Mit einem Worte, das Gute ist Gott: so wie rückwärts, auf die Frage, warum schuf Gott die Welt? die Antwort erfolgt: er ist gut. (Timaeus pag. 305.)

Anmerkung. Die Stelle im sechsten Buche der Republik (pag. 112—125) ist im ganzen Umfange der Platonischen Schriften wohl einzig in ihrer Art. Es wird darin die Idee des Guten, welche sonst nur als eine unter den übrigen Ideen betrachtet werden kann, über alle gesetzt; und es ist kein Zweifel, daß darunter die Gottheit verstanden werden muß. Zugleich wird darin gefordert, das eigentliche, wahre Wissen solle vom Princip des Ganzen ausgehn, und das Gebiet der Ideen von hieraus durchlaufen. — Wenn man diese Stelle aufmerksam lies't, so sieht

*) Man kann hiebey das Ende des dritten Capitels im ersten Buche meiner allgemeinen praktischen Philosophie vergleichen.

man: das Gute ist das Verknüpfende, und darum das Lebensprincip der Ideenwelt. Denn erstlich: das Gute ist nicht selbst das Seyn, aber es ertheilt dasselbe allen Ideen. Was heißt dieses im genauen Zusammenhange der Ideenlehre? Nichts anders als dies: da die andern Ideen in so fern sind, als sie an der Idee des Seyn Theil nehmen, (man vergleiche hier den ganzen Sophista,) so ist das Gute das Vermittelnde dieser Gemeinschaft. Zweytens: das Gute giebt Erkenntniß dem Erkennenden, und Wahrheit dem Erkannten, gleich dem Lichte der Sonne. Um dies zu verstehn, muß man wissen, daß (nach der Darstellung im Timäus,) die Intelligenzen selbst aus Ideen bestehn, demnach das Wissen wiederum nur eine Gemeinschaft der Ideen untereinander ist. Auch hier also ist das Gute das Vermittelnde dieser Gemeinschaft. Eben darum aber steht es, drittens, höher, als alle andern, und ist das Princip des Wohlthuns im Ideenreiche, weil sie sonst starr und vereinzelt stehn, und den Werth nicht haben würden, der im Erkennen und Erkanntwerden (in der φρονησις) liegt. — Weit entfernt nun, daß die Idee des Guten, sammt den übrigen Ideen, im göttlichen Verstande sich befände: liegt, gerade umgekehrt, der göttliche Verstand in dem Guten, welches selbst das Princip alles Verstandes, und eben darum die Gottheit und das erhabenste der Wesen ist.

§. 124. So fern nun also von den Ideen geredet wird mit Rücksicht auf das Gute, (dessen letzte Bestimmung als ein zu der vorigen Theorie neu hinzukommender, und schon deshalb nicht überall durchgreifender Aufschluß anzusehen ist,) besitzen sie nicht mehr, wie ursprünglich, ein selbstständiges Seyn; sie nehmen vielmehr jetzt die Realität zu Lehn von der aus ihrer Mitte emporgestiegenen höchsten Idee. Dennoch sind und bleiben sie real; sie verwandeln sich keineswegs in bloße Gedanken; und brauchen nicht erst realisirt zu werden durch ihre Nachbilder in der Sinnenwelt.

Das System aber, welches auf diese Weise schon seine erste Veränderung erlitten hat, wird sich selbst noch viel mehr ungetreu werden, indem auch noch von der Weltbildung die Rede seyn soll. Es geräth bey diesem Puncte in große Verlegenheit wegen der Einstimmung mit sich selbst. Auf der einen Seite beruht es ursprünglich

ganz und gar auf dem Gegensatze gegen das Wandelbare und Wechselnde; auf der andern Seite finden sich mitten im Wandelbaren zahllose Gegenstände, an welchen die Nachahmung der Ideen gar nicht zu verkennen, und eben so wenig gering zu schätzen ist; ja der Mensch, der die Ideen erkennt, und der Staat, der ihnen eine glänzende Darstellung bereiten soll, gehören selbst mit zu der wechselnden sinnlichen Welt. Da nun eine so harte Verurtheilung des Scheins, wie bey den Eleaten, hier gar nicht angebracht seyn würde; so muß es zuvörderst ein Mittelding geben zwischen Seyn und Nichtseyn (de rep. V, p. 56; ein Begriff, dessen völlige Ungereimtheit eben so offenbar ist als seine Unentbehrlichkeit an dieser Stelle.) Dieses Mittelding ist aber nur Gegenstand des Meinens, nicht des Wissens; und aller weitern Theorie wird sorgfältig der Satz vorangeschickt: wie das Seyn zum Wechsel, so verhält sich die Wahrheit zum Glauben. (Timaeus pag. 303. de rep. VII, pag. 166.

Es kann nun die Welt nicht ohne die Ideen, aber auch nicht bloß aus Ideen (denen der Wechsel fremd ist,) zusammengesetzt werden. Schon indem die nöthigen Ideen mit einander verbunden werden, braucht es Gewalt; (Timaeus p. 312. την θατερου φυσιν δυσμικτον ουσαν εις ταυτο ξυναρμοττων βια); welche Gewalt wäre erspart worden, wenn die Welt, diese wunderliche Mischung des Sich-selbst-Gleichen und des Gegensatzes, nicht für etwas Halb-Reales hätten gelten sollen. Aber es bedarf nun auch noch der Materie, (μικτεον το της πλανωμενης ειδος αιτιας, χαλεπον και αμυδρον, Timaeus pag. 340. 341.) Genau gemäß dem oben (§. 105.) aufgestellten Begriffe des Stoffes. Also als etwas völlig Formloses (αμορφον), eigentlich als ein Seyn ohne Was, ist diese Materie ursprünglich noch außer und neben den Ideen vorhanden; diese letztern werden alsdann darin nachgebildet durch die Gottheit; — wobey denn freylich weder eine gesetzmäßige Natur, noch eine Theodicee, noch ein consequentes System gewonnen wird.

Alles Weitere muß hier wegbleiben, nachdem das System auf seinen drey verschiedenen Stufen, als reine Ideenlehre (welche in allen Platonischen Schriften die Grundlage macht), als Lehre vom Guten, dem Haupte erstlich des Ideenreiches und dann der Sinnenwelt, (welche Vorstellung sich allmählig scheint ausgebildet zu haben, und nur an wenigen Stellen sich deutlich ausspricht), endlich als ein Versuch, von der Sinnenwelt eine annehmliche Meinung vorzubringen, (im Timaeus, der ausdrücklich nur für einen solchen Versuch will genommen seyn,) — in den einfachsten Grundzügen ist nachgewiesen worden. Belehrend ist das System in speculativer Hinsicht vorzüglich durch seine Inconsequenz, worin es sich mit vielen neueren und neuesten Systemen vergleichen läßt. Die allgemeinen Hauptgedanken zu solcher Vergleichung sollen hier folgen.

Anmerkung. Wäre die durchaus mythische Beschaffenheit des Dialogs, der vom Timäus benannt ist, gehörig beachtet worden: so hätte die Platonische Lehre niemals so sehr misverstanden werden, ja sie hätte nie so dunkel und schwer scheinen können, als der Fall gewesen ist. Gleich der Anfang des Dialogs verräth denen, welche die Augen öffnen wollen, den mythischen Geist ganz deutlich. Er erinnert an die heilsame Lüge, durch welche Platon im dritten Buche der Republik (pag. 319) die Bürger seines Staats zu überreden wünscht, sie seyen Erdgeborne mit allen ihren Werkzeugen und Einrichtungen. Ganz in diesem nämlichen Geschmack ist die vorgebliche Erzählung des Solon von dem, was er in Aegypten gehört habe, (Timaeus pag. 289.) Indessen leuchtet Platos Gesinnung und Meinung überall deutlich durch. Wie er im Phädon äußert, er habe die teleologische Welterklärung beym Anaxagoras zu finden vergeblich gehofft (pag. 221), so liefert er sie nun selbst im Timäus, ganz unbekümmert um eigentliche Naturgründe. Wie er im Sophista (pag. 265) die κινησις nöthig hat, um sich das Leben zu denken, übrigens aber das ταυτο und das ἑτερον zu Repräsentanten des Wahren und des Scheins macht, so mischt er auch im Timaeus die Seele aus diesen beyden Ideen, welche hier Vernunft und Sinnlichkeit vorstellen, sammt der des Seyn, ohne welche das Ganze nicht real seyn könnte; dann aber setzt er das Gemischte in Bewegung, damit im Umschwunge die Gegenstände der Erkenntniß angetroffen,

und innerlich aufgenommen werden. Hier sind nun Ideen in dem lebenden Wesen, und das ist kein Wunder; denn es besteht aus ihnen, wie etwa nach unsrer Chemie Wasser aus Sauerstoff und Wasserstoff, so daß diese Bestandtheile das Reale in dem Zusammengesetzten sind; aber auch hier ist an Ideen im heutigen Sinne, als Vorstellungen in einem vorstellenden Wesen, als Attribute einer Substanz, — nicht aufs entfernteste zu denken.

§. 125. Jedes System, dessen Urheber nicht ohne vorgängigen Unterricht gearbeitet hat, sucht irgend welche Schwierigkeiten und Irrthümer zu vermeiden: in welche die Früheren verfallen waren. Zum Verstehen ist es die erste Bedingung, diese vermiedenen Klippen zu kennen. Daraus ersieht man nicht bloß die Bedeutung der ersten Grundsätze, sondern man lernt auch die Anfangspuncte des Systems unterscheiden von den Zusätzen, welche späterhin, oftmals folgewidrig genug, hineingekommen sind, und welche, wenn sie vorangestellt werden, das Ganze unbegreiflich machen. (So ist durchs Voranstellen der Meinungen im Timäus, die Platonische Lehre von den Meisten ganz unverständlich vorgetragen worden.) Die Aufmerksamkeit hierauf ist um so nöthiger, je beschränkter bey den allermeisten Denkern die erste Auffassung der philosophischen Probleme zu seyn pflegt: und je mehrern, oft höchst dringenden, Rücksichten auf das zu spät bedachte sie weiterhin nachgeben.

Ferner, jedes System, das nur mit irgend einiger Kenntniß der Probleme gearbeitet ist, entfernt sich Anfangs von der Erfahrung, und sucht sich ihr am Ende wieder zu nähern. Das erstere kann nicht fehlen, weil eben die Unmöglichkeit, es bey der Erfahrung bewenden zu lassen, das Philosophiren hervortreibt; das zweyte wird nicht leicht fehlen, weil jeder am Ende Bestätigungen und Rechnungsproben sucht. — Hieran sind nun wiederum die spätern Theile des Systems von den frühern zu unterscheiden. Die gezwungenen Erklärungen der Phänomene gehören immer ans Ende hin; und um so sicherer, je

weniger Scharfsinn, je mehr Ermüdung im Denken, je mehr gespaltene Rücksichten auf Vielerley zugleich, sie verrathen.

Endlich und hauptsächlich: jedes System, welches seinen praktischen Theil nicht ganz bestimmt von theoretischen sondert, hat verborgene Quellen, die der Urheber selbst nicht recht kennt; die aber bey der Prüfung aufgedeckt werden müssen. Es sind nämlich die ästhetischen Urtheile ihrer Natur nach unabhängig von aller Theorie; es ist eben so die Reihe der metaphysischen Probleme unabhängig von jenen Urtheilen. Vergl. §. 75. 79.) Jeder Denker nun, der diese Unabhängigkeit nicht anerkennt, wird, sich selber unbewußt, von zweyen Kräften getrieben, indem er zugleich erklären will, und Vorschriften geben; zugleich das Wahre sucht, und das Vortreffliche. Wie dem Platon das Gute zum Realprincip wurde, welches die Ideenlehre in ihren ersten Gründen verdarb; so sehen wir durchgängig die theoretische Philosophie von der praktischen verdorben; wir sehen in neuern Systemen, wider die Consequenz, Dinge an sich beybehalten, damit praktische Postulate Raum haben; wir sehen eben so folgewidrig eine Mehrheit von Vernunftwesen zugestanden, damit für Recht und Pflicht nicht der Boden verloren gehe. Nicht minder sehn wir umgekehrt das Praktische unter dem Theoretischen leiden; es wird der Musterbegriff des Guten im Dunkeln gelassen, weil eine strahlende Sonne allzuvoreilig sich daraus erhob; so wie anderwärts (bey Spinoza) sogar dem Recht und der Macht einerley Gränzen gesetzt werden, weil alle Macht, theoretisch betrachtet, für eine Aeußerung des höchsten Wesens gehalten wird.

Jedes System der beschriebenen Gattung hat eben deshalb eine doppelte Einseitigkeit, eine praktische, und eine theoretische. Denn sobald die ästhetischen auf die metaphysischen Grundgedanken, und rückwärts, einen Einfluß verlangen, so hindern sie sich unfehlbar gegenseitig in ihrer Ent-

Entwickelung; und daher können sie am wenigsten zu derjenigen gesetzmäßigen Vereinigung gelangen, zu der sie am Ende sollten verknüpft werden.

Anmerkung. Vorzüglich um zu diesem letzten Paragraphen Gelegenheit zu geben, (welchen alle diejenigen, die noch Rath anzunehmen fähig sind, beherzigen mögen,) und außerdem um der historischen Wichtigkeit willen, ist im vorstehenden Capitel die Platonische Lehre mit mehr als verhältnißmäßiger Ausführlichkeit behandelt worden. Denn für die Metaphysik hat sie weiter kein Interesse, als in so fern sie auf ziemlich bestimmter Auffassung des Widersprechenden in der Sinnenwelt beruht. Uebrigens ist die Ideenlehre eine Mythologie, die man aus demselben Grunde, wie andre Mythologien, studiren mag, nämlich weil sie den Schlüssel zu so vortrefflichen Kunstwerken, wie mehrere Werke des Platon unstreitig sind, darbietet; z. B. zu dem Phädon und dem Symposium. Wer aber in der Bewunderung des Platon gefangen ist; wer sich nichts besseres wünscht, als mit diesem philosophiren zu können: der hat es in der Philosophie nicht gar weit gebracht. Bewundert man ihn als Religionslehrer? Wenn seine Schriften neben das neue Testament gelegt werden, so erbleicht der Mond vor der Sonne. Oder als Staatslehrer? Die äußersten Umrisse der Staatslehre beym Platon sind vortrefflich; (unendlich besser als bey Rousseau;) aber das reicht nicht zu, um die politische Schwärmerey abzuhalten; hiezu muß man den Staat einerseits als eine Rechtsgesellschaft, andererseits als ein nothwendiges, und nothwendig wandelbares Erzeugniß der menschlichen Natur kennen. Oder bildet man sich gar ein, zur Naturlehre, — gleichviel ob zur geistigen oder zur körperlichen — beym Platon die Schlüssel zu finden? Freylich hat der Urheber der neuesten sogenannten Naturphilosophie den ungeheuern Mißgriff gemacht, sich nicht bloß an Kant und an Spinoza (diese konnten zwar nichts helfen, aber doch nicht so auffallend schaden,) sondern auch an den Platon anzulehnen, der die Teleologie nicht etwan neben die Naturbetrachtung stellt, sondern deren Platz hiedurch ganz und gar ausfüllen will! — Kein Hauch des Platonismus darf die eigentliche Naturforschung anwehen; diese beruht unwandelbar auf den Begriffen der Substanz, der Kraft und der Bewegung; nicht auf einer Verbindung von Ideen und formloser Materie.

Fünftes Capitel.

Vorblick auf Resultate metaphysischer Untersuchungen.

§. 126. Nachdem Aristoteles sich zu sehr an die Erfahrung gehalten hatte, um einem ernstlichen Mistrauen gegen sie Raum zu geben, und zu sehr der bloß logischen Bearbeitung der Begriffe geneigt gewesen war, ohne doch selbst hierin etwas Vollendetes zu liefern: blieben lange Jahrhunderte beschäfftigt in dem einmal vorhandenen Gedankenkreise; sie mischten und modificirten den empfangenen Vorrath, ohne daß recht bedeutende speculative Erfindungen zum Vorschein gekommen wären.

Auch selbst die glückliche Zeit, in welcher die Algebra sich erhob, die Rechnung mit veränderlichen, und mit Verhältnissen unendlich kleiner Größen erfunden wurde, — ist für die Metaphysik nicht sehr fruchtbar gewesen. Wohl aber hat die, der empirischen Physik so nützliche Reform des Baco bedeutenden Nachtheil für die Metaphysik gebracht, indem man verachten lernte, was man nicht erreichen konnte; und sich gewöhnte zufrieden zu seyn mit Erfahrungskenntnissen, zu denen ohne Metaphysik immerfort die Denkbarkeit der Begriffe fehlt.

Sehr natürlich zogen sich jetzt die Philosophen von der Naturbetrachtung, die einen kostbaren Apparat, oder weitläuftige Rechnungen erforderte, mehr zurück zu der Betrachtung innerer Thatsachen; und schon deshalb mußte allmählig alles Philosophiren einen vorherrschenden psychologischen Charakter annehmen. — Indem man nun das Erkennen selbst zum Gegenstande des Nachdenkens machte, entstand der Gedanke, mit Hülfe der zuvor bestimmten Gränzen des Erkenntniß-Vermögens die Anmaaßungen der Metaphysik immer weiter zurückzuweisen, damit nicht länger Zeit und Mühe mit Untersuchungen verdorben werde, welche außer der Sphäre des mensch-

lichen Verstandes lägen. — Daß dieser Gedanke von einer gänzlich falschen Ansicht der Metaphysik ausging, muß aus dem vorigen von selbst klar seyn. Die Metaphysik hat keine andre Bestimmung, als die nämlichen Begriffe, welche die Erfahrung ihr aufdringt, denkbar zu machen. Wenn nun das, was wir Verstand nennen, vorzüglich darin sich äußert, daß wir das Ungereimte vermeiden, und diejenigen Begriffe, die wir nun einmal haben, und nicht vermeiden können, wenigstens von Widersprüchen säubern: so liegt keine Wissenschaft so sehr in der Mitte der Sphäre unseres Verstandes, als eben die Metaphysik. Der Ursprung derselben in den ältesten Zeiten, und aus den, in den vorigen Capiteln nachgewiesenen Problemen, mußte erst ganz und gar verkannt oder vergessen werden, ehe man den Rath geben konnte, Erfahrungen fort und fort anzuhäufen, die Begriffe aber, durch welche diese Erfahrungen müssen gedacht werden, ohne Ausbildung liegen zu lassen.

Anmerkung. Wenn der Sinn eines Worts sich nach dem Gebrauche richten sollte, den Dieser oder Jener davon macht, so wäre Metaphysik ein höchst vieldeutiges, und darum kaum verständliches Wort. Wer wissen will, welche Bedeutung dieses Namens uns die frühere Zeit überliefert hat; der sehe die älteren Metaphysiken durch, von Aristoteles bis Wolff und dessen Schule: es wird sich finden, daß die Begriffe vom Seyenden, von dessen Qualität, von der Ursache, und ihrer Wirkung, vom Raume, und von der Zeit, überall den Gegenstand dieser Wissenschaft ausgemacht haben; es wird sich finden, daß diese Begriffe als aus der Erfahrung bekannt, und in ihr gegeben, sind vorausgesetzt worden, daß man alsdann versucht hat, sie logisch zu bearbeiten, und daß man hierüber in Streitigkeiten aller Art gerathen ist. Diese Streitigkeiten, und ihr in den Erfahrungsbegriffen verborgener Grund, — nicht aber die Künste, durch welche man hie und da dieselben zu umgehen oder zu überspringen gesucht hat, weil man zum strengen Denken zu schwach oder zu träge war, — bestimmen den Begriff der Metaphysik.

Was nun vollends das Unternehmen anlangt, erst die Gränzen des menschlichen Erkenntnißvermögens auszumessen, und dann die Metaphysik zu kritisiren: so setzt

dieses die ungeheure Täuschung voraus, als ob das Erkenntnißvermögen leichter zu erkennen sey, denn das, womit die Metaphysik sich beschäfftige. Es liegt aber vor Augen, daß alle Begriffe, durch die wir unser Erkenntnißvermögen denken, selbst metaphysische Begriffe sind. Erlauben wir uns, von unserem Geiste zu reden, als ob in ihm eine Mannigfaltigkeit von Vermögen (wenn auch nur der Sensation und Reflexion) vorhanden sey: so verfallen wir in den Widerspruch des §. 101. Sprechen wir von der Wirksamkeit dieser Vermögen, von der Veränderung unserer Gedanken durch das Denken: so gerathen wir in das Trilemma, welches der Veränderung überhaupt entgegen steht; und welches schon die Eleaten müssen durchschaut haben, da sie die Veränderung so entschieden läugneten. Halten wir unsere Seele für eine unbeschriebene Tafel, auf welche durch Hülfe der Sinne, Eindrücke von äußern Dingen gemacht werden: so stehn uns die Widersprüche in den Begriffen des Thätigen und Leidenden im Wege.

Zum Beweise der Schwäche ganzer philosophirender Zeitalter sind dennoch Versuche dieser Art von Beschränkung der Metaphysik, zu wiederhohlten Malen nicht nur gemacht, (die Täuschung einzelner geistreicher Männer wäre nicht wunderbar,) sondern sie haben auch die Meinung verbreiten können, daß durch sie über die Metaphysik entschieden sey. Locke in seinem Werke über den menschlichen Verstand, erklärte die Absicht, der menschlichen Erkenntniß ihre Gränzen nachzuweisen, deutlich genug gleich auf den ersten Blättern. Bey ihm konnte ein scheinbarer Erfolg der Absicht um so leichter entsprechen, indem er die Leser zu keinem besonders scharfen Nachdenken anregte. Als aber ein ohne Vergleich tieferer Denker unter uns, als Kant denselben Weg noch einmal betrat: da erwachte die Metaphysik, anstatt einzuschlafen; denn eine so kräftige Aufregung war ihr seit Jahrhunderten nicht zu Theil geworden. Gerade darin liegt Kants Ruhm, daß seine

Nachfolger bey dem Ziele, wohin er sie führte, unmöglich still stehn konnten.

Anmerkung. Gleichwohl versucht das Zeitalter jetzt, ob es nicht still stehen könne? Man hofft immer noch das Geheimniß zu finden, in einer Besinnung auf sich selbst, einer innern Anschauung, den Stein der Weisen zu gewinnen. Daß es den Menschen der früheren Zeit auch frey gestanden habe, sich auf sich selbst zu besinnen, und sich innerlich wahrzunehmen, dies vergißt man entweder, oder man sucht die wahre Selbstanschauung in so weiter Ferne, (bey den Indiern, oder bey den ältesten Vätern des Menschengeschlechts,) daß keine klare Geschichte mehr verhindert, beliebig zu deuten und zu dichten.

Wenn ein ruhiger, nüchterner Kopf, der von diesen Thorheiten frey ist, versucht, sich selbst aufzufassen: so wird er sich gestehen müssen, daß ein vestes Wissen hiedurch, ohne Hülfe der Metaphysik zu erlangen, schlechterdings unmöglich ist. Beyspielshalber wollen wir einen solchen Versuch hier anstellen. Nichts scheint klärer und unleugbarer als der Satz: Ich finde mich denkend und wollend. Ist nun dieser Satz eine tadelfreye Aussage einer empirischen Grundwahrheit? — Erstlich ist in ihm die Thatsache, die er aussagen soll, kläglich verstümmelt. Denn zwischen dem Denken und Wollen giebt es eine unzählige Menge von Mittelzuständen, die man alle auch in sich findet; als das Meinen, Hoffen, Wünschen, Phantasiren, u. s. w. dergestalt, daß ein ganz scharfes Denken und ein ganz entschlossenes Wollen nur die seltenen Culminationspuncte der innern Zustände ausmachen, die man, wenn es darauf ankommt, eine gute Beobachtung gut darzustellen, gar nicht aus dem Zusammenhange mit jenen herausreißen darf. — Zweytens: Wer sich als denkend und wollend auffaßt, der fängt damit an, Sich zu entzweyen, und dies Zweyerley, das Denken und das Wollen, für dasjenige auszugeben, als was er Sich, den Einen und untheilbaren, finde. Hiebey denke man zurück an §. 101, 103, 107, 109, oder vielmehr an das ganze Vorhergehende. Wäre auf diesem Wege, worauf ein so ausgezeichneter Kopf, wie Fichte, sich versuchte, die wahre und genügende Philosophie zu finden, so besäßen wir sie längst.

§. 127. Schon oben (im §. 103.) ist angegeben worden, weshalb sich die Kantische Lehre zu dem strengen Idealismus Fichte's hinüberneigt. Es kommen noch mehrere Gründe hinzu, warum jene Lehre, oder eine ihr ähnliche, nicht genügen kann; darunter lassen sich folgende

hier kurz anzeigen, und dem im vorigen §. Gesagten beyfügen.

1) Der speculative Charakter des Kantischen Systems wird durch dessen Grundfrage bestimmt: woher kommen die Formen der Erfahrung? und mit welchem Rechte werden sie auf die Erscheinungen übertragen? — Allein es fehlt viel daran, daß in dieser Frage die Auffassung der metaphysischen Probleme vollständig enthalten wäre. Das Motiv der Forschung ist zu beschränkt gewesen, um die Wissenschaft gehörig begründen zu können.

2) Die Grundfrage ist durch das System nicht aufgelöst. Man mag Raum und Zeit, Kategorien und Ideen als im Gemüth liegende Bedingungen der Erfahrung ansehn: damit erklärt sich nicht die Bestimmtheit jedes einzelnen Dinges in der Erscheinung. Das Gemüth hält für alles Gegebene dieselben und die sämmtlichen Formen bereit. Will man jedem Gegebenen überlassen, sich nach seiner Art diese Formen gehörig zu bestimmen oder auszuwählen: so müssen im Gegebenen gerade so viele Beziehungen auf unsre Formen vorkommen, als wir Figuren, Zeiträume, zusammengehörige Eigenschaften Eines Dinges, zusammengehörige Ursachen und Wirkungen, u. s. w. in der Erfahrung bestimmt finden. Da nun das Gegebene (die Materie der Erfahrung) am Ende von den Dingen an sich hergeleitet wird: so bekommen diese eine eben so große Mannigfaltigkeit von Prädicaten, als wir mannigfaltige Bestimmungen in der Erscheinung wahrnehmen; wider den Kantischen Satz, daß wir die Dinge an sich nicht erkennen. — Das Unrichtige der Auflösung verräth sich aber auch dadurch, daß der schwierigste Fragepunct dadurch gar nicht getroffen wird. Wie nehmen wir die Formen wahr, da wir diese Wahrnehmung weder in noch außer der Materie des Gegebenen nachzuweisen vermögen? Daß wir sie wahrnehmen, ist sehr gewiß, (man sehe das erste Capitel dieses Abschnitts,) aber es kommt

noch darauf an zu erklären, daß wir hier eine runde, dort eine viereckige Figur darum wahrnehmen müssen, weil in der Art und Weise, wie uns das Farbigte gegeben wird, gewisse (bis jetzt nicht aufgezeigte, aber aufzuzeigende) Bedingungen enthalten sind. Wie in diesem Beyspiel, so in den übrigen.

3) Es kann gar nicht zugestanden werden, daß im Gemüth eine ursprüngliche Mannigfaltigkeit von Formen enthalten sey; wegen §. 101.

4) Die psychologischen Voraussetzungen, nach welchen die verschiedenen Seelenvermögen angenommen sind, und worauf die ganze Kritik des Erkenntnißvermögens gebaut ist, sind selbst als Auffassungen der Thatsachen des Bewußtseyns in jedem Puncte unsicher, und voll von Erschleichungen. — Die wahren Thatsachen des Bewußtseyns sind die ganz individuellen und momentanen innern Ereignisse in dem Gemüth eines Jeden; diese können nicht nur schlechterdings nicht vollständig angegeben werden (indem neue Culturzustände auch neue innere Erscheinungen hervorbringen,) sondern sie verdunkeln sich ohne Ausnahme schon während der Auffassung, so daß alle innere Wahrnehmung nur Bruchstücke liefern kann, die um so mehr verstümmelt ausfallen, je absichtlicher die Selbstbeobachtung war. — In die hieraus gebildeten Begriffe von Seelenvermögen mischen sich die Erklärungen, welche wir hinzudenken, und der Wahrnehmung unvermerkt unterschieben. Dahin gehört Kants (erweislich falsche) Voraussetzung, daß zur Verbindung des gegebenen Mannigfaltigen eigene Handlungen des Gemüths, mithin Seelenvermögen nöthig seyen; während die Erfahrung nur das schon Verbundene, aber niemals eine ganz rohe, formlose Materie des Gegebenen, noch weniger eine Handlung des Verbindens eines noch formlosen Stoffes, zu erkennen giebt.

Ueber die unrichtige Behandlung der Aufgabe, synthetische Sätze a priori zu rechtfertigen, desgleichen über die damit zusammenhängenden Irrthümer in Hinsicht des Raums, der Zeit und der Kategorien, ferner über den unbehutsamen Gebrauch mancher in sich selbst widersprechenden Begriffe; als der ursprünglichen Repulsion und Attraction der Materie, des absolut-nothwendigen Wesens, der transscendentalen Freyheit; über die unrichtige Voraussetzung vom Sittengesetze als einem ursprünglichen Gebote (statt einer ursprünglichen Beurtheilung) vom Rechtsbegriff als einer Norm bloß für äußere Handlungen (während er wesentlich zur Berichtigung der Gesinnungen gehört): über diese und viele andre Puncte läßt sich nicht füglich anders etwas deutliches sagen, als unter Voraussetzung eines systematischen Vortrags der Philosophie. —

Was aber die spätern Systeme seit Kant anlangt, so muß es hier genügen, auf dasjenige zu verweisen, was über Idealismus, absolutes Werden und Organismus schon oben (§. 103. 108. 118.) ist gesagt worden.

Anmerkung. Um die Kantische Philosophie mit der schuldigen Billigkeit zu beurtheilen, darf man nicht vergessen, welchen Gegenstand Kant vom Anfang an im Auge hatte. Er wollte eine Kritik der Vernunft zu Stande bringen; d. h. er wollte diejenigen Untersuchungen, welche nach einem Wissen streben das man nicht erreichen kann, abschneiden durch Nachweisung der Unzulänglichkeit unserer Mittel. Er sah ein, daß die sogenannten Beweise für das Daseyn Gottes, für die Unsterblichkeit der Seele, für die sittliche Fähigkeit des Willens, (denn als solche betrachtete er das, was er Freyheit nannte,) nicht Ueberzeugung, sondern ihrer Schwäche wegen nur Zweifel hervorbrachten. Nun bewog ihn das Interesse für das Wohl der Menschheit, den Uebermuth der Schulen, in ihrem vorgeblichen Wissen, einzuschränken, damit der Glaube der Menschen desto muthiger werden möchte. (Man sehe z. B. Krit. d. r. V. S. 769: „ich bin zwar nicht der Meinung, daß man hoffen könne, man werde dereinst noch „evidente Demonstrationen der Sätze: es ist ein Gott, es „ist ein künftiges Leben, erfinden. Vielmehr bin ich „gewiß, daß dies niemals geschehen werde. „Denn woher will die Vernunft den Grund zu solchen „Behauptungen, die sich nicht auf Gegenstände

„der Erfahrung und deren innere Möglichkeit „beziehen, hernehmen? Aber es ist auch apodiktisch ge„wiß, daß niemals irgend ein Mensch auftreten werde, der „das Gegentheil mit den mindesten Scheine behaupten „könne.“) Mit wahrer Weisheit entwickelte nun Kant das Bedürfniß des Glaubens in praktischer Hinsicht; und zwar, welches die höchste Billigung verdient, obgleich man es nachmals verworfen hat, für den ganzen, den sinnlich-vernünftigen Menschen; der ganz, und vollständig, in der Religion muß ruhen können. Zugleich schaffte Kant hiedurch dem speculativen Denken die nöthige Freyheit; denn nun erst hörte die Philosophie auf, die Magd der Theologie zu seyn, da es sich zeigte, daß sie die aufgegebene Arbeit nicht verrichten könne. — Um nun zu diesen, praktisch wichtigen Resultaten zu gelangen, würde ein Anderer nicht so weitläuftige Vorbereitungen gemacht haben, wie man sie in der transscendentalen Aesthetik und Logik findet. Kant aber verdient hiedurch das Lob eines ganz vorzüglichen und seltenen Strebens nach Gründlichkeit; obgleich man eben diese transsc. Aesthetik und Logik für sich allein, und ohne Rücksicht auf die Endabsicht, voll von Schwächen aller Art findet.

§. 128. Die Philosophie muß (nach beyden vorhergehenden §§.) die in neuern Zeiten ihr fälschlich zum Verdienst angerechnete, psychologische Richtung, — in so fern durch Betrachtung des Erkenntnißvermögens die Grundlage metaphysischer Untersuchungen gewonnen werden soll, — gänzlich wieder verlassen. Um dagegen ruhig auf dem Wege der Alten fortwandeln zu können, muß sie anfänglich die Frage, ob wir die Dinge an sich, oder nur Erscheinungen erkennen können, unentschieden bey Seite setzen; und sich begnügen, einen vorläufigen Realismus erst in seiner Art zu vollenden, nämlich durch gehörige Bearbeitung der widersprechenden Erfahrungsbegriffe, wenigstens der allgemeinsten unter denselben, des Begriffs der Veränderung und des Dinges mit mehrern Merkmalen, an welche die Untersuchungen über Raum, Zeit, und Bewegung sich von selbst anschließen. Nachdem hierüber erst eine denkbare Vorstellungsart auf dem Wege eines nothwendigen Denkens ist gewonnen worden: läßt alsdann das idealistische Problem sich auf eben dem Wege

entscheiden wie die vorigen; nämlich durch gehörige Behandlung derjenigen Widersprüche, die in den Begriffen des Ich, und eines Subjects mit vielen Vorstellungen, gefunden werden.

Anmerkung. Das höchst schädliche Hineilen zu den Betrachtungen des Idealismus, ehe man den Realismus, der dadurch in eine Lehre von bloßen Erscheinungen soll verwandelt werden, in sich selbst gehörig ausgearbeitet, und seine innern Verhältnisse geordnet hat, — rührt her von den Mitteln, deren sich Kant bediente, um die Vernunft (das heißt, das menschliche Nachdenken,) von dem Unternehmen speculativer Vestsetzungen in Ansehung des Uebersinnlichen, zurückzurufen. Er begann damit, Raum und Zeit für bloße Form des Vorstellens, also das Räumliche und Zeitliche für bloße Erscheinung zu erklären. Wie sind seine Gründe beschaffen? Der erste Grund: damit gewisse Empfindungen auf etwas außer mir bezogen werden, dazu muß die Vorstellung des Raums schon zum Grunde liegen, — ist nichts als eine petitio principii; an deren Stelle die Betrachtung des §. 23 u. 24 dieses Buchs treten muß, welche wahrscheinlich den Punct angiebt, den Kant eigentlich im Sinne hatte, aber nicht aussprach. Der zweyte Grund: der Raum ist eine nothwendige Vorstellung, das Nothwendige aber lernen wir nicht durch Erfahrung, — ist ein Schluß mit vier Hauptbegriffen. Denn das Nothwendige wird hier in doppeltem Sinne genommen. Daß ein Wirkliches nothwendig sey, lehrt die Erfahrung nicht; aber das Wirkliche lehrt sie allerdings, und hiemit nöthigt sie uns, die Möglichkeit des Wirklichen bestehn zu lassen, wenn wir das Wirkliche wegdenken. Diese nothwendige Möglichkeit, welche übrig bleibt, wenn die Körperwelt hinweggedacht wird, ist der Raum. — Der dritte Grund, sammt dem vierten: der Raum werde als eine einzige, unendliche, gegebene Größe vorgestellt, und die endlichen Räume seyen nur durch Einschränkung aus jener herausgehoben, — ist factisch falsch. Niemand, selbst nicht einmal der Geometer, denkt sich wirklich den unendlichen Raum, sondern nur die Regel, jeden endlichen Raum beliebig zu erweitern. Jedermann macht sich den Raum jedesmal so groß, als er ihn eben braucht. Hätte Kant die mindeste Ahndung gehabt von dem psychologischen Grunde der Erzeugung unserer Raumvorstellungen (vergl. mein Lehrbuch der Psychologie, §. 168. ꝛc.) so würde er so große Fehler vermieden haben. Eben so würde seine transscendentale Logik anders aussehn, wenn er den psychologischen Ursprung des Begriffs der Substanz gekannt hätte, (a. a. O. §. 195.) Uebrigens vergleiche man den Anhang zu Schopenhauers Werke: Die

Welt als Vorstellung und Wille; worin viel Geistreiches, und einiges Gegründete gegen Kant gesagt ist.

§. 129. Es entscheidet aber das idealistische Problem sich dahin: daß es wirklich eine Menge von Wesen außer uns giebt, deren eigentliches und einfaches Was wir zwar nicht erkennen, über deren innere und äußere Verhältnisse wir aber eine Summe von Einsichten erlangen können, die sich ins Unendliche vergrößern läßt.

Und die Probleme von der Veränderung und den mehrern Eigenschaften Eines Dinges werden aufgelöst durch die Theorie von den Störungen und Selbsterhaltungen der Wesen. Nämlich von dem an sich unerkennbaren, einfachen Was der Wesen, läßt sich so viel bestimmen, daß dasselbe nicht bloß bey verschiedenen verschieden sey, sondern daß es auch conträre Gegensätze bilde. Diese Gegensätze sind nun an sich nicht reale Prädicate der Wesen; daher muß noch eine formale Bedingung, das Zusammen mehrerer Wesen, hinzukommen, damit die Gegensätze einen realen Erfolg haben können. Der Erfolg ist Leiden und Thätigkeit zugleich, ohne Uebergang irgend einer Kraft aus dem einen ins andre. Die Wesen erhalten sich selbst, jedes in seinem eignen Innern, und nach seiner eignen Qualität, gegen die Störung, welche erfolgen würde, wenn das Entgegengesetzte der mehrern sich aufheben könnte. Die Störung gleicht also einem Drucke, die Selbsterhaltung einem Widerstande.

Damit man im Denken die Begriffe hievon gehörig auseinandersetzen könne, sind zweyerley Hülfsbegriffe nothwendig, erstlich von zufälligen Ansichten, zweytens vom intelligibeln Raum, sammt der ihm entsprechenden Zeit und Bewegung.

Zufällige Ansichten gebraucht schon die Mechanik, wenn sie Kräfte zerlegt und zusammensetzt. Die Richtung der Schwere z. B. ist an jedem Orte nur Eine, aber sie kann und muß auf unendlich verschiedene Weise in mehrere Richtungen zerlegt gedacht werden, damit die Phä-

nomene der aus der Schwere entstehenden Bewegungen erklärt werden. So kann und muß auch das einfache Was der Wesen zerlegbar gedacht werden in mehrere Begriffe, die gleichwohl keinesweges eine Vielheit in dem Seyenden bilden dürfen. Ohne die Voraussetzung einer solchen Zerlegbarkeit würde von den Gegensätzen, von den Störungen und Selbsterhaltungen nicht mit Bestimmtheit geredet werden können.

Der intelligible Raum ist ein Hülfsbegriff, welcher entspringt, indem von dem nämlichen Wesen sowohl das Zusammen als Nicht-Zusammen soll gedacht werden. Dieses aber ist nothwendig, weil Bewegung der Veränderung muß vorausgesetzt werden. Es giebt eine ursprüngliche Bewegung, bloß darum, weil der Raum, und folglich die Ruhe an einem Orte, gar kein reales Prädicat der Wesen seyn kann; daher es ein Wunder ist, wenn sich nicht Alles gegen einander auf alle mögliche Weise (jedoch ein jedes gleichförmig) bewegt.

Die Widersprüche im Begriff der Bewegung bedürfen, anerkannt und gehörig entwickelt zu werden; sie schaden nichts, weil die Bewegung nichts reales ist. Eben dasselbe gilt von den Widersprüchen im Gebiete des Raums und der Zahlen, deren es verschiedene giebt, die mit den Begriffen der Continuität, der Irrationalität, der Auflösbarkeit in Factoren u. s. w. zusammenhängen; und welche der Gültigkeit der Mathematik so wenig Abbruch thun daß vielmehr die sichersten Rechnungen mitten durch sie hindurch ihren Weg nehmen.

Alle diese Hülfsbegriffe sind eben so wenig real, als die Logarithmen, die Sinus und Tangenten, aber sie dienen, wie diese, zu Durchgängen für das Denken, welches seinen eignen Weg verfolgen muß, um in den erkennbaren Hauptpuncten mit der Natur der Dinge wieder zusammenzutreffen.

Anmerkung. Diesen Paragraphen ganz erläutern, hieße, die allgemeine Metaphysik selbst vortragen; aber er steht hier nur, damit diejenigen, welche das ganze Vorhergehende sorgfältig durchdacht haben, ihre Kräfte nunmehr prüfen können.

Zuerst muß man eingesehen haben, daß an Veränderungen, und schon an simultane Mehrheit der Attribute eines Wesens, nicht in dem Sinne zu denken ist, als ob in der That das eigentliche Was des Realen sich mehrte oder änderte. Man muß eingesehen haben, daß der Satz: in allem Wechsel beharrt die Substanz, nicht eine wirkliche Trennung der Substanz von dem, was an ihr wechselt, auch nicht ein Wechseln in ihr, also gar keinen Wechsel in Beziehung auf das was sie eigentlich ist, ausdrücken dürfe. Für das Seyende giebt es gar keinen Wechsel; und das wirkliche Geschehen ist demnach für das wahre Reale so gut als völlig nicht geschehen.

Was heißt denn nun wirkliches Geschehen? Bildlich kann man antworten, es heißt Uebersetzung des Was der Wesen in eine andre und andre Sprache; in andre, gleichbedeutende Ausdrücke. Wer mit Schelling bekannt ist, dem werden hiebey dessen Gegenbilder, Scheinbilder, Symbole, Manifestationen, Selbstbejahungen des Absoluten einfallen; worin, ungeachtet der gräulichen Verwirrungen, die es verunstalten, doch etwas von halber Wahrheit liegt. Bestimmter könnte man sagen: Von Spinozas Gott ist die Summe der endlichen Dinge nur eine zufällige Ansicht. Wenigstens würde Spinozas Lehre eine, und die erste Bedingung der Wahrheit, erfüllen, wenn sie sich so denken ließe.

Ein solches Geschehen aber wäre ein bloßes Gedankending, und nichts, in irgend einem Sinne, Wirkliches, wenn nicht mehrere Wesen einander dahin brächten, auf bestimmte Weise wider einander als das zu bestehen, was sie sind. Daher der Ausdruck: Selbsterhaltung; und daher die Voraussetzung eines Zusammen derjenigen Wesen, die einander stören, d. h. jedes eine Selbsterhaltung des andern bestimmen. Daher ferner die Veränderlichkeit dieses Zusammen im intelligibeln Raume. Daher endlich die Mannigfaltigkeit des Geschehens in Einem Wesen.

Vom wirklichen Geschehen ist nun noch zweyerley zu unterscheiden. Erstlich: die Hemmung, in die es sich versetzt, wenn ein mehrfaches entgegengesetztes Geschehen in einem und demselben Wesen stattfindet. Zweytens, die Raumbestimmungen, die damit zusammenhängen. Die letztern sind bloße Erscheinungen im engsten Sinne des Worts. Auf diesen beruht die sichtbare Natur; auf jenen Hemmungen das Geistige; auf beyden zusammen das organische Leben.

§. 130. Nachdem auf die angedeutete Weise die allgemeine Metaphysik ist bevestigt worden, kann man fortschreiten zur Psychologie und Naturphilosophie.

Unter diesen beyden Wissenschaften nimmt nothwendig die Psychologie die erste Stelle ein. Denn ihr erster und nächster Gegenstand ist das wirkliche Geschehen, von welchem man in der Naturlehre nur den Widerschein erblickt. Alle unsre einfachen Vorstellungen, und hiemit der ganze Grundstoff unseres Bewußtseyns, sind wirkliches Geschehen in unserer Seele, nämlich deren Selbsterhaltungen; in der Naturlehre aber giebt es nichts, was frey wäre vom Begriffe der Bewegung; und diese geschieht nicht wirklich, sondern bloß für den Zuschauer; auch sind ihre Bestimmungen meistens nur entfernte Folgen der innern Zustände der einfachen Wesen.

Anmerkung. In einem andern Sinne kann man allerdings sagen, die Bewegung geschehe wirklich. Nämlich sie ist nicht in dem Sinne bloße Erscheinung, als ob man sie auf idealistische Weise lediglich als eine unserer Vorstellungsarten, und einzig aus der Natur des denkenden Wesens erklären müßte. Vielmehr muß zuvor die allgemeine Metaphysik Wesen in den intelligibeln Raum setzen, und annehmen, daß sich dieselben darin auf bestimmte Weise bewegen; ehe die Psychologie Rechenschaft geben kann von denjenigen Verschmelzungen unserer Vorstellungen, um derentwillen wir nicht bloß etwas Räumliches überhaupt, sondern Körper in bestimmten Distanzen, und diese Distanzen in bestimmter Veränderung, uns vorstellen. Aber die Wesen bekommen dadurch keine realen Prädicate, daß sie im intelligibeln Raume hier oder dort sind; es ist auch nicht eine Veränderung ihrer innern Zustände, wenn sie sich bewegen, (wenigstens nicht unmittelbar, obgleich die Veranlassung zu neuen Causalverhältnissen derselben unter einander, in ihren Bewegungen liegt;) ja man kann nicht einmal bestimmt sagen, welches von beyden da, wo ihrer zwey sich einander nähern, eigentlich die Bewegung gemacht habe; kurz, die Bewegung ist bloß so zu denken, daß ein Zuschauer, der die Wesen kennte, in seiner zusammenfassenden Vorstellung derselben ihnen eine bestimmte gegenseitige Lage, und eine Abänderung dieser Lage zuschreiben müßte. Dies alles findet sich gerade so in der Sinnenwelt, es ist nichts Neues, und schwer zu Begreifendes; daher in diesem Puncte

Verwirrungen und Misverständnisse nicht besonders zu befürchten sind.

Die Seele ist die erste Substanz, auf deren bestimmte Annahme die Wissenschaft führt. Sie ist nämlich dasjenige einfache Wesen, welches um der ganzen Complexion willen gesetzt wird, die wir vor Augen haben, indem wir alle unsre Vorstellungen als die unsrigen betrachten; (§. 28 und 103.) Die Einheit dieser Complexion erfordert ein einziges Wesen; welches schon weil es real ist, im strengsten Sinne des Worts einfach seyn muß; (§. 113.) Die Unsterblichkeit der Seele versteht sich wegen der Zeitlosigkeit des Realen von selbst.

Die Psychologie geht demnach aus der allgemeinen Metaphysik hervor, indem die Forderung erfüllt wird, die Andeutung zu verfolgen, welche der Schein auf das Seyn giebt. Sie allein aber kann dieser Andeutung nicht hinreichend entsprechen, sondern sie wird ergänzt durch die Naturphilosophie, mit der sie eben deshalb in nothwendiger Verbindung steht; und überdies noch durch die Religionslehre, weil die Zweckmäßigkeit, womit im Menschen, (ja sogar in den edlern Thieren,) der psychologische Mechanismus sich entwickelt, nicht aus Naturgründen allein zu erklären ist; indem er auch anderer, verkehrter Entwickelungen fähig wäre, wovon im Traume und im Wahnsinn sich die Spuren zeigen.

Die Psychologie wirkt auch auf die allgemeine Metaphysik zurück, indem sie den Ursprung der Formen der Erfahrung erklärt, welche dort bloß als gegeben angenommen worden. Daher dient sie der allgemeinen Metaphysik als Rechnungsprobe. Sie zeigt, daß, und warum diese Formen mit allen den Widersprüchen behaftet seyn müssen, wodurch sie den Stoff zur Metaphysik hergeben.

Anmerkung. Was in diesem Paragraphen gesagt worden, das kehrt der gemeine Verstand um; der Idealismus hingegen übertreibt es. Aus der ersten Substanz, worauf die Wissenschaft führt, macht der Idealist die einzige; und anstatt sie bloß als Substanz zu denken, deren eigent-

liches einfaches Was uns unbekannt ist, bestimmt er ihre Qualität ursprünglich durch ihr Thun, durch ihr Vorstellen und Wollen, (ideale und reale Thätigkeit nach Fichte.) Den Idealismus widerlegen seine innern Widersprüche; es bleibt aber wahr, daß die Seele nicht Vorstellungen von außen bekommt, sondern sie innerlich erzeugt, jedoch nur als Selbsterhaltungen, die sich nach Störungen (mittelbar durch die Sinnesorgane) richten.

Der gemeine Verstand hat, gerade umgekehrt, längst eine äußere Welt, ehe es ihm einfällt, im Leibe eine Seele zu suchen; die er alsdann noch sehr gern mit der Lebenskraft verwechselt, obgleich es deutlich genug ist, daß die letztere in amputirten Gliedern noch eine Zeitlang fortdauert, ohne Verlust für den Geist. — Dieser ganze, rohe Realismus ist die unfehlbare Beute des Idealismus; aus dessen Widerlegung allein der wahre Realismus hervorgeht.

Kant bemerkte richtig, die Auffassung des denkenden Subjects im Bewußtseyn, sey weit entfernt von der Erkenntniß der Seele als Substanz. Aber ihm selbst begegnete ein arger Paralogismus, indem er auf diese Weise die rationale Psychologie umzustürzen gedachte. Er verwechselte das Ich, welches das Behältniß unserer sämmtlichen Vorstellungen zu seyn scheint, indem wir sie alle Uns zuschreiben, — mit der Durchdringung dieser Vorstellungen unter einander, vermöge deren sie verschmelzen oder einander verdunkeln, sich gegenseitig als größer und kleiner, als ähnlich und unähnlich bestimmen. Hierin liegt die Einheit der Complexion, um derentwillen eine einzige Substanz für alle anzunehmen ist; jenes Ich, welches nur als Subject des Denkens, und nicht als Prädicat gedacht werden kann, ist dabey ganz überflüssig. Will man es gebrauchen, um auf die Substanz der Seele zu kommen, so muß man es ganz anders auffassen wie Kant; man muß die Widersprüche aufdecken, die es einschließt; alsdann zeigt sich, daß es nichts als ein Resultat anderer Vorstellungen ist, die aber, um dies Resultat zu ergeben, in einer einzigen Substanz beysammen seyn, und einander durchdringen müssen.

§. 131. Die Naturphilosophie geht aus der allgemeinen Metaphysik schon auf dem realistischen Standpuncte, einstweilen mit problematischer Gültigkeit, hervor; und zwar an der Stelle, wo die Lehre vom Raume und der Bewegung auf die Annahme eines unvollkommenen Zusammen der einfachen Wesen hinführt. Hieraus entspringt eine

schein-

scheinbare Attraction und Repulsion, und aus dem Gleichgewichte beyder etwas, das ein Zuschauer Materie nennen würde; mit räumlichen Kräften, dergleichen es der Wahrheit nach nicht geben kann, während für die Erscheinung die bestimmtesten Gesetze der Bewegung sich aus den metaphysischen Gründen ableiten lassen.

Eine bloß realistische Naturphilosophie aber würde sich selbst nicht verbürgen können. Erst in der Verbindung mit der Psychologie erklärt sie die Erscheinungen, welche für uns, das heißt, in uns, vorhanden sind. Weil aus der Seele, dem einfachen Wesen, für sich allein, auch nicht das Mindeste von den psychologischen Erscheinungen erklärbar wäre, darum geht die Andeutung des Seyn durch den Schein noch weiter; sie führt zu andern einfachen Wesen außer der Seele, und zu dem Zusammen und Nicht-Zusammen derselben. Hier vereinigt sich diese Betrachtung mit der vorerwähnten realistischen Naturphilosophie; die nun in dem Kreise unseres nothwendigen Denkens eingeschlossen bleibt; und denjenigen Theil desselben ausmacht, wodurch wir uns bestimmte Complexionen von Merkmalen, sammt deren in der Erfahrung gegebenen Veränderungen, durch die Annahme bestimmter Substanzen erklären, — oder wenigstens durch Voraussetzung bestimmter Verhältnisse unter den uns übrigens freylich unbekannten Substanzen.

In der allgemeinen Metaphysik konnte nämlich nur von Substanzen überhaupt, nicht von diesen und jenen, die Rede seyn, weil darin von der Thatsache, daß die uns erscheinenden Dinge sich als Complexionen von mehrern und veränderlichen Merkmalen darstellen, nur der allgemeine Begriff vorkommt, der auf die allgemeine Theorie von den Störungen und Selbsterhaltungen hinführt. Hingegen wird diese Theorie schon in der Psychologie dadurch weiter bestimmt, daß die möglichen Gegensätze und Hemmungen zwischen mehrern Selbsterhaltungen in Einem einfachen Wesen zur Untersuchung kommen; aber in der

Naturphilosophie tritt nun noch die Betrachtung von der Verschiedenheit der möglichen Gegensätze unter den einfachen Wesen selbst, — oder, welches eben soviel ist, von der Verschiedenheit der Substanzen, — hinzu. Und hiedurch entwickelt die Lehre von den Störungen und Selbsterhaltungen erst ihre ganze Geschmeidigkeit; vermöge deren sie fähig ist, das Natürliche eben so wohl als das Geistige zu erklären; nämlich innerhalb des Umfangs menschlicher, auf irdische Erfahrung gebauter Wissenschaft.

Anmerkung. Dem Fehler, die Seele aus mehrern Substanzen zusammenzusetzen, — welche wegen der Durchdringung der Vorstellungen eine innere Einheit ausmachen müßten, da doch keine Substanz aus der andern etwas fremdartiges aufnimmt, (§. 106,) vielmehr hiegegen durch einen Act der Selbsterhaltung ihre Identität rettet, (§. 129): — Diesem Fehler gerade gegenüber steht ein anderer, der für die Seele und für die Natur zusammen nur eine einzige Substanz annimmt; und hiedurch charakterisirt sich, einstimmig mit Spinoza, die Schellingische Naturphilosophie. Daß eine solche Universal-Substanz das Centrum aller Widersprüche seyn würde, folgt aus den vorhergehenden Capiteln so offenbar, daß darüber nichts mehr zu sagen nöthig ist. — Auch darin hatte Schelling Unrecht, daß er die Lehren von Natur und Geist auf gleiche Stufen der Evidenz neben einander stellte. Erst durch Widerlegung des Idealismus lös't sich die Naturlehre von der Psychologie; von der sie sonst, (nach Fichte's Ansicht), verschlungen werden würde. Und auch dann noch liegt sie von den Quellen der Evidenz viel weiter entfernt, als die Seelenlehre, indem sie ganz ins Gebiet der bloßen Erscheinung fällt, wenn man abrechnet, daß sie ihre Erklärungsgründe aus dem Realen und dem wirklichen Geschehen hernehmen muß. Endlich bleibt sie nothwendig unvollkommen wegen der Gränzen irdischer Erfahrung. Deshalb aber heißt sie besser *Naturphilosophie*, als mit dem alten stolzen Namen, *Kosmologie*. Diese war vor Kant ungefähr das, was die gemeine Beschauung des Himmels ist, in welcher man die Größe der Sonne und des Mondes, desgleichen die Entfernungen der Sterne, unmittelbar *zu sehen* glaubt; und an die Gesichtslinien, und deren Winkel *am Auge des Beobachters*, gar nicht denkt. Die Dürftigkeit dieser Kosmologie verräth sich noch in Kants *Antinomienlehre*; einer sonst geistreichen Zusammenstellung, die freylich durch Kants eigne Ansichten stark gefärbt ist; z. B. von der gleichför-

migen Erfüllung des continuirlichen Raums durch die Materie; von der Causalität als einer Regel für die Zeitfolge. Auch hat er den lächerlichen Paralogismus darin aufgenommen, die Welt müsse dem Raume nach unendlich groß seyn, damit es ihr nicht begegne, in ein Verhältniß zum leeren Raume zu gerathen, — eine Gefahr, die eben darum, weil der leere Raum leer ist, bloß in der leeren Einbildung besteht, und zu keinem Argumente dienen kann.

§. 132. Der Fortgang einmal angefangener Reihen des Naturlaufes bleibt, nach den Erklärungen, die man davon zu geben im Stande ist, nicht mehr wunderbar; weder im Innern der Seele, noch in der äußern Welt; weder im organischen Reiche, noch am Himmel.

Wunderbar ist eben so wenig der Anfang irgend einer Reihe von Begebenheiten im allgemeinen; dieser mußte hervorgehn aus den ursprünglichen Bewegungen. (§. 129.)

Aber wunderbar im höchsten Grade ist und bleibt das Beginnen eines zweckmäßigen Naturlaufes.

Diese Verwunderung würde verschwinden, wenn es erlaubt wäre, der Seele eine inwohnende Vernunft, der Vernunft eine Reihe von ursprünglichen Maximen beyzulegen, und anzunehmen, daß sie ihre eigene Idee der Zweckmäßigkeit selbst in die Auffassung der Natur hineintrage*). Vollends dem strengen Idealismus bleibt gar nichts übrig, als nur die Frage, nach welchen Gesetzen unseres Denkens wir uns die Natur als ein zweckmäßiges Ganzes vorstellen. — In der That ist durch solche Untersuchungen die teleologische Welt-Ansicht in neuern Zeiten so sehr in ihrem Ansehen gesunken, daß man sich nur wundern muß, wie doch eine angeblich in der Vernunft liegende Idee so leicht könne in ihrer Wirksamkeit geschwächt werden, und das bloß durch die Vorstellungsarten eines gewissen Systems?

*) Man sehe hauptsächlich den Schluß von Kants Critik aller speculativen Theologie, in dessen Critik der reinen Vernunft.

Es gehört hieher die allgemeine Frage, welche schon oben in Beziehung auf alle vorgeblich der Seele inwohnenden Formen erhoben wurde; wie geht es zu, daß nicht alles Gegebene auf gleiche Weise in die Formen fällt, welche wir zu jedem Gegebenen auf gleiche Weise mitbringen? — Wie geht es zu, daß namentlich das Zweckmäßige nur in einigen, verhältnißmäßig seltenen, Fällen sich mit unwiderstehlicher Evidenz ankündigt; daß sehr vieles andre uns zwar anreizt, die Idee der Zweckmäßigkeit anzuwenden, wir aber dabey in unauflösbaren Zweifeln stecken bleiben; daß endlich ganze große Massen von Naturgegenständen uns eine bloße Regelmäßigkeit des Mechanismus, oder auch bloße Thatsachen, ohne alle Gründe, darbieten? — Wäre die Vorstellung des Zweckmäßigen eine inwohnende Form der Seele, so sollte sie mindestens eben so allgemein zur Anwendung kommen, als die Formen des Raums und der Zeit! Es fehlt also hier den Systemen, welche die teleologische Welt-Ansicht niederdrücken, sogar an der Consequenz.

Anmerkung. Es ist fast unbegreiflich, wie sich mehrere höchst achtungswerthe Männer haben verleiten lassen können, zu behaupten, „der Mensch sey in sich reicher als „Himmel und Erde, und habe, was sie nicht geben kön„nen. Die Weisheit und Ordnung, die er in der sichtba„ren Natur finde, lege er mehr in sie hinein, als er sie „aus ihr heraus nehme;" u. s. w. (Man sehe Jakobi's Werke Band 3, S. 269, wo diese Worte, nicht etwa von Kant, sondern — von Matthias Claudius angeführt werden.) Bey der mindesten Besinnung mußten diese Männer finden, daß sie keine allgemeine factische Wahrheit aussprachen. Die teleologische Welt-Ansicht ist keineswegs die gemeine, natürliche, gewöhnliche; sie ist ganz und gar nicht dem menschlichen Geiste angeboren; vielmehr ist sie spät gewonnen, (in der Schule des Sokrates,) und geht sehr leicht wieder verloren. Παν θειον δονεομαι, — das ist die natürliche Meinung der Menschen; dahin gleiten sie immer wieder zurück. Das Bessere verdankt man der Aufmerksamkeit einer kleinen Anzahl seltener

Männer, auf diejenigen Naturgegenstände, die das gerade Gegentheil des Φθονος zu Tage legen; man verdankt es überdies dem Christenthum, welches die Gemüther umstimmte, und dadurch die falsche Natur-Ansicht schwächte, — ohne doch eigentlich in der sichtbaren Welt das Zweckmäßige nachzuweisen, da es vielmehr die Betrachtung von der Natur ganz ab, und über dieselbe hinaus lenkte.

Ist aber der Idealismus überhaupt widerlegt: so muß die bekannte Betrachtung ihre vorige Stärke wieder erlangen, nach welcher man in der zweckmäßigen Einrichtung den Finger Gottes in der Natur erkennt.

Die Voraussetzung, daß das Zweckmäßige nicht bloß treffe zum Zweck, sondern ausgehe vom Zweck, welcher zuvor gedacht, gewollt, und ausgeführt wurde von einem wirksamen Geiste: mag man im Zusammenhange strenger Speculation immerhin eine Hypothese nennen, zum Unterschiede von der Demonstration. Wie stark aber diese Hypothese den Glauben zu tragen vermöge: das beweis't eine andre Anwendung derselben unwidersprechlich. Woher wissen wir, daß Menschen, nicht bloß menschliche Gestalten, uns umgeben? Wir erklären uns ihre zweckmäßigen Handlungen aus vorausgesetztem Denken, Wollen und Handeln. Niemand kann sagen, er habe dieses Vorausgesetzte wahrgenommen; niemand kann leugnen, daß er es hinzudenkt, es hineinträgt in die Wahrnehmung.

Aber freylich, nicht in jede Wahrnehmung menschlicher Gestalten wird das Gleiche hineingedacht. Wir unterscheiden den Wahnsinnigen vom Verständigen, und beyde vom Kinde; wir beurtheilen das Maaß und die Art des Verstandes nach den Handlungen. Demnach ist wirklich das Gegebene die Grundlage dieser Vorstellungsart; und es wird dem Idealismus nie gelingen, auch nur zum Schein dieselbe durch Gesetze unseres Denkens (wozu Fichte Versuche machte) zu erklären.

So gewiß nun unsre Ueberzeugung veststeht, daß den Erscheinungen menschlichen Handelns auch menschliche

Absicht, menschliches Wissen und Wollen vorangeht; eben so gewiß muß es erlaubt seyn, die teleologische Naturbetrachtung zur Stütze des religiösen Glaubens zu machen, welcher übrigens viel älter ist, und viel tiefere Wurzeln im menschlichen Gemüthe hat, als alle Philosophie.

Freylich kann auf diese Weise nicht ein wissenschaftliches Lehrgebäude der natürlichen Theologie zu Stande kommen, welches als Erkenntniß betrachtet sich dem vergleichen ließe, was Naturphilosophie und Psychologie durch ihre, in der That ins Unendliche sich erstreckenden, möglichen Fortschritte zu werden bestimmt sind. Allein die Anmaaßungen solcher Systeme, die von Gott als von einem bekannten, in scharfen Begriffen aufzufassenden Gegenstande reden, sind keine Flügel, wodurch wir uns zu einem Wissen erheben könnten, für welches uns nun einmal die Data fehlen, — und vielleicht weislich versagt sind.

Es wäre überdies noch zu beweisen, daß der Religion durch den Mangel eines solchen Wissens etwas wesentliches abgehe; daß sie etwas gewinnen würde, wenn Gott in scharfen speculativen Umrissen, deutlich dem strengen und wahrheitsliebenden Forscher, vor uns stünde.— Religion beruht auf Demuth, und dankbarer Verehrung. Die Demuth wird begünstigt durch das Wissen des Nicht-Wissens. Die Dankbarkeit kann nicht größer seyn, als gegen den Urheber der Bedingungen unseres vernünftigen Daseyns. Die Verehrung kann nicht höher hinaufschauen, als zu dem Unermeßlich-Erhabenen. Vielleicht wird man sagen, es fehle noch das Vertrauen auf die absolute Allmacht, die freylich zu ihrer Bestsetzung ein strenges Dogma erfordert. Allein eben hier ist eine Erinnerung auf jeden Fall sehr nothwendig. Nämlich auch die Allmacht kann nicht den viereckigen Cirkel erschaffen; sie ist der geometrischen Nothwendigkeit unterworfen. In ihren Zweckbegriffen muß sie daher ungleich mehreres bloß zulassen, in-

dem sie anderes eigentlich wählt und beschließt. Der Mensch aber unterscheidet nur schwach das Erwählte vom Zugelassenen, er muß sich hier immer mit unbestimmten Begriffen begnügen; und darf nie sein Vertrauen dahin ausdehnen, irgend welche Ereignisse mit Sicherheit zu erwarten. — Gerade wegen der Unbestimmtheit aber, welche überhaupt bey diesem erhabensten aller Gegenstände die Speculation übrig läßt, darf immerhin der Sitte, der Gewöhnung, der Tradition, ja selbst der Phantasie, einige Freyheit gestattet werden. Und vor allem müssen die praktischen Ideen benutzt werden, um die Lehre von Gott in so fern mit vesten Strichen zu bezeichnen, als dieses nöthig ist zur Unterscheidung des vortrefflichsten der Wesen von dem bloß mächtigen, ursprünglichen Ersten, dem an sich praktisch ganz gleichgültigen Urgrunde der Dinge. Hiezu muß nun die metaphysische Speculation mancherley Dienste leisten. Sie muß Spinozismus und Idealismus entkräften, welche das außerweltliche Wesen, und dessen aus sich herausgehendes, Uns, den Gegenüberstehenden, gewidmetes Wohlwollen, hinwegnehmen. Die göttliche Wohlthat darf nicht erscheinen als ein Nepotismus, der nur die Seinigen, die Angehörigen erhebt; denn die Liebe, welche als Selbstliebe in sich zurückläuft, verliert ihre Würde. Es genügt nicht zur Religion, daß die Welt als ein großes Culturystem dargestellt werde, worin der Allein-Reale nur Sich selbst vervollkommne. Sondern es fördert die Religion, daß Derjenige, der als Vater für die Menschen gesorgt hat, jetzt im tiefsten Schweigen die Menschheit sich selbst überläßt, als ob er keinen Theil an ihr habe; ohne Spur aller solchen Empfindung, welche der menschlichen Sympathie, vollends dem Egoismus gleichen könnte.

Sind diese Bemerkungen gegründet, (welche zum Theil Beleuchtung von Seiten der praktischen Philosophie erfordern,) so folgt allerdings, daß nicht jedes metaphysische System der Religion gleich gute Dienste leisten könne.

Dennoch ist nicht zu verkennen, daß von jeher das religiöse Bedürfniß edler Menschen die Systeme mehr benutzt, als sich ihnen unterworfen hat. Jeder metaphysischen Ansicht läßt sich eine Seite abgewinnen, wodurch sie den Glanz der erhabensten Idee auf eine eigenthümliche Weise zurückstrahle. Die Furcht vor den Neuerungen in Systemen darf daher niemals groß werden; viel wichtiger und gegründeter ist auch in religiöser Hinsicht die Sorge, daß nicht die Forschung ihre Spannung verliere, eine bequeme Vorstellungsart sich als die beste geltend mache, — daß nicht Dummheit die Köpfe verfinstern, und eigennütziger Trug die Gewissen nach Gefallen binden und lösen möge.

Anmerkung. Diesen Paragraphen, welcher deutlich und bestimmt angiebt, wie der religiöse Glaube nicht bloß auf dem von Kant entwickelten praktischen Bedürfnisse, sondern auch auf dem Gegebenen, auf der Naturbetrachtung, als eine theoretisch nothwendige Ergänzung unseres Wissens, nach meiner Ueberzeugung beruht: finde ich in keinem Puncte abzuändern weder nöthig noch möglich; obgleich ich mit größter Wahrscheinlichkeit voraus sehe, daß demselben bey Gelegenheit der gegenwärtigen zweyten Auflage die nämlichen gehässigen Deutungen bevorstehn, wie bey der ersten. „Es trete hier ein Deus ex machina auf, dessen „unvorbereitetes Erscheinen mit dem Uebrigen nicht zusam„menhänge." Dieser Bericht ist der Sache gerade so angemessen, wie ein Zerrbild seinem Original ähnlich sieht.

Freylich reicht, nach den Ansichten des Verfassers, das Wissen um vieles weiter, als diejenigen zugeben wollen, die nicht Lust haben, sich um die Nothwendigkeit einer Ergänzung der Sinnenwelt durch das übersinnliche Reale, ernstlich zu bekümmern. Freylich müßten sie, um dieses einzusehn, die bisherigen Systeme nicht so unverdient als unübertreffliche Beweise von dem Höchsten, was die Speculation erreichen könne, loben und preisen, sondern die mannigfaltigen Schwächen derselben sorgfältig durchsuchen, um wahrzunehmen, wie weit alle bisherige Speculation noch hinter dem, was sie leisten kann, zurückgeblieben, und aus welchen Ursachen dies Zurückbleiben entstanden ist. Freylich müßten sie nicht so voreilig seyn in ihrem Schlusse: weil die bisherigen Versuche auf dem Wege bekannter logischer Vorschriften nicht weit geführt haben, so gebe es auch über die Logik hinaus gar keine Hülfsmittel des theoretischen Denkens mehr; alle Beziehung der Erscheinungen auf das Reale sey aufgehoben, und könne

nur durch eine Art von Wunderglauben wieder hergestellt werden.

Wären sie aber im Stande, die Aussicht auf die, in der That unermeßlichen Erweiterungen, welche dem speculativen Wissen noch bevorstehn, sich zu eröffnen: dann erst würden sie auch die Erhabenheit des Gegensatzes empfinden zwischen dem, was das Wissen erreichen, und nicht erreichen kann; zwischen dem ins Unendliche hinaus mehr und mehr Erklärbaren, und dem stets auf gleiche Weise Unerklärlichen; — und sie würden nicht verlangen, daß man die Erscheinung des letztern vorbereiten solle in einer Abhandlung über das erstere; sie würden vielmehr fühlen, daß die Darstellung sich dem Gegenstande um so besser anschließe, je neuer, fremder, unerwarteter dem Wissen, dasjenige eintrete, was über das Wissen hinausgeht.

Aus theoretischen Gründen muß der Wahnsinn eben so begreiflich werden wie die Vernunft; die Krankheit wie die Gesundheit, die Unordnung wie die Ordnung. Das Verkehrteste ist eben so natürlich wie das Rechte, die Perturbationen eben so natürlich wie die regelmäßigen Bahnen und Perioden. Warum nun ist das Bessere die Regel, das Schlimmere die Ausnahme? Meint man, die Ausnahmen zerstören sich selbst? Man blicke doch nur dahin, wo die Vorsehung keine Vorkehrungen getroffen hat; man betrachte die Staaten und deren Geschichte! Hat etwan in ihnen die Unmöglichkeit oder doch die Gebrechlichkeit der Unordnung, zu ähnlicher Ordnung geführt, wie im Planetensystem, oder wie in dem Bau der organisirten Leiber? — Das geschieht nur da, und nur in so weit, als die schwache menschliche Kunst das fortsetzt, was die unermeßlich höhere Kunst anfing und bereitete.

Betrachtungen dieser Art können sich durch die falsche Weisheit dieser Zeit nicht durcharbeiten; früher waren sie bekannt genug, und wiederkehren werden sie, sobald ihnen Platz gemacht ist.

Zwar dem ehrwürdigen Kant ist es nicht zu verargen, daß er der Teleologie den Platz beengt hat. Das war die ganz unvermeidliche Folge seiner Ansichten von den Formen der Erfahrung, die wir, — so glaubte er, — in uns tragen, und dann in die Natur hineinschauen, während wir uns einbilden, sie in ihr zu finden. Aber diejenigen, welche von der Kantischen Lehre abgewichen, welche zum Realismus zurückgekehrt sind: sie sollten sich erinnern, daß keine andre Hinweisung auf Gott den, noch unbefangenen, gesunden Verstand so willig findet, so leicht zu frommen Empfindungen stimmt, als die teleologische. Zwar kann auch sie nicht aufgegebene Arbeit vollführen. Aber wie viele Fragen sie auch aufregt, die sie unbeantwortet läßt: nichts desto weniger behalten solche Betrachtungen, wie die über

den Bau des Auges, des Herzens, u. s. w. eine wohlthätige Gewalt, die selbst wider Willen denjenigen ergreift, der es seinen eingebildeten höhern Einsichten schuldig zu seyn glaubt, sich ihrer zu erwehren. In der That ist die kleinste Spur des Schönen und Schicklichen in der Natur, mehr werth, als alle innern Anschauungen, die sich von Schwärmereyen nicht unterscheiden lassen. Daß die Menschen es aushalten können, über die Grundlehren der Religion zu disputiren, verdanken sie den bald freundlichen, bald drohenden und schmerzlichen Eindrücken, wodurch die Gottheit mit ihnen redet, und sie aus ihren Träumen aufweckt.

Den grundlosen Besorgnissen über Verminderung des Glaubens durch fortschreitendes Wissen hat ein Mann sich hingegeben, der zu den Vortrefflichsten unserer Zeit gehörte. Jakobi, derselbe, der den Begriff des Realen wiederherstellen half aus der Verderbniß durch die Aristotelische ὕλη und μορφή, — derselbe, der den Causalbegriff von Zeitbedingungen frey dachte, während Kant selbst ihn damit vermengte, — eben dieser Jakobi, der den Glauben an die Vorsehung aufs lebendigste in sich besaß, befürchtete, die Welt werde ihn verlieren, und überließ sich dem Eindrucke einer Weissagung Lichtenbergs: „unsre Welt wird „noch so fein werden, daß es eben so lächer„lich seyn wird, einen Gott zu glauben, als „heut zu Tage Gespenster." Dieser Einfall eines der witzigsten Köpfe konnte dem Mathematiker und Physiker Lichtenberg, schwerlich Ernst seyn; er kannte dazu die Pendelschwingungen zu gut, die, nach entgegengesetzten Seiten ausschweifend, im Gebiete des Geistigen eben so abwechseln, als in der Körperwelt. Und von Jakobi hätte man erwarten dürfen, daß ihm das ganz unwandelbare, in der menschlichen Natur liegende, Bedürfniß der Religion — worüber er mit Kant übereinstimmte, — bekannt genug sey, um eine solche Weissagung geradezu für ein Traumgesicht zu erklären. Anstatt aber mit vester Zuversicht das Heilige als unverlierbar zu betrachten, entzweyte er Wissen und Glauben, oder, wie er es nannte, Verstand und Vernunft, in einem Grade, wie schwerlich irgend einer vor ihm.

Es ist nicht angenehm, einem Manne wie Jakobi zu widersprechen; man würde sich glücklich schätzen, mit ihm zusammenstimmen zu können. Daß aber der Verfasser genöthigt sey, hierauf Verzicht zu leisten, muß mit Wenigem dargethan werden. Theils ergiebt es sich aus den großen, an Kant, Fichte, Spinoza, gespendeten Lobeserhebungen, als ob diese Männer, nicht etwan jeder für seine Zeit etwas Großes, sondern überhaupt in der Speculation ungefähr das Höchste Möglichste geleistet hätten. Theils kann

man es erkennen aus Jakobi's Aussagen über seine eigne Lehre; z. B. im zweyten Bande S. 34: „Meine Lehre „gründet sich auf die Voraussetzung, daß Wahrneh„mung, im strengsten Wortverstande, — sey, und daß „ihre Wirklichkeit und Wahrhaftigkeit, obgleich ein un„begreifliches Wunder, dennoch schlechthin angenom„men werden müsse; die Kantische Lehre auf die gerade „entgegengesetzte, in den Schulen uralte Voraussetzung, „daß Wahrnehmung im eigentlichen Verstande nicht sey; „daß der Mensch durch seine Sinne nur Vorstellungen „erhalte, die sich auf von diesen Vorstellungen unabhängig „und an sich vorhandene Gegenstände wohl beziehen mö„gen," u. s. w. Hier sieht man das Bekenntniß eines unbegreiflichen Wunders, welches dazu dient, um die Mühe zu ersparen, die der Idealismus hätte verursachen können. Daß eine so willkührliche Bequemlichkeit bloß die Müdigkeit eines Einzelnen, nicht aber den wahren Ruhepunct des Denkens anzeige, versteht sich von selbst; indessen ist nicht zu verwundern, wenn das Beyspiel, da es nicht zur Anstrengung, sondern zur Erhohlung und zur Gemächlichkeit einladet, viele Nachahmer findet. Der Ruheplatz ist für den Müden, aber die weit offene Laufbahn für die Rüstigen; und das Wunder, von dem hier die Rede ist, wird gerade so lange dauern, als die Lust, daran zu glauben.— Endlich gehört hieher noch eine Stelle, die offenbar dieses Buch näher angeht. Sie lautet wie folgt, (S. 52 des zweyten Bandes): „Selbst die Herrlichkeit und Majestät „des Himmels, die den noch kindlichen Menschen anbetend „auf die Knie wirft, überwältigt nicht mehr das Gemüth „des Kenners der Mechanik, welche diese Körper bewegt, „in ihren Bewegungen erhält, ja sie selbst auch bildete. „Nicht vor dem Gegenstande erstaunt er mehr, ist dieser „gleich unendlich, sondern allein vor dem menschlichen Ver„stande, der in einem Copernicus, Gassendi, Kepler, „Newton, und Laplace, über den Gegenstand sich zu erhe„ben, durch Wissenschaft dem Wunder ein Ende zu ma„chen' den Himmel seiner Götter zu berauben, das Welt„all zu entzaubern vermochte. Aber auch diese Bewunde„rung, die alleinige des menschlichen Erkenntnißvermögens, „würde verschwinden, wenn es einem künftigen Hartley, „Darwin, Condillac oder Bonnet wirklich gelänge uns eine „Mechanik des menschlichen Geistes vor Augen zu legen, „die eben so allumfassend, begreiflich, einleuchtend wäre, „als die Newtonische des Himmels. Wir würden dann „weder Kunst noch hohe Wissenschaft, noch irgend eine „Tugend mehr wahrhaft und besonnen ehren, sie er„haben finden, mit Anbetung sie betrachten können. Aest„hetisch zu rühren, und selbst ein bis zum Entzücken ge„hendes Wohlgefallen im Gemüthe zu erregen, würden

„zwar auch dann noch die Thaten und Werke der Heroen „des menschlichen Geschlechts,— das Leben eines Sokrates „und Epaminondas, die Wissenschaft eines Platon und „Leibnitz, die dichterischen und plastischen Darstellungen „eines Homer, Sophokles und Phidias, — vermögen, „eben so, wie auch den ausgelerntesten Schüler eines „Newton und Laplace der sinnliche Anblick des Sternhim„mels noch zu rühren und sein Gemüth erfreulich zu be„wegen im Stande ist; nur dürfte alsdann nach dem „Grunde einer solchen Rührung nicht gefragt werden, denn „die Besinnung antwortete unfehlbar: du wirst kindisch „nur bethört; behalte einmal, daß Bewunderung überall „nur der Unwissenheit Tochter ist.“

Ueber diese Stelle ließe sich eine weitläuftige Abhandlung schreiben; hier müssen wenige Worte genügen. Die Fortsetzung des Laufs der Planeten um die Sonne, nachdem die Massen derselben einmal vertheilt sind, folgt allerdings ganz natürlich aus dem Gesetze der Anziehung; aber es ist eine starke Verwechselung, in das Gebiet dieses Wissens auch die Hypothesen über die Bildung der Weltkörper einzumengen. Der Astronom Schubert in Petersburg sagt: „die von mir geführten Rechnungen beweisen aufs „deutlichste, daß bey einer andern Vertheilung der Planeten„massen eine gänzliche Umwandlung, bey einem andern „Verhältnisse der Bahnen, vielleicht eine endliche Zerstö„rung des Sonnensystems erfolgen würde, daß aber durch „die wirkliche Vertheilung für ewige Dauer desselben gesorgt „ist. Wer ist fähig, diese erhabenen Wahrheiten zu begrei„fen, ohne voll Dank und Bewunderung die unendliche „Weisheit anzubeten,“ u. s. w. — Hier haben wir die Bewunderung, welche Jakobi verloren glaubte; und die Astronomie scheint demnach unschuldig zu seyn an dem Unterschiede, der zwischen dem Gemüthe eines Lalande und eines Schubert statt findet. Gesetzt aber, man dürfte mit Recht die Vermuthung eines bloß mechanischen Ursprungs auch auf die Bildung der Weltkörper ausdehnen: so ist man hier noch immer im Gebiete dessen, was an sich völlig werthlos ist, und man bleibt noch darin, wenn man die fernere Ausbildung der Weltkörper durch Feuer und Wasser, durch Krystallisation und Schichtung, weiter verfolgt. Dies alles ist völlig gleichgültig in praktischer Hinsicht so lange, bis von der Benutzung und Ausschmückung der großen Massen für lebende Wesen die Rede ist. Hier aber verläßt uns die Astronomie; und hier reißt der Faden der physikalischen Vermuthungen. Wir kennen die Sonne nicht; gleichwohl ist sie der Hauptkörper unseres Systems. Wir kennen nur die Erde; und was wir hier sehen, das ist der Gegenstand einer Bewunderung, die kein Newtonisches Attractionsgesetz jemals aufheben

wird. Die einzige Frage: wie es zugehe, daß die Leiber der edlern Thiere von außen, der Schönheit gemäß, symmetrisch gebaut sind, während im Innern, ohne Spur des Schönen, ohne Spur von Gleichheit des Baues der rechten und linken Seite, alles auf den Nutzen abzweckt: — Diese Frage ist unendlich viel verwickelter, als die nach dem Laufe der Weltkörper in elliptischen Bahnen. Keine Gleichförmigkeit eines geometrischen Gesetzes kann hier aushelfen. Der Mechanismus, der im Innern die Schönheit vernachlässigte, hätte sie auch auf der Oberfläche verletzt; oder wenn seine Regel sie äußerlich von selbst herbeyführte, so müßte sie sich im Innern eben sowohl zeigen; wie es bey den Krystallen wirklich der Fall ist. — An dem Mangel der Bewunderung ist hier lediglich die Thorheit der Menschen Schuld, die entweder alles anstaunen, oder alles mit gleichgültigen Augen betrachten.

Allein Jakobi bahnt sich in der angeführten Stelle durch die Erwähnung der Himmels-Mechanik nur den Weg dahin, um den Versuch einer Mechanik des Geistes als ein schädliches Unternehmen darzustellen. Seine Aengstlichkeit geht so weit, daß er für die Ehre der Tugend fürchtet, auf den Fall, da man ihren Ursprung begreiflich fände! Hat denn die Tugend nur den Werth eines Räthsels, dessen man nach gefundener Auflösung nicht mehr achtet? Oder hat sie den Marktpreis des Goldes, welches, wenn man es machen könnte, allzuhäufig werden würde? Bewundert auch der tugendhafte Mann sich selbst; oder, wenn nicht, ist ihm die Tugend nun weniger werth? Sollte wohl die Gottheit sich selbst bewundern? Giebt es ohne Bewunderung gar keine Schätzung, Achtung, Verehrung? — Hätte Jakobi sich auf ästhetische Urtheile besonnen, so würde er sie weder mit demüthiger Bewunderung, noch mit flüchtiger Rührung verwechselt haben.

Die Thatsache aber, daß ein ächter Freund der Wahrheit, und der ganzen, möglichst vollständigen Wahrheit, (ein solcher war Jakobi gewiß,) ein System annehmen konnte, welches zu dem Wunsche führte: gewisse Untersuchungen möchten unterbleiben: — diese Thatsache ist aus der angeführten Stelle klar genug zu entnehmen, und es bedarf wohl nicht der Bekräftigung durch eine andere, wo er sich so weit vergessen hatte, zu sagen: „es sey das „Interesse der Wissenschaft, daß kein Gott sey;" und in Ansehung deren er sich, um ihre Bedeutung einzuschränken, auf den Zusammenhang beruft, den man in der Schrift von den göttlichen Dingen nachsehen mag.

Kann so etwas dem Meister entschlüpfen, so läßt sich voraussehn, wie dies weiter gehn werde. Daher findet

der Verfasser dieses Buchs sich bewogen, auf den Beyfall der Jakobischen Schule hiemit eben so willig Verzicht zu leisten, als auf den der Schellingschen.

Sechstes Capitel.

Encyklopädische Uebersicht der Psychologie und Naturphilosophie.

§. 133. Psychologie und Naturphilosophie sind die beyden Zweige des Wissens, welche die Mühe des metaphysischen Forschens belohnen. Von beyden soll hier noch etwas mehr gesagt werden, als die §§. 130 u. 131 fassen konnten; damit es in dieser Einleitung nicht zu weitern Fortschritten entweder am Reize, oder an der Richtung fehle. Am Reize aber kann es leicht fehlen; denn die vielen Schwierigkeiten der Metaphysik, welche im Vorhergehenden mußten nachgewiesen werden, pflegen nicht nur die schwächern Köpfe zurückzuschrecken, sondern, (was weit schlimmer und verkehrter ist,) sie machen auch oft den Eindruck, als böte die Metaphysik nur ein negatives, und kein positives Wissen dar. An der Richtung kann es eben so leicht fehlen; nicht bloß dann, wann Jemand anstatt des religiösen Glaubens (der älter ist als alle Philosophie,) ein theologisches Wissen ergrübeln will; sondern auch dann, wann der Anfänger sich zu frühzeitig in dem Studium der Systeme einheimisch machen will, anstatt, wie sichs gebührt, gerade vorwärts in seinem Nachdenken zu gehn, so wie der Stachel der aufgegebenen Probleme ihn treibt. Zwar mußte die Einleitung der verschiedenen Systeme erwähnen, als der natürlichen, vorläufigen Versuche des menschlichen Geistes; ja sie mußte einige Hauptgedanken derselben als unvermeidliche Durchgänge des Forschens nicht bloß anzeigen, sondern selbst dahindurch ihren Weg nehmen. Auch muß derjenige, dem an einem vollständigen

philosophischen Studium gelegen ist, sich vorbehalten, dereinst die Systeme aus den Quellen zu schöpfen. Wer aber hofft, in ihnen die Wahrheit zu finden: der ist verloren. Die Wahrheit liegt nicht hinter uns, sondern vor uns; und wer sie sucht, der schaue vorwärts, nicht rückwärts!

Anmerkung. Wer sehn will, was herauskommt, wenn ein sehr geistreicher Mann sich dem Gesammteindrucke der Systeme überläßt: der lese Schopenhauers Werk: die Welt als Vorstellung und Wille. Hätte dieser treffliche Kopf weniger gelesen, und desto mehr gedacht: so würden wir vielleicht etwas Meisterhaftes erhalten haben.

Um nun dem Anfänger die Richtung vorwärts zu ertheilen, kann der Verfasser nichts anderes thun, als von seinen eignen Untersuchungen einige Umrisse hier verzeichnen. Diese werden ihren Zweck erreichen, wenn in dem Mancherley, was sie andeuten, Einer dies, der Andre jenes findet, was seine Wißbegierde reizt, und an den Gegenstand lenkt. Daß Alles vollständig verstanden werde, läßt sich bey einer höchst unvollständigen Darstellung nicht erwarten; allein auch bey den ausführlichsten Werken kommt auf den Geist und den guten Willen der Leser eben so viel an, als auf die Worte des Schriftstellers.

§. 134. Psychologie und Naturphilosophie kommen darin überein, daß beyde einen synthetischen, und einen analytischen Theil enthalten, ohne doch daß diese Theile sich ganz von einander sondern ließen. Denn beyde Wissenschaften schweben zwischen der allgemeinen Metaphysik, und der Erfahrung; aus jener entspringt der synthetische, aus dieser der analytische Theil. Mit beyden Theilen muß man sich wechselsweise beschäfftigen, doch mit dem synthetischen zuerst. Ließe sich die Erfahrung für sich allein verstehn: so bedürfte es gar keiner Metaphysik; hat man aber aus der letztern die Erklärungsgründe geschöpft: so muß man das, was aus ihnen hervorgeht, sogleich unpartheyisch mit der Erfahrung vergleichen, um in ihr zu erkennen, was aus jenen Gründen begreiflich wird, und

das Uebrige für neue Untersuchungen zurückzulegen. Sobald die Erfahrungsgegenstände nur in einigen Puncten auf eine präcise, und dadurch sichere Weise verständlich werden: so helfen sie auch sogleich selbst in der synthetischen Nachforschung, indem sie anzeigen, nach welchen Richtungen hin man dieselben fortführen solle.

In Ansehung der Psychologie geht nun aus der allgemeinen Metaphysik gleich so viel hervor, wofür man die Materie der Erfahrung, das erste Gegebene — das heißt, die einfachen Vorstellungen, zu halten habe. Sie können nichts anderes seyn, als die Selbsterhaltungen eines einfachen Wesens, welches wir Seele nennen. Denn auf keine andre Weise kann sich ein Mannigfaltiges so beysammen, und in solcher gegenseitiger Durchdringung finden; da kein Reales eine ursprüngliche Vielheit in seiner Qualität verträgt, und mehrere Wesen einander ihre innern Zustände unmöglich so mittheilen können, wie sich die Vorstellungen gegenseitig bestimmen. Die allgemeine Metaphysik erlaubt auch nicht, es zweifelhaft zu lassen, was die einfachen Vorstellungen seyen, und wie sie entstehn. Denn sie fordert, daß man alles, was nicht selbst real ist, auf ein Reales zurückführe; daß man, wo irgend etwas nicht das ist, was es scheint, es als Andeutung des ihm zum Grunde liegenden Realen betrachte. Endlich sind die einfachen Vorstellungen (der einzelnen Töne, Farben, u. s. f) gerade so einfach und innerlich beziehungslos, wie die Selbsterhaltungen eines einfachen Wesens es seyn müssen, so lange sie noch keine weitere Modification erlitten haben.

Weniger deutlich spricht die allgemeine Metaphysik über den Eingang zur Naturphilosophie. Zwar veranlaßt sie sehr bald, daß man in Gedanken, Materie im intelligibeln Raume construire; aber ob man dieses Gedankending für einen richtigen Abdruck des Realen, worauf die sinnliche Erscheinung der Körperwelt deutet, halten dürfe, das

das läßt sie zweifelhaft. Alles kommt auf die Frage an: ob man den intelligibeln Raum dem sinnlichen gleich setzen dürfe?

Der intelligible Raum ist so unbekannt nicht, wie man vielleicht glauben möchte; und den heutigen Philosophen würde er längst geläufig seyn, wenn sie über das Verhältniß des Leibnitzischen zur Kantischen Lehre vom Raume genug nachgedacht hätten. Es ist nämlich ganz irrig zu glauben, Kant, indem er die Vorstellung des Raums als eine in uns liegende Form der Sinnlichkeit betrachtete, habe dadurch Leibnitzen widersprochen. Denn genau das nämliche versteht sich in der Lehre von der prästabilirten Harmonie (§. 110) von selbst. Nach Leibnitzen bekommt die Seele gar keine Eindrücke von außen; sie erzeugt, wie nach der idealistischen Ansicht, alle Vorstellungen in sich selbst; — folglich auch die des Raums und der räumlichen Dinge. Also der psychologische Raum ist nach Kant und nach Leibnitz ganz dasselbe. Aber nun trennen sie sich. Denn Kant verbietet, Dinge an sich als räumlich zu denken; das heißt, er will keinen intelligibeln Raum gestatten; und dies ist sehr natürlich die Folge davon, daß er überhaupt verfehlte, die intelligible Welt als nothwendige Ergänzung der sinnlichen zu betrachten und zu bestimmen; ja daß er schon bey seiner Frage nach dem Ursprunge der Synthesis a priori die rechte Antwort verkannte, die ihm allein die Widersprüche der Sinnenwelt geben konnten. Hingegen Leibnitz, wiewohl er in Ansehung der Nothwendigkeit, das Uebersinnliche zum Sinnlichen hinzuzunehmen, nicht weiter sah wie Kant, — setzte doch voraus, es gebe für die Monaden, oder wahren, einfachen Wesen, räumliche Verhältnisse. In welchem Raume denn befinden sich die Monaden? doch wohl nicht im sinnlichen; denn der sinnliche Raum ist in uns, als unsre Vorstellung. Also in einem solchen Raume, worin eine Intelligenz, welche die Monaden kennt etwan die Gottheit,) sie erblickt: und wohinein wir, die wir

sie zwar nicht anschauen, aber als intelligibeln Gründe der Sinnenwelt annehmen, sie in der Mitte unseres metaphysischen Denkens ebenfalls setzen. Darum ist die Theorie des intelligibeln Raumes ein unentbehrliches Hauptstück der allgemeinen Metaphysik; und die Verwechselung der Begriffe und Erklärungen, die für den intelligibeln Raum gelten, mit denen, welche den sinnlichen oder psychologischen Raum betreffen, ist einer der tiefsten Gründe der Verkehrtheit dessen, was bisher Metaphysik geheißen hat.

Nachdem man aber in der allgemeinen Metaphysik und in der Psychologie über beydes, den intelligibeln und den sinnlichen Raum, die gehörige Rechenschaft gegeben hat, kommt nun gleichwohl für die Naturphilosophie die Frage zur Sprache: ob nicht vielleicht die Verschiedenheit beyder Räume bloß in der Erkenntnißweise liege? ob man sie nicht im Resultate als Eins und dasselbe betrachten dürfe? Diese Frage hat in Beziehung auf die leeren Räume gar keine Schwierigkeit, denn das Leere ist nichts als Vorstellung; und da das Ende der Betrachtung über den intelligibeln Raum, ihn eben so wohl zu einem Continuum macht, wie der sinnliche es ursprünglich ist, so fallen die Begriffe des einen und des andern von selbst zusammen. Ganz anders aber verhält es sich wegen der Beziehung der beyden Räume auf das, was allein ihnen Bedeutung giebt, dasjenige nämlich, was in sie gesetzt wird. Der intelligibele Raum ist für einfache Wesen, für übersinnliche Monaden, die, wenn sie in ihm einander durchdringen (in einander sind,) sich in Störung und Selbsterhaltung versetzen. Der sinnliche Raum ist für Körper, die nach gemeiner Meinung für einander undurchdringlich sind, und die nach den Hypothesen mancher Physiker auch in der Ferne auf einander wirken. Wenn nun diese beyden Vorstellungsarten unumstößlich wären, so möchte man nur auf alle Möglichkeit der Naturphilosophie Verzicht leisten. Jene beyden

Räume könnten auf solche Weise nimmermehr gleich gesetzt werden; und alle Erfahrungen und Versuche in der Körperwelt, welche stets auf Bewegungen im sinnlichen Raume hinauslaufen, wären rein verloren für das Bemühen, sie mit wissenschaftlicher Genauigkeit auf Ereignisse in der intelligibeln Welt zurückzuführen. — Bey gehöriger Untersuchung aber verschwindet die Schwierigkeit. Die vorgebliche Impenetrabilität der Körper ist schlechterdings kein Datum der Erfahrung, welche hierüber nichts entscheidet; sondern sie ist ein Ueberbleibsel aus alter falscher Metaphysik, die nicht begreifen konnte, wie zweyerley an Einem Orte seyn könne, und die eben so wenig jemals begreifen wird, wie irgend eine Materie ihre Dichtigkeit verändern, und dabey doch immer den Raum, in dem sie sich befindet, ausfüllen könne. Und was die vorgebliche Wirkung in die Ferne anlangt: so widerlegt diese sich selbst durch die Gesetze, an welche sie geknüpft ist. Denn die Wirkung soll abnehmen, wie das Quadrat der Entfernung wächst. Hier wird der Zwischenraum zwischen dem Thätigen und dem Leidenden nicht als unbedeutend, sondern als bestimmend das Quantum der Wirkung, als der Träger eines Gesetzes angesehen. Darin liegt das Bekenntniß: der Zwischenraum sey nicht leer. Wenn er es wäre, so wäre er Nichts, und an Nichts kann man keine Gesetze knüpfen. Mit andern Worten: gäbe es eine Wirkung durch leeren Raum, so müßte sie in allen Entfernungen gleich stark, — es müßte das Thätige für das Leidende allgegenwärtig seyn. Weil es dies nicht ist, sondern die Wirkung mit der größern Entfernung abnimmt, so beruht sie auf einer Vermittelung; um die wir uns fürs erste nicht bekümmern.

Sobald nunmehr der Satz vestgestellt ist: Vereinigung und Trennung in dem Raume, in welchem wir die einfachen Wesen denken, sey analog dem Kommen und Gehen in dem anderen Raume, in welchem wir die Körper erblicken; oder auch, man könne beyde Räume für einen und

denselben nehmen: öffnet sich nicht bloß die Bahn der Naturphilosophie, sondern auch für die Psychologie kehrt die so wichtige Voraussetzung, als bestätigt, zurück: der Leib, der Wohnsitz der Seele, sey nicht bloße Erscheinung, sondern, wie alle andre Materie, ein Aggregat einfacher Wesen, deren systematische Verbindung zum Leben zwar noch im Dunkeln liegt, (hierüber verbreitet sich erst dann etwas Licht, wenn man schon ziemlich tief in Psychologie und Naturphilosophie hineingedrungen ist,) deren Fähigkeit aber, zwischen der Seele und der Außenwelt das Mittelglied des Causal-Verhältnisses abzugeben, auf diesem Standpuncte der Untersuchung keinem Zweifel mehr unterliegt. Daher wird nun jede prästabilirte Harmonie (die spinozistische eben so wohl als die Leibnitzische,) unnütz; indessen fehlt noch viel, daß hiemit schon der ganze Ursprung unserer Erkenntniß erklärt wäre. Denn wenn auch die sinnlichen Vorstellungen sich jetzt begreiflich finden: woher kommen denn die Formen der Erfahrung, die in den sinnlichen Empfindungen gar nicht enthalten sind? (Man denke zurück an §. 23 — 28.) Woher kommen die Erkenntnisse a priori; da Erfahrung nur das Wirkliche, aber nicht das Nothwendige giebt? Woher kommen die Ideen des Uebersinnlichen? — Alle diese berühmten Fragen beweisen, wenn man es gerade heraus sagen darf, nichts als Mangel an psychologischer Einsicht. Wie aber diese gewonnen werde, davon gleich das Weitere.

Zuvor soll nun noch eine eben so berühmte, und weit mehr umfassende Frage aufgeworfen werden; die zwar im Vorhergehenden längst beantwortet ist, die jedoch vielleicht auf das Folgende einen Schatten werfen möchte, wenn ihrer nicht ausdrücklich erwähnt würde. Nämlich die Frage: mit welchem Rechte überschreiten wir den Kreis der Erfahrung?

Die Antwort ist: mit dem Rechte, welches die Erfahrung selbst uns giebt, indem sie uns dazu zwingt.

Das Sinnliche verhält sich zum Uebersinnlichen wie das Differential zum Integral. Das Differential für sich allein betrachtet, ist vollkommen gleich Null; und dieselbe Nullität findet sich auch in der ganzen Erfahrung ohne Ausnahme, der innern wie der äußern; sammt den eingebildeten intellectualen Anschauungen, die, wenn sie wirklich Statt fänden, nicht den geringsten Vorrang vor den sinnlichen haben würden, so fern sie nicht nachweisen könnten, frey zu seyn von den innern Widersprüchen, um derentwillen jene einer Censur unterliegen. Aber es ist ganz unerlaubt, das Differential für sich allein zu betrachten. Es bezieht sich auf sein Integral; welches zu suchen man sogleich aufgefordert ist, indem man das Differential erblickt. So auch soll man sogleich, indem man die Erscheinungen deutlich denkt, Dinge an sich hinzudenken; wie es Kant, mit einer ihm selbst verborgenen Nothwendigkeit, wirklich that, wiewohl er sich dadurch des Tadels genug, von Jakobi und Fichten, zugezogen hat. Besser wäre es gewesen, gleich damals die Beziehung nachzuweisen, vermöge deren die Dinge an sich schlechterdings nicht vertrieben werden können, wie viele Vorwürfe man auch herbeyschaffe, um sie damit zu verscheuchen. Die Geschichte der Philosophie ist nichts als die Erzählung einer Menge von Ausflüchten und Verzögerungen, die zwischen das Auffassen der Erfahrung und das Hinzudenken der nöthigen Ergänzung sich hineingeschoben haben; und diese Erzählung klingt um desto seltsamer, weil das Gefühl, es sey irgend eine Ergänzung unentbehrlich, stets wirksam gewesen ist, um aufzudringen, was man gehörig aufzunehmen sich nicht entschließen konnte. Daher noch ganz neuerlich die Fabel von einer Offenbarung, einem unbegreiflichen Wunder; gegenüber dem Gesetze von Kategorien die nur zum Erfahrungsgebrauche dienen sollten, aber vermöge eines unaufhaltsamen Schleichhandels stets der Sperre gespottet haben.

§. 135. In dem synthetischen Theile der Psychologie ist der Hauptgedanke dieser: die Vorstellungen, indem sie in der Einen Seele einander durchdringen, hemmen sich, wiefern sie entgegengesetzt, und vereinigen sich zu einer Gesammtkraft, wiefern sie nicht entgegengesetzt sind.

Um auf diesen Satz zu kommen, braucht man nur die Theorie von den Störungen und Selbsterhaltungen; aber um ihn vollends zu bestimmen, ist es nöthig, die Untersuchung über das Ich hinzuzunehmen. (Von der letztern findet sich das Leichteste angedeutet im §. 103.)

Im Allgemeinen liegt die Möglichkeit vor Augen, daß in einem und demselben Wesen unzählige Selbsterhaltungen statt finden können, und es ist zu erwarten, daß unter ihnen einige entgegengesetzt seyn werden, andre nicht. Dieser Voraussetzung bedarf die Physiologie eben so sehr als die Psychologie. Nur würde es, wenn nicht ein andrer Aufschluß hinzukäme, im Dunkeln bleiben, was aus dem Gegensatze folgen möge? Ob solche Selbsterhaltungen, die einander zuwider sind, sich vernichten, so daß nichts davon übrig bleibe? Oder ob sie sich abändern, so daß etwas Mittleres herauskomme?

Keins von beyden; sagt die Lehre vom Ich. Die entgegengesetzten Vorstellungen müssen sich dergestalt hemmen, daß das Vorgestellte ganz oder zum Theil verschwinde, als ob die Vorstellung nicht mehr da wäre, daß es aber wieder hervortrete, sich von selbst wiederherstelle, sobald die Hemmung weicht, oder durch eine neue Gegenkraft unwirksam wird. Demnach verwandeln sich Vorstellungen durch ihren gegenseitigen Druck in ein Streben vorzustellen. Dieses Streben ist das, was unter dem Namen Begehren, Leben, Trieb, reale Thätigkeit bey Fichte, fälschlich als eine zweyte, ursprüngliche Qualität, als ein eignes Vermögen, neben das Vorstellungsvermögen gestellt wurde. Dadurch entzweyte man die Seele, indem sie zwey (wo

nicht noch mehr) ursprüngliche Kräfte oder Vermögen in sich tragen sollte; dadurch belastete man sie mit einem eingebildeten absoluten Werden, indem der Trieb immerfort treiben, und etwas Neues von selbst entweder fordern oder hervorbringen sollte; ja neben diesem absoluten Werden verwickelte man sich noch obendrein in ein Causalverhältniß der beyden Grundvermögen unter einander, indem nun, bald aus den Vorstellungen ein Gesetz für den Trieb, bald aus dem Triebe eine Anregung für die Vorstellungen entspringen sollte. Diese Mährchen müssen aus der Psychologie verschwinden. Die Vorstellungen ändern immerfort ihren Zustand, indem wegen abgeänderter Hemmung bald mehr bald weniger von ihnen als ein Streben wirkt, das Uebrige aber als wirkliches Vorstellen im Bewußtseyn gegenwärtig ist.

Unmittelbar hieraus folgt weiter, daß der synthetische Theil der Psychologie eine Statik und eine Mechanik des Geistes enthalten müsse. Denn unter Kräften, die wider einander streben, giebt es ein Gleichgewicht, es giebt auch Annäherungen dahin, und Entfernungen davon durch neu hinzutretende Kräfte.

Darum muß die Mathematik zu Hülfe gerufen werden; nicht, um nach einer neuern Unsitte einige Redensarten und Gleichnisse herzuleihen, — eine unwürdige Spielerey; — sondern um ernstliche Arbeit zu liefern, indem nach der verschiedenen Stärke der Vorstellungen, nach den Graden ihres Gegensatzes, und nach der Verschiedenheit ihrer Verbindungen, auch die Erfolge der Hemmung anders und anders ausfallen müssen.

In der Statik des Geistes finden sich einige Untersuchungen, die bloß von der Stärke der Vorstellungen, andre, die bloß von dem Grade ihres Gegensatzes, noch andre, die von beyden zugleich abhängen; endlich hat auch die Innigkeit der Verbindungen verschiedene Grade, und die Anzahl der verbundenen Vorstellungen ist größer oder kleiner.

Für die Mechanik des Geistes macht es einen Unterschied, ob die Vorstellungen, welche einander hemmen, gleich Anfangs beysammen sind, oder allmählig hinzukommen, oder sich erst langsam in einer continuirlichen Wahrnehmung bilden. Die allerwichtigsten Untersuchungen aber betreffen die Reproduction; theils die unmittelbare, wenn eine Vorstellung sich selbst erhebt, während eine gleichartige, neu entstandene, der Hemmung entgegenwirkt; theils die mittelbare, wenn eine Vorstellung mehrere, die mit ihr in Verbindung stehn, mit sich zugleich ins Bewußtseyn hervorhebt.

Diese Untersuchungen führen auf mathematische Formeln, deren einige höchst verwickelt und schwer zu behandeln sind. Es kommt aber bey diesen Formeln nicht darauf an, einzelne Zahlen zu berechnen, oder gar die Gemüthszustände eines Individuums mathematisch zu bestimmen, welches niemals möglich ist, vielmehr zu den lächerlichen Misdeutungen gehört. Sondern man erkennt in den mathematischen Formeln die allgemeinen Gesetze der psychologischen Erscheinungen.

Anmerkung. Da es die Absicht dieses Capitels ist, mancherley darzubieten, was denkende Köpfe in Thätigkeit setzen kann; und da überdies bemerkt worden, daß in dem Lehrbuch der Psychologie einige Anfangspuncte der Untersuchung zu kurz dargestellt sind: so soll hier die Gelegenheit benutzt werden, von den mathematischen Grundlagen der Statik und Mechanik des Geistes etwas vorzuzeigen, wiewohl nicht zu entwickeln.

Die Stärke dreyer, gleichzeitig ungehemmter Vorstellungen werde bezeichnet durch die Verhältnißzahlen a, b, c; worunter a die größte, c die kleinste; und es sey voller Gegensatz unter den Vorstellungen, das heißt, wenn eine ganz ungehemmt bleiben sollte, so müßten die andern völlig gehemmt werden: alsdann ist die Hemmungssumme $= b + c$; diese Summe aber wird vertheilt auf alle drey Vorstellungen, und zwar im umgekehrten Verhältniß ihrer Stärke, mit welcher sie der Hemmung entgegenstreben. Also geschieht die Hemmung in den Verhältnissen $\frac{1}{a}, \frac{1}{b}, \frac{1}{c}$, oder bc, ac, ab. Daher folgende Vertheilungsrechnung:

$$(bc + ac + ab) : \begin{cases} bc \\ ac \\ ab \end{cases} = b + c : \begin{cases} \frac{bc \,.\, (b + c)}{bc + ac + ab} \\ \frac{ac \,.\, (b + c)}{bc + ac + ab} \\ \frac{ab \,.\, (b + c)}{bc + ac + ab} \end{cases}$$

das heißt: von a wird gehemmt ein Quantum $\frac{bc\,(b + c)}{bc + ac + ab}$, von b wird gehemmt $\frac{ac\,(b + c)}{bc + ac + ab}$, und c verliert $\frac{ab\,(b + c)}{bc + ac + ab}$.

Es versteht sich, daß von c, der schwächsten, also am wenigsten widerstehenden Vorstellung am meisten gehemmt wird. Aber es kann begegnen, daß nach dieser Rechnung von c sogar mehr gehemmt werden sollte, als c selbst; welches nicht möglich ist. Das äußerste ist, daß c ganz gehemmt, oder daß die schwächste Vorstellung ganz aus dem Bewußtseyn verdrängt werde. Um diesen Fall zu bestimmen, setze man

$$c = \frac{ab \,.\, (b + c)}{bc + ac + b}$$

woraus $c = b\sqrt{\frac{a}{a + b}}$. Sind die beyden stärkeren Vorstellungen gleich stark, so ist $a = b = 1$, und $b\sqrt{\frac{a}{a + b}} = \sqrt{\frac{1}{2}}$. Hieraus sieht man, wie leicht schwächere Vorstellungen von stärkeren ganz aus dem Bewußtseyn verdrängt werden; ein höchst merkwürdiger Umstand, wovon im folgenden §. ein Mehreres.

Ganz anders aber fällt diese Rechnung aus, wenn entweder der Grad des Gegensatzes geringer ist, oder die Vorstellungen schon unter einander verbunden sind. Wenn z. B. $a = b = 1$, und diese beyden stärkeren Vorstellungen mit einander verschmolzen waren, ehe c dazu kam: so muß das letztere nicht bloß, wie vorhin, $= \sqrt{\frac{1}{2}} = 0,707$. seyn, sondern beynahe $= 0,9$; wenn es nicht von jenen soll verdrängt werden.

Man hüte sich, hiebey nicht an Vorstellungen von Menschen, Häusern, Bäumen, o. d. gl. zu denken. Dies sind höchst zusammengesetzte Complexionen von Vorstellungen aller Theile und Merkmale; vorhin aber war von einfachen Vorstellungen die Rede. So verwickelte Complexionen kann keine Rechnung in ihrem Zusammenwirken verfolgen; wohl aber kann sie nachweisen, daß gewisse

Gefühle und Begierden entspringen müssen, wenn solche Complexionen zusammentreffen, die sich in einigen ihrer Elemente stärker hemmen als in andern. Denn indem die Hemmung zum Theil übertragen wird auf das weniger entgegengesetzte, bleibt anderes, was sich unaufhörlich ansicht, ungeachtet seines Widerstreits, und mit demselben behaftet, im Bewußtseyn. Dies ist eine von vielen Quellen der Gefühle; eine andre eröffnet sich, wenn verschiedene, und zum Theil entgegengesetzte Vorstellungen zusammentreffen, die wegen ihrer partiellen Gleichartigkeit verschmelzen sollten, und es um ihres Gegensatzes willen nicht können; auch alsdann entsteht ein Streit von Kräften, den wir empfinden, ohne im gemeinen Leben den Grund davon zu ahnden. Doch genug von dem was zur Statik gehört.

Das Leichteste und Erste in der Mechanik des Geistes ist das Sinken der Hemmungssumme. Sie ist das Resultat des ganzen Drängens der entgegengesetzten Vorstellungen wider einander; daher treibt sie alle Vorstellungen; während aber diese nachgeben, und wirklich aus dem Bewußtseyn entweichen, vermindert sich das Drängen, daher die Geschwindigkeit des Sinkens abnimmt. Die deutliche Darstellung hievon liegt in folgender Gleichung:

$$(S - \sigma)\, dt = d\sigma$$

wo S die Hemmungssumme, also den ganzen Antrieb zum Sinken der Vorstellungen; und σ das nach Verlauf der Zeit t schon gesunkene, bezeichnet. Hieraus folgt

$$t = \log \frac{S}{S - \sigma}$$

und $$\sigma = S\,(1 - e^{-t})$$

woraus sich ergiebt, daß die Hemmung zwar sehr bald beynahe, aber selbst in unendlicher Zeit nicht ganz vollendet wird, sondern die Vorstellungen stets in einem gelinden Schweben bleiben. Doch dieses Schweben trifft nur diejenigen Vorstellungen, die im Bewußtseyn sich halten können; andre, wie das obige c, werden sehr schnell daraus verdrängt. — Auch giebt es Fälle des Verdrängens auf kurze Zeit, nach welcher die verdrängte Vorstellung sich von selbst wieder aufrichtet; es giebt Stöße in den Bewegungen der Vorstellungen, ja scheinbar unregelmäßige Sprünge, deren Grund sich in den Rechnungen erkennen läßt.

Jedoch das Wichtigste in der ganzen Mechanik des Geistes ist das Gesetz, nach welchem eine von der Hemmung befreyte Vorstellung, indem sie selbst ins Bewußtseyn zurückkehrt, zugleich eine oder viele mit sich hervorzuheben

strebt, die mit ihr enger oder loser verbunden sind. Zwey Vorstellungen seyen ihrer Stärke nach ausgedrückt durch die Zahlen P und π; wenn sie nicht vollkommen in Verbindung getreten sind, so seyen ihre verbundenen Theile r und ϱ; wirkt nun P auf π, so geschieht dies mit dem Theil r, und die Wirksamkeit gelangt nur in dem Verhältnisse $\varrho : \pi$ zu dieser letztern Vorstellung; desgleichen, wirkt π auf P, so ist das Ganze der Wirkung aus demselben Grunde $= \frac{r\varrho}{P}$. Hat aber diese Wirkung schon während des Verlaufs einer Zeit $= t$ gedauert: so ist der Antrieb eben dadurch, daß ihm zum Theil Genüge geschah, geschwächt worden. Das heißt: wenn P auf π wirkt, so strebt es von π den Theil ϱ ins Bewußtseyn zu bringen, denn dieser Theil ist mit ihm verbunden; wofern aber in der Zeit t schon ein kleinerer Theil von ϱ, welcher ω heißen mag, vermöge jener Einwirkung ins Bewußtseyn gebracht ist, so verhält sich die jetzt noch übrige Intensität der nämlichen Wirksamkeit zu ihrer anfänglichen Intension, wie $\varrho - \omega$ zu ϱ. Daraus ergiebt sich für das nächste Zeittheilchen

$$\frac{r\varrho}{\pi} \cdot \frac{\varrho - \omega}{\varrho} \cdot dt = \partial\omega$$

Hiemit ist der allzukurz gerathene §. 139 des Lehrbuchs der Psychologie ergänzt, den man jetzt bey gehöriger Vergleichung wird verstehen können. Aus dem Integral

$$\omega = \varrho \left(1 - e^{-\frac{rt}{\pi}}\right)$$

wird man die äußerst merkwürdigen Folgen dieser Untersuchung dann erkennen, wann man statt einer Vorstellung π, deren mehrere annimmt, welche durch kleinere und kleinere Theile mit P verbunden sind. Nämlich es ergiebt sich daraus eine bestimmte Ordnung und Reihenfolge, in welcher die mehrern Vorstellungen durch jene allmählig hervorgehoben werden. Hierauf beruht nicht bloß der Mechanismus des sogenannten Gedächtnisses, (welches die Psychologen gewöhnlich für eine eigene Seelenkraft halten,) sondern es entstehn auch daraus die räumlichen und zeitlichen Formen unseres Vorstellens; ferner eine ganze Klasse von Gefühlen; und endlich die Verstärkung des Begehrens bey eintretenden Hindernissen; worüber im Lehrb. d. Psychol. die §§. 143, 150, 168 — 177, und 219 nachzulesen sind.

Uebrigens ist die eben angeführte Gleichung nur darum so einfach, weil dabey verschiedene Umstände, welche die Sache genauer bestimmen; bey Seite gesetzt sind. Verfolgt

man die Untersuchungen der mathematischen Psychologie weiter: so führen sie auf die schwierigsten Rechnungen; so daß man in dieser Zeit, wo die Philosophen beynahe eben so wenig Mathematik, als die Mathematiker Philosophie verstehn, beyde aber das mit einander gemein haben, daß sie viel lieber die himmlischen Dinge, als ihren eigenen Geist betrachten mögen, — wenig Hoffnung zum baldigen Gedeihen der Psychologie fassen kann.

§. 136. Im analytischen Theile der Psychologie ist das erste und allgemeinste Phänomen, worauf man die Aufmerksamkeit richten muß, dieses, daß von allen den Vorstellungen, die ein Mensch in sich trägt, und an welche man ihn erinnern kann, in jedem einzelnen Augenblicke nur ein äußerst geringer Theil im Bewußtseyn gegenwärtig ist. Will derselbe Mensch seinen Gesichtskreis erweitern, will er mehr als gewöhnlich zugleich umfassen und überschauen: so verliert er an der Menge oder doch an der Klarheit der frühern Gedanken, die ihm vorhin vorschwebten. Diese Enge des menschlichen Geistes hatte Locke (II, 10,) wohl bemerkt; es scheint nicht, daß die Neuern sich viel darum bekümmert haben; obgleich von der Frage: wie viele Gedanken und Begehrungen im Menschen zugleich lebendig seyn, und einander gegenseitig bestimmen können, das Ganze des geistigen Vermögens und Thuns offenbar abhängt.

Der Grund dieser Enge des Geistes, die zwar immer sehr auffallend, doch aber nach den Vorstellungen, welche uns beschäfftigen, veränderlich ist, — liegt zuerst in den Wirkungen der entgegengesetzten Vorstellungen, wovon im vorigen §, (und genauer in der Anmerkung,) geredet worden. Physiologische Gründe können hinzu kommen, wie es beym Blödsinn, und im Schlafe der Fall ist.

Weiter muß man in dem analytischen Theile der Psychologie den sogenannten Seelenvermögen nachgehn, die nichts anders sind, als Klassenbegriffe, unter welche man die beobachteten Erscheinungen zu ordnen, und eine Art von Naturgeschichte des Geistes zu Stande zu bringen gesucht hat. Daß eine solche Naturgeschichte

schlecht ausfallen mußte, und zu allen Zeiten, so oft man den Versuch erneuern wird, eben so schlechten Erfolg haben muß, hat seinen Grund in der Continuität der Uebergänge, durch welche die Zustände der Vorstellungen zusammenhängen. Wer anstatt einer Curve, ein Vieleck zeichnen würde, das mit ihr eine entfernte Aehnlichkeit hätte, der thäte ungefähr dasselbe, was die empirische Psychologie unternimmt, indem sie ein Aggregat von Vermögen des Vorstellens, Fühlens, Wollens, und ferner einige Arten und Unterarten dieser Vermögen, z. B. Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtniß, Verstand, Urtheilskraft, Vernunft, aufzählt, über deren genauere Bestimmung man sich niemals vereinigen wird, und niemals unnützere Streitigkeiten geführt hat, als eben zu unserer Zeit.

Um nun aus dieser Zerstückelung die Einheit wieder herzustellen: bemerke man zuerst, daß, der Erfahrung zufolge, die Gefühle und Begierden bey weitem wandelbarer sind, als die Vorstellungen. Der letztern sammeln wir die meisten in früher Kindheit, und sie bleiben bis ins späte Alter; aber die Lust so wie der Schmerz der Jugend, ist flüchtig, und jedes Jahrzehend lacht über die Wünsche und Begierden des vorigen. Diese Thatsache erklärt sich, wenn man aus dem synthetischen Theile der Psychologie die Zustände kennt, in welche die Vorstellungen einander versetzen. Es ist aber hier nicht unmittelbar die Rede von jenem Zustande des *Strebens*, in welchem die aus dem Bewußtseyn verdrängten Vorstellungen sich befinden; sondern von solchen Zuständen, in welche die Vorstellungen gerathen, während sie im Bewußtseyn sind. Diese sind von verschiedener Art, und fließen nicht aus *einer* Quelle; man lernt sie allmählig kennen, wie man im Nachforschen fortschreitet. (Etwas weniges davon ist in der Anmerkung zum vorigen §. angezeigt.) Hier bemerke man nur soviel: *die Gefühle und Begierden sind nichts neben und außer den Vorstellungen; am wenigsten giebt es dafür beson-*

dere Vermögen; sondern sie sind veränderliche Zustände derjenigen Vorstellungen in denen sie ihren Sitz haben.

Damit hängt die Thatsache zusammen, daß Gefühle, und noch weit mehr Begierden, einander häufig widerstreiten. Man klagt, es gebe keine reine Freuden; man könnte hinzusetzen, es gebe selten eine reine Trauer; und von den Begierden weiß Jedermann, wie oft die bessere Ueberlegung ihnen widerstrebt. Anstatt nun dafür einen Streit zwischen einem obern und untern Begehrungsvermögen zu erdichten, wodurch die Seele ganz zerrissen, der höchst mannigfaltige Tumult der Gefühle aber doch nicht erklärt werden würde, — genügt die Bemerkung, daß die Vorstellungen weder einzeln, noch alle gleichförmig verbunden, sondern in verschiedenen größern und kleinern Massen und Zügen im Bewußtseyn erscheinen; daß eine jede dieser Massen ihre eigenthümlichen Zustände, das ist, Gefühle und Begierden, in sich trägt; und daß in dem Zusammentreffen der verschiedenen Massen die allerreichste Quelle der mannigfaltigsten Mischungen und Gegenwirkungen verborgen liegt.

Einer der allgemeinsten Unterschiede aber zwischen den verschiedenen Vorstellungsmassen entsteht aus dem einfachen Grunde, daß einige derselben älter sind und andere jünger. In der Kindheit kann ein solcher Unterschied noch nicht merklich seyn; mit den Jahren aber nimmt er zu, indem stets die ältern Vorstellungen bleiben, und stets neue hinzukommen. Und im Laufe der Jahrhunderte wird das Menschengeschlecht immer älter; jedes Zeitalter überliefert dem folgenden seine, am meisten ausgearbeiteten Gedanken, und seinen Sprachschatz, sammt seinen Erfindungen, Künsten, gesellschaftlichen Einrichtungen. Daraus entstehn allmählig Phänomene, die der einfache psychologische Mechanismus für sich allein nicht würde ergeben können. In jedem von uns lebt die ganze Vergangenheit! Nichts aber ist lächerlicher, als das Beginnen, den geistigen Zustand

eines gebildeten Menschen aus Seelenvermögen erklären zu wollen, die in ihm selbst liegen sollen. Und gleichwohl fällt so ziemlich Alles, was in der neuesten Zeit von der Vernunft ist gefabelt worden, in die Klasse dieser offenbaren Thorheit. Man hat behauptet, bey den edlern Thieren fände sich wohl Verstand, aber keine Vernunft; man hätte zusehen sollen, wie viel von der letztern man denn wohl bey Buschmännern, Feuerländern, Neu-Seeländern, Neu-Holländern, antreffe? Ja man hätte alle barbarischen und halb-barbarischen Völkerschaften durchmustern mögen, man hätte damit die langsame und verschiedenartige Erhebung des menschlichen Geistes bey Juden, Griechen, Indiern, Chinesen, vergleichen können; — man würde in der ganzen Summe dieser Erfahrungen keinen Grund gefunden haben, um der menschlichen Geistes-Anlage das zuzueignen, was allein die Folge von beständigen Nachwirkungen uralter Gedankenmassen auf die jüngsten ist. Der Schöpfer gab dem Menschen Hände, Sprache, ein großes Gehirn und feine Nerven; aber in die einfache menschliche Seele Vernunft und Sinnlichkeit neben einander zu pflanzen, das ist kein Werk des Schöpfers, es ist das Kunststück der Psychologen.

Man sieht hier im Großen denselben Fehler, welcher im Kleinen bey allen einzelnen Gegenständen begangen wird. Empirische Psychologie darf von der Geschichte des Menschengeschlechts gar nicht getrennt werden; eben so wenig, als man Gefühle und Begierden abgesondert von den Vorstellungen darf in Betracht ziehn wollen. Sobald die Thatsachen aus ihrer Verbindung gerissen werden, ist die Entstellung derselben schon so gut als geschehen.

Die Erschleichung aber, welche begangen wird, indem man die Erscheinungen, welche man auf dem Wege natürlicher und allmähliger Entwickelung zu begreifen nicht verstand, aus besondern Seelenvermögen zu erklären unternimmt, — diese Erschleichung läßt sich im Großen leichter

und auffallender nachweisen als im Kleinen. Denn was denken nun jene Psychologen von den Barbaren und Halb-Barbaren, von den Buschmännern und Neuholländern? Auf empirischen Wege nachweisen, daß alle diese Menschen die sogenannte Vernunft besitzen, — das können sie nicht. Sie sollten also bekennen, nur bey einem ganz kleinen Theile der Menschen bemerke man das, was ihnen Vernunft heißt; sie sollten einräumen, daß dieser kleine Theil eine überlieferte, langsam und allmählig entstandene Cultur besitze; sie sollten wegen des Ursprungs dieser Cultur ein reines, unumwundenes Bekenntniß ihrer völligen Unwissenheit ablegen. Dieses würde sich um so mehr gebühren, da sie nicht bloß über die Vernunft, sondern auch über den Verstand, über das Gedächtniß, sogar über die Sinnlichkeit, ja ohne Ausnahme über alle geistigen Erscheinungen — die denn doch wohl unter einander und mit der Vernunft einigen Zusammenhang haben werden, — sich in der tiefsten und offenbarsten Unwissenheit befinden. Anstatt aber als gute Empiriker genau zu unterscheiden, was die Erfahrung unzweydeutig gebe und was sie nicht gebe: wagen sie einen ungeheuern, und mit nichts zu rechtfertigenden Sprung. Sie nehmen an: die Vernunft schlafe noch in jenen Wilden und Barbaren; sie schlafe bey vielen Individuen während des ganzen Lebens; sie fange bey deren Kindern und Enkeln an, sich wie im Traume zu regen; endlich erwache sie bey den Urenkeln und in den spätern Geschlechtern. Es ist aber ganz offenbar, daß alle diese Redensarten vom Schlafen, Schlummern, Träumen und Erwachen nichts als leere Worte sind; schlechthin unverständlich selbst für die, welche sich deren bedienen; und bloß dazu tauglich, die Erschleichung zu bemänteln, die man begeht, indem man Vernunft da unterschiebt, wo die Thatsachen von keiner Vernunft etwas sagen.

Die nämliche Erschleichung kommt nun vollends unter verschiedenen Modificationen vor, in denen sich die beson-

dern

dern Eigenheiten der Systeme aufs deutlichste spiegeln. Der Eine begabt die Vernunft mit seinem kategorischen Imperative und seiner transscendentalen Freyheit; der andere mit seiner intellectualen Anschauung des Ich oder des Absoluten; der dritte mit seiner wundervollen Offenbarung der Realität der Außenwelt. So ist die Vernunft das Spielwerk der Systeme, — und die wahren Thatsachen werden dadurch so verdunkelt, daß man sich würde entschließen müssen, den ganzen Gegenstand bey Seite zu setzen, wenn nicht die synthetischen Untersuchungen zu Hülfe kämen, und neues Licht darüber verbreiteten.

Es ist übrigens nicht die Vernunft allein, welche man als etwas von den andern geistigen Thätigkeiten abweichendes und ihnen wiederstreitendes dargestellt hat: sondern beynahe die ganze Reihe der Seelenvermögen befindet sich nach den Meinungen der Psychologen in einem bellum omnium contra omnes. Verstand und Vernunft, Verstand und Einbildungskraft, Verstand und Gedächtniß, Verstand und Sinnlichkeit. Einbildungskraft und Gedächtniß, Urtheilskraft und Einbildungskraft, — mit einem Worte, beynahe jedes Paar von Seelenvermögen hat auf irgend eine Weise Gelegenheit gegeben, ihm eine Feindschaft des einen gegen das andre anzudichten; welches zu behaupten viel leichter war, als nur irgend eine Art von Causalverhältniß unter ihnen zu erklären.

Wenden wir nun unsern Blick ab von den Systemen, und zurück auf die Thatsachen: so tritt zuerst dies unverkennbar hervor, daß es im Menschen einen Unterschied giebt zwischen einem solchen Gange der Vorstellungen, der den Ereignissen entspricht, und einem andern, der davon abweicht, indem er bloß den innern Zuständen folgt, die wir Gefühle, Launen, Einbildungen nennen. Am auffallendsten wird dieser Unterschied zwischen Wachen und Träumen. Im Traume werden häufig Vorstellungen so verbunden, daß man im Wachen findet, sie widerstreiten sich in ihren Nebenbestimmungen, und haben den Zusam-

menhang eingebüßt, der ihnen gebührt. Dieselbe Art von Verbesserung nun, welche der wachende Mensch anbringt bey den Träumen, nur nicht ganz so auffallend, pflegt auch der Denkende anzubringen bey manchen Einfällen des Augenblicks, und bey den Eingebungen der Launen und Begierden. Er führt sie zurück auf das, was in jeder Hinsicht zusammen paßt. Ja, wenn das Wachen des Menschen recht vollkommen ist, wenn jeder Zustand, der dem Schlafe oder Traume gleicht, so weit als möglich entfernt ist; dann bedarfs jener Berichtigung nicht, sondern die Gedanken gehen von selbst parallel den Ereignissen, so lange nicht diese letztern aus ihrer gewohnten Bahn durch etwas Neues und zuvor Unbekanntes herausgehoben werden. Diese Beschreibung mag erinnern an die oben (§. 34.) gegebene Erklärung des Verstandes, als des Vermögens, unsre Gedanken nach der Beschaffenheit des Gedachten zu verknüpfen.

Eben so unverkennbar ist ein andrer Unterschied, der nicht bloß den Menschen vom Thiere, sondern auch den ganz rohen Menschen vom Gebildeten scheidet; — dies ist die Ueberlegung, und das Vernehmen von Gründen und Gegengründen; mit einem Worte: die Vernunft, in demjenigen Sinne dieses Ausdrucks, den der gemeine Sprachgebrauch kennt, obgleich die Philosophen ihn verloren haben. Diese Vernunft ist keine Feindin der andern geistigen Thätigkeiten, aber sie verknüpft und verarbeitet alles, was jene darbieten; sie bringt dadurch Alles zur höchsten Einheit, und weiset Jedem seine Stelle an. Mit dem Verstande verbunden, — das heißt, in dem völlig wachenden Menschen — erreicht sie das Beste und Vortrefflichste; ohne ihn, — im Wahnsinn, im Traume, in der Leidenschaft, — grübelt sie vergeblich, und bringt nur Misgeburten hervor. Wo sie Prämissen zu Conclusionen verbindet, zeigt sie sich als logisches Denken; wo sie die Glieder einer Reihe, die nach einerley Regel ins Unendliche kann fortgesetzt werden, als

Totalität zusammenfaßt, sucht sie das Unbedingte; wo sie Motive des Willens abwägt, und insbesondere indem sie unter ihnen allen die ästhetischen Urtheile über den Willen als die beharrlichsten und bestimmtesten, allen andern vorzieht, da heißt sie praktische Vernunft.

Nach diesen Namen-Erklärungen, was ist nun das wirkliche, das hinter den Worten liegt? Nichts anderes, als gewisse Arten der Wirksamkeit derjenigen Reihen und Massen von Vorstellungen, die sich in uns einmal gebildet haben. Wenn diese Reihen oder Massen nicht vollständig wirken, wenn gleichsam etwas davon abgebrochen ist, dann kann das Uebrigbleibende in solche falsche Verbindungen treten, die als unzulässig, als ungereimt, bey voller Regsamkeit der ganzen Massen sogleich erkannt werden; und dergleichen Verbindungen heißen unverständig. Dahin gehört der Traum und der Wahn. Aber auch der roheste Mensch ist verständig, sobald seine, wie immer beschränkten, Vorstellungsreihen wenigstens in ganzer Vollständigkeit, so wie sie nun einmal sind, sich regen und einander bestimmen. Wenn die nämlichen Reihen oder Massen, zwar einzeln genommen vollständig, aber nicht die mehrern zusammentreffend wirken, — wenn eine die andern nicht zuläßt, nicht von ihnen durchdrungen wird, — oder wenn überhaupt dieser Massen und Reihen so wenige vorhanden sind, daß an eine merkliche gegenseitige Bestimmung derselben durch einander nicht kann gedacht werden: dann heißt der Mensch unvernünftig, sowohl wie das Thier, dem man eine verweilende Ueberlegung eben so wenig zutraut, als in ihm so große und reiche Gedankenmassen zu erwarten sind, deren Durchdringung eine bedeutende Zeit und Verweilung erfordern könnte*).

*) Was diese Erklärungen Unbestimmtes haben, das liegt in der Sache; und es ist Thorheit, dasjenige in Worten scharf abschneiden zu wollen, was in dem an sich flüssigen Gegenstande keine scharfen Gränzen hat.

Mit der Vernunft hängen zwey andere psychologische Gegenstände nahe zusammen: der innere Sinn und die Freiheit des Willens.

Der innere Sinn ist eine figürliche Benennung für ein Verhältniß mehrerer Vorstellungsmassen, deren eine sich die andre auf eine ähnliche Art aneignet, wie die neuen Auffassungen des äußern Sinnes von den ältern, gleichartigen Vorstellungen aufgenommen und verarbeitet werden.

Die Freiheit des Willens wird erworben, wie die Vernunft, und ist beschränkt, gleich dieser. Denn sie ist nichts anderes, als die Möglichkeit, daß die stärksten Vorstellungsmassen der Sitz eines charaktervesten Willens werden, der sich über einzelne Reizungen und Regungen des psychologischen Mechanismus erhebt. Kinder, Betrunkene, Fieberkranke, sind nicht frey; die ersten nicht, weil sie noch keinen Charakter, das heißt, noch keine mit Entschiedenheit herrschenden Vorstellungsmassen gewonnen haben; die andern nicht, weil der Durchdringung der vorhandenen Massen ein Hinderniß in den Weg tritt. Uebrigens vergleiche man §. 107 und 109.

Anmerkung. Ueber das Gedächtniß, die Einbildungskraft, die Urtheilskraft, — desgleichen über die Formen der Erfahrung, kann nur mit Beziehung auf die Anmerkung zu vorigen §. etwas gesagt werden.

1) Die Reproduction überhaupt setzt voraus, daß die Vorstellungen aus dem Bewußtseyn verdrängt waren. Wenn sie nachmals wiederkehren, so geschieht dies entweder durch eigne Kraft, während die Hemmung unwirksam wurde, oder vermöge einer Verbindung mit einer andern hinlänglich starken Vorstellung. Beyde Fälle sind sehr verschieden; in dem ersten hat die reproducirte eine eigene Bewegung und Wirksamkeit, — sie ist lebendig nach einem gewöhnlichen populären Ausdruck; im andern Falle äußert sich ihre eigne, zwar unverlorene, Stärke, für diesmal gar nicht; sie scheint, wie man es nennt, todt und leblos, und weicht zurück, sobald die fremde Kraft, die alsdann gewöhnlich in Einem Zuge fort auf andre und andre Vorstellungen wirkt, sich um sie nicht mehr kümmert. Hier sieht man den Unterschied zwischen Einbildungskraft und Gedächtniß; der übrigens nichts weniger als bleibend

ist, denn ein geringfügiger Umstand vermag das ganze Verhältniß — welches bloß auf Quantitäten beruht, gerade umzukehren; die zuvor leblose Vorstellung ins Leben zu rufen, und der andern ihre freye Bewegung zu rauben.

2) Mit der Treue des Gedächtnisses, — welche darauf beruht, daß in der Reproduction sich die Ordnung und Folge der Vorstellungen nicht verkehre, — hängt sehr genau das räumliche und zeitliche Vorstellen zusammen. Dies gründet sich gänzlich auf einem unendlich feinen und verwickelten Gewebe höchst gesetzmäßiger Associationen. Die kleinsten Partial-Vorstellungen verschmelzen, indem sie gegeben werden, in den bestimmtesten Abstufungen; und diesen kann man durch die Mechanik des Geistes soweit nachrechnen, als nöthig ist, um in ihnen den Ursprung des Raums und der Zeit zu erkennen.

3) Was die objective Einheit in unsern Vorstellungen von Dingen oder Gegenständen anlangt: so täuschte sich Kant aufs äußerste, indem er eigne Handlungen der Synthesis (die in der Seele gar nicht möglich sind, weil ihr ganzes Thun in ihrem Vorstellen, und in den Strebungen der Vorstellungen besteht,) verlangte, damit das Mannigfaltige der Wahrnehmung in die Einheit des Objects zusammengehe. Vielmehr, alles in der Seele ist unmittelbar und von selbst, Eins, sofern es sich nicht hemmt. Daher muß man gerade umgekehrt nach Erklärungen suchen, wie es zugehe, daß wir nicht überhaupt nur ein einziges Object vorstellen, worin alle Mannigfaltigkeit der Wahrnehmung zusammenfließe. Hierin hängt die Seele von den Wesen außer ihr ab; (§. 130, die erste Anmerkung,) und eben das ist der Grund, warum es überhaupt Erkenntniß giebt, dergleichen in den einfachen Vorstellungen, der unmittelbaren Selbsterhaltungen der Seele, gar nicht liegt, denn diese enthalten nicht das mindeste fremdartige, sondern in ihnen ist die Seele lediglich sich selbst gleich. Die veränderliche Lage der Wesen außer uns bewirkt, daß für uns die Erscheinungen nicht gleichzeitig sind, und daß darin mancherley Trennungen entstehn; dadurch sondern sich für uns die Dinge; was aber ungetrennt beysammen bleibt, das ist für uns Ein Gegenstand. Und wenn jetzt noch nach dem Bande gefragt wird, welches die Merkmale dieses Gegenstandes zusammenhalte? (§. 25,) so ist die Antwort: die Einheit der Seele macht ein ungetrenntes Vorstellen aus allen gleichzeitig zusammentreffenden Vorstellungen, so fern sie sich nicht hemmen.

4) Die Urtheile erfordern im psychologischen Sinne, daß die Vorstellung des Subjects, als des Bestimmbaren, schwebe zwischen mehrern Bestimmungen, worunter das Prädicat entscheide. Der leichteste Fall dieser Art ist,

wenn ein Gesammt-Eindruck ähnlicher Gegenstände, z. B. Bäume, Häuser, oder auch von Menschen die man in verschiedenen Stellungen gesehn hat, vorhanden ist, und nun die neue Anschauung das Schwanken des Gesammt-Eindrucks zwischen entgegengesetzten Merkmalen aufhebt. — Durch die Urtheile entstehn erst bestimmte Begriffe, mit denen man jene Gesammteindrücke nicht verwechseln sollte. Die negativen Urtheile scheiden einen Begriff vom andern, — sie geben die logische Klarheit; die positiven Urtheile zählen die Merkmale eines Begriffs auf, sie machen ihn deutlich.

5) Sehr wichtig ist die Wirkung der Urtheile, wenn sie den Begriff eines Gegenstandes, der für real (für keine bloße Vorstellung) gehalten wird, ganz verdeutlicht, das heißt, in alle seine Merkmale aufgelöst haben. Denn jetzt, da er in lauter Prädicate zerflossen ist, fehlt das Subject. Es kann aber nicht fehlen, sondern wird gefordert, und zwar als ein solches Subject, das nicht auch wiederum Prädicat werden könne. Hier ist der Ursprung des Begriffs vom ὑποκειμενον, oder von der Substanz. Diese wird weiter bestimmt als ὑλη, als das Beharrliche im Wechsel, wenn der Gegenstand veränderlich war. Und hiemit wachsen alle die metaphysischen Dornen hervor, von denen oben die Rede war, (§. 101 u. f. f.) zugleich aber ist hier der Eingang zu den Vorstellungen des Uebersinnlichen. Denn ein substantia phaenomenon, wovon Kant sehr uneigentlich redete, giebt es nicht.

6) Was endlich die Untersuchung über das Ich anlangt, mit welcher die Psychologie beginnt, so ist sie beynahe die letzte, die zu Ende kommt; und die Probe, daß man dieses schwerste aller Probleme bezwungen habe, liegt darin, daß die Theilungen und Veränderungen der Ichheit im Wahnsinn zuletzt ebenfalls erklärlich werden. Hier läßt sich davon gar nichts sagen; sondern es muß darüber, wie über alles vorhergehende, auf das Lehrbuch zur Psychologie so lange verwiesen werden, bis es möglich wird, ein ausführliches, längst druckfertiges, Werk herauszugeben.

§. 137. Ehe man sich der Naturphilosophie nähern kann, sind einige Vorerinnerungen nöthig.

Die Meinungen, als ob dieselbe auf idealistische Weise, bloß aus Gesetzen unseres Vorstellens abzuleiten wäre; oder als ob man das Reale der Natur mit Spinoza und Schelling in einer einzigen Substanz suchen dürfte: sind im Vorhergehenden schon zurückgewiesen. Noch viel roher wäre das Beginnen, wenn man mit einigen neuern Phy-

sikern sich die Materie als aus Molecülen bestehend dächte, deren Entfernungen weit größer wären als ihre Durchmesser, und die nur vermittelst ihrer, sie kugelförmig umgebenden, anziehenden Kräfte zusammenhingen. Dieser Einfall beweiset die gänzliche Abwesenheit aller Ahndung von Metaphysik. Die Wesen haben gar keine räumlichen Prädicate, am wenigsten räumliche Kräfte; ihre Cohäsion und Repulsion ist gerade das, was man erklären, nicht was man voraussetzen soll.

Um zu dieser Erklärung den Weg zu finden, muß man vor allen Dingen sich hüten, daß man sich nicht der Geometrie unbehutsam in die Arme werfe. Hiedurch hat sich Kant alles verdorben.

Die Geometrie nimmt den Raum als gegeben an; nur Figuren in ihm, und deren Bestandtheile, Linien und Winkel, macht sie selbst durch ihre Construction. Aber für einfache Wesen (und auf diese muß die Naturphilosophie zurückgehn, um den vesten Boden des Realen zu finden,) ist kein Raum gegeben; er muß sammt allen seinen Bestimmungen gemacht werden. Der Standpunct der Geometrie ist für die Metaphysik zu niedrig; sie muß sich erst selbst die Möglichkeit und die Gültigkeit der Geometrie deutlich machen, ehe sie deren Hülfe gebrauchen kann. Dieses geschieht in der Construction des intelligibeln Raums.

Der geometrische Raum ist ein Continuum; das Continuum aber ist ein Widerspruch. In der fließenden Größe sind die nächsten Theile nicht zu unterscheiden, sie laufen in einander, und dürfen doch nicht ganz zusammenfließen, weil sonst Alles in Eins fiele, und die ganze Größe aufhörte. Man denke hier zurück an §. 108 und 117, an Veränderung und Bewegung. Beyde scheitern an der Continuität, wiewohl unter einigen nähern Bestimmungen, die nicht hieher gehören.

Keine geometrische Größe ist, streng genommen, eine bestimmte Größe. Sie hat zwar ein bestimmtes Verhält-

niß zu einem vorausgesetzten Maaße; sie hat auch veste Endpuncte. Aber wieviel des Außereinander zwischen den Extremen liege, das ist bey ihr selbst und bey dem Maaße gleich unbestimmt, und wegen der Continuität völlig unbestimmbar. Nichtsdestoweniger ist der Raum nichts anderes, als die Menge des Außereinander; und was in einander fließt, also intensiv zu werden beginnt, das ist nichts für den Raum.

Wenn man diese Betrachtungen gehörig entwickelt und fortsetzt: so kommt man auf den Unterschied zwischen dem *quantum extensionis*, und der Distanz.

Das reine quantum extensionis kennt die Geometrie gar nicht; der intelligibele Raum aber beruht auf der Construction desselben, in Form einer starren (nicht fließenden) Linie, die aus aneinanderliegenden Puncten besteht, und in diese endlich theilbar ist. Dieser Begriff ist nichts weniger als neu, er findet sich in ältern Werken, und nur das Vorurtheil für die Geometrie hat ihn verdrängt.

Sobald jedoch zwey solcher Linien sich schneiden, und man auf jeder von beyden einen beliebigen Punct annimmt: so muß man sich hüten, auf diese Puncte den bekannten Satz anzuwenden: „daß zwischen je zwey Puncten eine gerade Linie möglich sey." Man kann zwar durch dieselben die Linie ziehn; aber man kann nicht behaupten, daß ein quantum extensionis zwischen den schon gegebenen Puncten genau enthalten sey.

Wird eine Linie gezogen, so werden alle ihre Theile durch das Ziehen erzeugt. Demnach sollte der Punct, zu welchem hin man sie zieht, auch erst entstehn; aber er ist schon gegeben, und folglich doppelt bestimmt. Es fragt sich, ob beyde Bestimmungen zusammen passen? Nichts verhindert, die eben jetzt gezogene Linie als ein vollkommenes quantum extensionis zu betrachten, dessen Puncte alle streng und vollkommen außer einander, und zugleich aneinander liegen. Aber auch nichts berechtigt zu glauben, daß der schon zuvor gegebene und

vestgestellte Punct ganz genau mit irgend einem von denen zusammentreffe, die man durch das Ziehen erzeugte.

Kehrt man nun zurück zu jenen ersten, einander schneidenden Linien, aus denen man zwey beliebige Puncte heraushob, in der Meinung, zwischen ihnen lasse sich eine dritte Linie denken: so sieht man leicht, worin man sich übereilte. Diese beyden Puncte standen jeder vest, in einer gewissen Distanz von einander; und es war aufgegeben, zu finden, welches *quantum extensionis* in diese Distanz eingeschoben werden könne? Geometrie und Trigonometrie sind bereit hierauf zu antworten; aber sie werden in den allermeisten Fällen anzeigen: die dritte Linie sey incommensurabel mit den beyden ersten; sie stehe zu ihnen in einem irrationalen Verhältnisse. Gesetzt demnach, die ersten Linien seyen bestimmte Quanta des Außereinander: so ist die dritte kein solches, sondern sie fällt mitten hinein zwischen zwey Bestimmungen, deren eine zu groß, die andre zu klein seyn würde. Die Uebereilung lag also darin, daß man voraussetzte: jede Distanz enthalte ein bestimmtes, und bestimmbares Quantum der Extension, welches falsch ist.

Der Begriff des Irrationalen ist widersprechend, gleich dem des Continuum. Dies zeigt sich schon in der Arithmetik. Wenn die Wurzeln und Logarithmen continuirlich wachsen sollen, so ist es schlechterdings unmöglich, daß die Potenzen dasselbe thun; vielmehr müssen sie Lücken lassen, in welche nun Zahlen fallen, die keine Wurzeln, und keine Logarithmen haben. Gleichwohl fordert man dergleichen für alle Zahlen ohne Ausnahme. Man lasse x um dx wachsen; und, um das Differential richtig zu denken (welches zwar selbst auf einen Widerspruch führt,) sey dx nicht irgend eine, wie immer kleine, schon vorhandene Größe, sondern es bezeichne bloß, daß x im Begriff sey, zu wachsen. Alsdann ist x^m nicht im Begriff um dx zu wachsen, auch nicht um $x^{m-1}dx$, sondern um

$mx^{m-1}dx$. Ist nun m eine ganze positive Zahl, so steht die Potenz im Begriff, einen Sprung zu machen, nämlich hinweg über jede geringere Anzahl von dx und von $x^{m-1}dx$; ist aber m ein ächter Bruch, so will die Potenz weniger als continuirlich wachsen, wenn x continuirlich fortfließt. Da nun die Mathematik ohne diese ihre Grundbegriffe nicht weiter als bis zur Regel de tri kommen würde: so sieht man, daß diese Wissenschaft ein Gewebe von Widersprüchen ist. Wenn sie davon sterben könnte, so wäre sie längst untergegangen. In der That aber gereicht es ihr zur Ehre, daß sie auf dem Wege ihres nothwendigen Denkens gerade fortgegangen ist, ohne sich durch das Ungereimte der Begriffe, an die sie stoßen mußte, abschrecken zu lassen. Nur muß man ihre Art kennen, und sich bey den Anwendungen auf das Reale darnach einrichten.

Wir eilen zum Schlusse. Das Reale kann nicht durch widersprechende Begriffe bestimmt werden; aber in der Form der Zusammenfassung desselben im Denken, kann man sie nicht vermeiden, und muß sie nicht vermeiden wollen. Einfache Wesen sind an sich frey von aller Raumbestimmung; allein so fern ihnen einmal eine Distanz im intelligibeln Raume beygelegt wird, kann dieselbe gerade so gut eine irrationale, als eine rationale seyn.

Nun fällt aber die irrationale Distanz zwischen zwey rationale, die sich nur durch einen einzigen mathematischen Punct mehr oder weniger unterscheiden. (Hiebey liegt die ursprüngliche starre Linie des intelligibeln Raums zum Grunde.)

Also muß, durch eine nothwendige Fiction, der mathematische Punct selbst als theilbar betrachtet werden.

In der nämlichen Fiction fortgehend, werden auch die Wesen, denen gar keine Größe, das heißt, die des mathematischen Puncts, zukommt, als Größen gedacht werden.

Demnach können diese Wesen auch eine solche Lage haben, worin sie nur theilweise, oder unvollkommen in einander sind. Der Widerspruch hierin betrifft bloß die Lage, und er ist nicht größer, als bey jeder irrationalen Distanz. Auch wird er unvermeidlich, wenn man die Wesen in Bewegung denkt, (wie es geschehen muß;) hier können sie von dem Außereinander nicht plötzlich zum Ineinander übergehn, sondern das unvollkommene Zusammen liegt dazwischen.

Alle diese widersprechenden Begriffe müssen aber in ihrer Sphäre bleiben. Das wirkliche Geschehen (die Störungen und Selbsterhaltungen einfacher Wesen,) hat mit ihnen nichts gemein, und darf daher auch nicht durch sie bestimmt werden.

Hier sind wir an der Pforte der Naturphilosophie, die nichts anderes ist, als die Entwickelung der Folgen aus den aufgestellten Gründen. Wer nun das eben Gesagte gar zu ungereimt findet, der kehre um; und gebe die Hoffnung, sich jemals eine materiale Welt, und deren Bewegung und Veränderung zu erklären, nur geradezu auf. Diese Welt ist eine Scheinwelt; sie gehorcht der Mathematik, und lebt, wie diese, von Widersprüchen; als ein wahres Reales kann Materie eben so wenig gedacht werden, wie die Bewegung als ein wirkliches Geschehen; aber die Gesetzmäßigkeit des Scheins aus dem Realen zu erklären, daß läßt sich leisten.

§. 138. Um von dem synthetischen Theile der Naturphilosophie den ersten Grundgedanken zu finden: braucht man von der Theorie der Störungen und Selbsterhaltungen bloß den allgemeinen Begriff, daß ein paar Wesen, welche zusammen, das heißt, ineinander sind, dadurch jedes in einen gewissen innern Zustand gerathen. (Man gehe hiebey aus von der, unter den Chemikern längst bekannten, Voraussetzung, daß ein paar verwandte Elemente, z. B. Sauerstoff und Wasserstoff, einander durchdringen;

und man nehme hinzu, was sich beynahe von selbst versteht, daß in dieser Durchdringung jedes Element sich auf eine gewisse Weise afficirt finde.)

Gesetzt nun, zwey solche Elemente seyen unvollkommen in einander: so sollten, diesem Begriffe gemäß, auch nur ihre gegenseitig durchdrungenen Theile in den entsprechenden innern Zustand versetzt werden.

Aber die Elemente haben keine Theile; und die Fiction, welche ihnen dergleichen beylegte, darf auf ihre wirklichen innern Zustände nicht übertragen werden. Vielmehr müßte man, in Beziehung auf diese Fiction, sich so ausdrücken: die ganzen Elemente gerathen in allen ihren Theilen ganz gleichmäßig in den erwähnten innern Zustand.

Nun muß die Lage der Wesen passen zu ihrem Zustande. Da sie gleichmäßig, ohne Unterschied von Theilen, in den Zustand der Selbsterhaltung versetzt sind: so muß hiernach die Lage sich richten, das heißt, die Wesen müssen gleichmäßig und vollkommen in einander seyn.

Also kann das vorausgesetzte unvollkommene Zusammen nicht bleiben; sondern es ist eine unendlich starke Nothwendigkeit vorhanden, daß sie völlig in einander eindringen.

Dies ist das Princip der Attraction; sogleich wird sich auch das der Repulsion zeigen, und in beyden zusammengenommen der Ursprung der Materie.

Gesetzt nämlich, ein Element von einer Art, (z. B. Wasserstoff) sey umringt von vielen Elementen einer andern Art, (z. B. Sauerstoff,) und die Vielen dringen von allen Seiten hinein in das Eine: so sollte dieses letztere durch seinen innern Zustand allen jenen entsprechen. Aber derselbe hat ein Maaß, über welches er hinauszugehn nicht vermag. Wenn demnach wirklich jene alle völlig eindringen; und wenn der hiedurch geforderte innere Zustand jenes Maaß übersteigt: so entspricht wiederum die Lage nicht dem Zustande.

Da nun der Zustand sich nach der Lage weiter nicht richten kann, so muß abermals sie sich nach ihm richten. Das heißt: die vielen Elemente, nachdem sie, vermöge ihrer Bewegung, schon ganz eingedrungen waren, müssen wieder zum Theil herausweichen, und können nicht eher ruhen, als bis Attraction und Repulsion im Gleichgewichte sind.

Man sieht, daß die Repulsion auf der Ueberschreitung der Möglichkeit eines hinreichend starken innern Zustandes beruht.

Man sieht zugleich, daß die sämmtlichen Elemente jetzt einen Raum einnehmen müssen. Denn sie gleichen zusammen genommen vielen mathematischen Puncten, die nicht ganz in einander und nicht ganz außereinander sind; gerade so wie man sich einen unendlich kleinen körperlichen Raum denkt; der nicht ganz ein Punct, auch nicht ein wahres Vieles außereinander, sondern etwas Mittleres, Schwebendes zwischen beydem seyn soll.

So entstehn aus wahren Elementen die ersten Molecülen. Damit aber das Klümpchen sich vergrößere, darf nur dasselbe wieder umringt werden mit vielen Elementen der ersten Art; diese werden abermals so tief eindringen, als das Gleichgewicht der Attraction und Repulsion es gestattet. Und wirft man in Gedanken das nunmehr vergrößerte Klümpchen wiederum in Elemente der zweyten Art: so ziehen auch diese sich hinein so weit sie können; und so ferner. Aus dem gleichen Grunde werden mehrere Molecülen einander anzuziehn scheinen.

Vergleicht man den Ursprung der Attraction und Repulsion mit dem der geistigen Regsamkeit, (§. 135.) so zeigt sich hier wie dort, daß die vermeinten Kräfte der Materie und der Seele auf gleiche Weise auf einem zufälligen Zusammentreffen beruhen; und daß jene Verunreinigung der Qualität des Realen durch die Beziehung auf etwas Anderes und Aeußeres, wodurch der gemeine Causalbegriff untauglich wird, (§. 106.) hier nicht zu besorgen

ist. Wenn entgegengesetzte Vorstellungen zusammentreffen, so verwandeln sie sich durch ihren Druck und Gegendruck zum Theil in ein Streben; wenn Wesen zusammenkommen, so versetzen sie sich gemäß ihrem Gegensatz in Selbsterhaltung, und, wie wir jetzt sehn, zugleich in Anziehung und Abstoßung; aber von dem allen liegt in ihnen selbst nichts anderes vorbereitet, als eben ihre einfache Qualität selbst. Diese ist in verschiedenen Wesen ungleich; die Ungleichheit steht bey manchen in dem Verhältnisse eines conträren Gegensatzes; aus diesem höchst einfachen Grunde ergiebt sich die ganze Welt der Geister und der Körper.

Die Naturphilosophie muß nun weiter den mancherley möglichen Modificationen nachgehen, welche die angezeigten Principien annehmen können.

Zuvörderst kann der Grad des Gegensatzes zweyer Wesen verschieden seyn; darnach richtet sich die Stärke der Attraction und der hieraus entspringenden Verdichtung der Materie.

Zweytens kann der Gegensatz ungleich seyn; das heißt, um in Wesen einer Art eine volle Selbsterhaltung zu bestimmen, können mehrere einer andern Art nöthig seyn; und umgekehrt, jenes eine kann hinreichen, um diese alle zu ihrer vollen Selbsterhaltung zu bringen.

Drittens: der Gegensatz kann übertragen werden. Gesetzt, ein Klümpchen sey umringt von Wesen einer gewissen Art, die zum Theil eindringen; deren Menge aber sey so groß, daß verhältnißmäßig nur eine kleine Zahl unmittelbar eingelassen wird: so ist an der Oberfläche des nun vergrößerten Klümpchens der Gegensatz gegen den Kern überall vorhanden, weil ungeachtet des unvollkommenen Eindringens doch der innere Zustand eines jeden der äußersten Elemente sich, ohne Unterschied von Theilen in ihm, ganz gleich ist. Hieraus folgt, daß sich die Oberfläche des Klümpchens noch anziehend verhalten wird gegen neue Elemente, eben so, nur schwächer, als ob der Kern selbst diese Attraction ausübte.

Viertens: eben so kann Repulsion übertragen werden, wenn der fortgepflanzte innere Zustand die Grenze überschreitet, die durch die Möglichkeit voller Selbsterhaltung gesetzt ist. Doch muß dies allmählig abnehmen, und die Repulsion muß sich jenseits einer gewissen Sphäre in Anziehung verwandeln.

Fünftens: Wiewohl gleichartige Wesen an sich unfähig sind, einander zu stören, anzuziehen und abzustoßen: so können sie doch gemeinschaftlich einen gewissen innern Zustand in ihrer Verbindung mit Wesen einer andern Art erlangt haben; hört alsdann diese Verbindung auf, und mit ihr die Verdichtung durch die Attraction jener andern Wesen: so bleibt bloß die Repulsion, welche daraus entsteht, daß sie ihren Zustand auf einander gegenseitig übertragen sollten, das Maximum ihrer möglichen Selbsterhaltung aber schon überschritten ist.

Endlich: die scheinbare Undurchdringlichkeit der Körper ist nach diesen Grundsätzen bloß relativ. Nämlich diejenigen Materien sind für einander undurchdringlich, welche, wenn sie eindringen sollten, die vorhandenen innern Zustände abändern müßten, und zwar so, daß dabey schwächere Anziehungen an die Stelle der stärkeren kämen, welches unmöglich ist. Hingegen im umgekehrten Falle erfolgt freyer Durchgang, oder, durch stärkere Anziehungen, Auflösung.

Jetzt denke man sich die Anzahl der Wesen äußerst groß, (nicht unendlich groß, welches eine Unbestimmtheit enthalten würde, die der Begriff des Seyn ausschließt;) man denke sich ferner sehr mannigfaltige, stärkere und schwächere, gleiche und ungleiche, Gegensätze unter ihren einfachen Qualitäten. Was wird, bey vielfacher, ursprünglicher Bewegung (§. 129,) daraus folgen? die am meisten entgegengesetzten Wesen werden sich sehr verdichten; diejenigen aber, welche gegen alle andern nur in sehr schwachen und ungleichen Gegensätzen stehn, bey denen also das Maximum ihrer Selbsterhaltung leicht über-

schritten werden kann, werden keine vesten Verbindungen eingehn; vielmehr, vertrieben durch andre, die innern Zustände, in welche sie gerathen waren, bloß als Principien ihrer gegenseitigen Repulsion in sich behalten; welche letztere jedoch in Attraction übergeht, sobald die noch übrige Dichtigkeit mit der Möglichkeit geforderter Selbsterhaltung ins gehörige Verhältniß gekommen ist.

Demnach werden im Raume einzelne, weit von einander entfernte, dichte Massen entstehn; den Zwischenraum aber wird eine dünne Materie ausfüllen.

§. 139. Den analytischen Theil der Naturphilosophie eröffnet die Bemerkung: daß uns die Qualitäten der Wesen nur durch die Folgen ihrer Gegensätze, — Attraction und Repulsion, — erscheinen; daher uns vieles, an sich Ungleichartige, als gleichartig erscheinen wird, wenn es, so weit wir bemerken können, einerley Gegensätze bildet; während Anderes, an sich ganz oder beynahe gleichartige, uns für Vielerley gelten wird, wenn es ungleiche innere Zustände erlangt hatte, und diesen gemäß in verschiedenen Verhältnissen steht.

Jetzt muß die ganze empirische Naturwissenschaft durchlaufen werden, (eben so wie oben die empirische Psychologie,) um die bekannten Thatsachen mit den Grundsätzen des synthetischen Theiles zu vergleichen. Es zerfallen aber diese Thatsachen in zwey Hauptklassen; jenachdem deren Erklärung eine dünne Materie (§. 137 am Ende) erfordert oder nicht. Zur letzten Klasse gehört bey weitem die größte Menge der Phänomene; nämlich zuvörderst alle scheinbaren Wirkungen in die Ferne, (§. 134) dann alle Erscheinungen der flüssigen Körper, sowohl der tropfbaren als der Dämpfe, (worin die tropfbaren sich ohne den Druck, den sie leiden, sogleich verwandeln würden,) ferner Wärme, Licht, und Electricität. Die erste Klasse aber enthält vorzüglich die Erscheinungen der Cohäsion, der Elasticität, (bey vesten Körpern) und der Krystallisation.

Die

Die Cohäsion ist unmittelbare Folge der Attraction, nach dem vorhergehenden §.

Die Elasticität (welche alle Körper durch die Fähigkeit beweisen, sich in ihrem Volumen nach der Temperatur zu richten,) ist eine nothwendige Eigenschaft aller dichten Materie. Denn diese letztere besteht vermöge des in ihr vorhandenen Gleichgewichts der Attraction und Repulsion; sobald nun eine fremde Nothwendigkeit eintritt, ihre Theile mehr zu nähern oder zu entfernen, kann sie nicht umhin, so weit nachzugeben, bis die entstandene Abweichung von der gehörigen Lage groß genug geworden ist, um die entgegengesetzte Nothwendigkeit zu erzeugen. Dies liegt unmittelbar im vorhergehenden §. Geht die Trennung der Theile soweit, daß ihre Durchdringung ganz aufgehoben ist, so bricht der Körper, und stellt sich nicht wieder her; denn im bloßen Aneinander giebt es keine Störung und Selbsterhaltung, folglich keine Attraction. Zeigt sich die letztere dennoch zwischen glatten Flächen, so ist entweder schon Durchdringung einiger Theile, oder vermittelte Attraction durch dünne Materie eingetreten.

Von der Krystallisation ist das Leichteste die Frage: wenn zwey gleichartige Wesen ein ungleichartiges durchdrungen haben, welche Lage werden diese drey annehmen? Antwort: sie müssen eine gerade Linie bilden, und das ungleichartige muß in die Mitte kommen. Denn zwischen den gleichartigen entsteht (nach dem vorigen §.) Repulsion, daher vermeiden sie die gegenseitige Durchdringung so viel als möglich nach entgegenstehenden Richtungen. Hiebey denke man an Eisnadeln, die aus Wasserstoff und Sauerstoff bestehn. — Es ist nicht schwer diese Principien zu verfolgen. Drey ungleichartige Elemente geben Dreyecke, also flächenförmige Verbindungen; vier ungleichartige brauchen den körperlichen Raum, um sich zu verbinden. Es wird also Körper geben, die man als linienförmig zusammengereiht, andre, als flächenförmig geschichtet, noch andre, als Aggregate von Klümpchen angehäuft, betrach-

ten muß; und hiemit stimmt sehr gut der Unterschied des faserigen, blätterigen, muscheligen Bruches u. s. w. Welche Körper aber aus vielen heterogenen Bestandtheilen zusammengesetzt sind, diese werden am wenigsten Bestimmtheit ihrer innern Construction besitzen, und unter dieser Klasse wird man daher die dehnbaren (z. B. die Metalle) suchen müssen, welche sich eine veränderte Anordnung ihrer Theile leicht gefallen lassen.

Wir kommen zur zweyten Klasse von Erscheinungen. Hier muß zuerst von der Wärme im allgemeinen gesprochen werden, die nach dem Urtheil aller Physiker als das mächtigste Verbindungsglied der ganzen Natur anzusehen ist. Und da nach dem Vorigen von keiner innern Bewegung der Theile einmal construirter, und zum Gleichgewichte der Attraction und Repulsion gelangter, Materie, mehr die Rede seyn kann (worin Einige die Wärme suchen wollten,) so muß sogleich ein Wärmestoff angenommen werden, als welchen wir jene dünne Materie sehr leicht erkennen. Denn es ist nur nöthig, den Grund der Repulsion zu suchen, welche die Wärme gegen sich selbst beweiset. Ursprünglich giebt es gar keine räumliche Kräfte, und keine Klasse von Wesen, deren einfache Qualität eine Repulsion mit sich brächte. Aber der erste Begriff der dünnen Materie beruht auf der Voraussetzung: es gebe Wesen von äußerst ungleichem Gegensatze gegen die andern; dergestalt, daß vielleicht Hunderte oder Tausende derselben nöthig seyen, um in einem einzigen von den andern, eine vollständige Störung und Selbsterhaltung möglich zu machen; diese hunderte oder tausende aber, indem sie den Gegensatz gegen jenes Eine, auf einander gegenseitig übertragen, seyen dadurch in den Fall gesetzt, daß in jedem von ihnen eine weit stärkere Selbsterhaltung entstehn sollte, als deren sie fähig sind; folglich ergebe sich für sie die Nothwendigkeit, einander zu fliehen, damit ihre äußere Lage wiederum ihrem inneren Zustande entsprechen könne. Wenn nun dieses der wahre Grund der Repulsion

in dem Wärmestoffe ist, (und ein anderer läßt sich nicht finden,) so erklärt sich sogleich die verschiedene specifische Wärme der Körper. Denn alles hängt nun von dem Gegensatze ab, der sich zwischen dem Wärmestoffe und den Elementen des Körpers befindet. Ist dieser Gegensatz sehr stark und zugleich sehr ungleich, so wird in den Wärmestoff viel Repulsion gebracht; sonst weniger. Zugleich kommt nun die Dichtigkeit des Körpers in Anschlag; denn je dichter, desto mehr Repulsion erzeugende Theile enthält derselbe. Schon aus diesem Grunde haben die Metalle am wenigsten Capacität, das heißt, sie ertheilen dem Wärmestoffe am meisten Repulsion.

Hiemit verbinde man die Bemerkung, daß hinter dem Brennglase die Strahlen convergiren, ohne Spur von Repulsion, bis in den Focus ein vester Körper gebracht wird, der nun Wärme nach allen Seiten ausstrahlt. Auch gehört hieher Davys Behauptung, daß die leuchtende Eigenschaft der Flamme zunehme, wenn sich in ihr eine veste Materie erzeuge und darin glühe. Denn die Gluth ist nichts anderes als die Stärke der Repulsion, welche dem Wärmestoff ertheilt wird, und die sich bey großer Geschwindigkeit des Ausstrahlens als Licht zu erkennen giebt. Ueberhaupt ist alles Verbrennen eine plötzliche Verdichtung und folglich Verminderung der Capacität oder Vermehrung der Repulsion im Wärmestoff. Das Umgekehrte zeigt sich bey allmähliger Erhitzung und Ausdehnung der Körper; anfangs sind sie dichter, und wirken stark aufs Thermometer; weiterhin werden sie durch die Ausdehnung minder dicht, repelliren folglich die Wärme nicht mehr so stark, daher die Temperatur nun bey gleicher Zunahme der Ausdehnung nicht mehr um gleichviel steigt.

Um noch einiges Specielle näher in Betracht ziehen zu können, muß an den übertragenen Gegensatz, und die hiedurch zugleich übertragene Attraction, aus dem vorigen §., erinnert werden. Jedes Element eines vesten Körpers, oder auch jedes kleinste, aus den mehrern un-

gleichartigen Bestandtheilen desselben gebildete Klümpchen, ist für den Wärmestoff ein Kern, den er von allen Seiten nicht bloß einfach, sondern vielfach, ja ins unendliche fort, in immer größeren Sphären zu umhüllen sucht. Könnte er damit völlig zu Stande kommen, so würde er (so lange die Sphären nicht zu groß würden, wovon tiefer unten,) zur Ruhe gelangen; und hiemit würde alle Erscheinung der Wärme (die bloß auf der Repulsion beruht,) verschwinden; es würde absolute Kälte eintreten. Aber schon wenn er dieser natürlichen, also ruhigen Lage sich plötzlich um ein Merkliches nähert, scheint etwas Wärme auf einmal zu verschwinden. Hiemit hängen Schmelzung und Verdampfung zusammen. Da nämlich die innere Configuration der vesten Körper den Wärmestoff hindert, die einzelnen Klümpchen zu umhüllen, so sucht er diese zu trennen; und hievon ist erst Ausdehnung, dann Zerreißung die Folge. Sobald die Zerreißung geschehn ist, sollten nun die einzelnen Klümpchen, jedes mit einer vielfachen Hülle von Wärmestoff, auseinander fliegen; unter dem Drucke der Atmosphäre aber, und so lange sie diesen nicht übersteigen, bilden sie einen tropfbaren Körper. In solchem Zustande haben die Elemente nur noch einen mittelbaren Zusammenhang, wegen mittelbarer Attraction durch den zwischen ihnen befindlichen Wärmestoff; und weil dieser keine bestimmte Configuration mit ihnen eingeht, vielmehr immer im Kommen und Gehen begriffen ist, muß ihnen nun jede Lage gleichgültig seyn, daher sie einem Drucke nach allen Seiten auszuweichen suchen, oder, was dasselbe ist, den Druck in alle Richtungen hinaus gleichmäßig fortpflanzen. Im Entstehen dieses Zustandes aber, das heißt, während der Schmelzung, scheint sich Wärme zu verlieren; weil dem Wärmestoffe eine freyere Lage gestattet, und er folglich weniger in Repulsion versetzt wird. Dasselbe ereignet sich nochmals und auffallender dann, wann der Druck der Atmosphäre überwunden ist; nun hüllt wirklich der Wärmestoff die einzelnen Klümpchen ein, und die

so gebildeten Sphären suchen sich fortwährend zu vergrößern; daher die Elasticität der Dämpfe.

Von ihnen unterscheiden sich die Gasarten durch geringere, oder ganz fehlende Fähigkeit ihrer Elemente, sich mit einander zu verdichten. Das dünnste, leichteste Gas wird dasjenige seyn, welches den stärksten, und ungleichsten Gegensatz gegen den Wärmestoff macht. Denn durch die Menge des letztern, den es mit vorzüglicher Gewalt anzieht, bekommt es die Spannkraft, mit der es unter dem Drucke der Atmosphäre besteht. Dieses Gas ist bekanntlich das Wasserstoffgas; und wenn man bemerkt, wie wenig Hydrogen verhältnißmäßig genügt, um auch in allen andern Verbindungen bedeutend größere Mengen anderer Stoffe in bestimmte Zustände zu versetzen, so geräth man in Versuchung, es das Mächtigste aller bekannten Elemente zu nennen; doch heißt dies nichts anderes als: seine Qualität ist sehr abweichend von der aller übrigen Stoffe. Daß übrigens die Spannkraft des Wasserstoffgases von vorzüglich großem Wärmestoff-Gehalte herrührt, verräth das neuerlich erfundene Knallgas-Gebläse sehr deutlich.

Das Mariottesche Gesetz kann als eine der Bestätigungen betrachtet werden für den Satz, daß die Repulsion in der Wärme von den Körpern herrühre, mit denen der Wärmestoff verbunden ist. Da nämlich die Compression Wärme frey macht, welche durch die Wände der Gefäße entweicht, so sollte die Spannkraft eines Gas im zusammengedrückten Zustande kleiner seyn, wenn sie von der Menge des Wärmestoffs abhinge. Sie bleibt aber in dem engeren Raume gerade so groß wie im weiteren, indem die Intension ersetzt was der Extension abgeht. Also ist die Summe aller Spannkräfte unvermindert; folglich muß dieselbe von den eingeschlossenen Gastheilen selbst herrühren, die einem geringern Quantum Wärmestoffs jetzt noch eben so viel Spannung ertheilen, als zuvor dem größern, mit dem sie vor der Compression verbunden waren.

Das Verhältniß des Lichts zur Wärme ist unverkennbar. Langsames Licht ist Wärme; schnell, strahlende Wärme ist Licht. Wo die Geschwindigkeit groß, die Intension gering ist, da glauben wir nur Licht und keine Wärme wahrzunehmen; wo bey großer Intension die Geschwindigkeit nur mäßig ist, finden wir dunkele Wärme. Es ist nicht nöthig, der bekannten Thatsachen umständlich zu erwähnen, vom kalten Lichte auf Gebürgen, von der Sonnenhitze in den Thälern und den untern Theilen der Atmosphäre, vom Heißwerden der schwarzen Körper, die das Licht einsaugen; u. d. gl. Selbst das electrische Licht wird Wärme in Voltaischen Säulen von langsamer Circulation.

Durchsichtige Körper lassen dem Lichte größtentheils seine Geschwindigkeit; das sonderbare Phänomen aber, daß sie zugleich anziehen und abstoßen (brechen und zurückwerfen,) scheint sich sehr einfach daraus zu erklären, daß sie es durch die Anziehung verdichten, zugleich aber in einen innern Zustand versetzen, dessen Folge, wie bey der Wärme, Repulsion der Lichttheilchen unter einander seyn muß.

Die Brechung in Farben scheint von verschiedener Geschwindigkeit der Lichttheilchen herzurühren. Die schnellsten Theile geben den rothen Strahl, die langsamsten den violetten; weil die letzten der Brechung mehr nachgeben, sich um einen größern Winkel ablenken lassen. Das gelbe Licht scheint das dichteste zu seyn; es wird bey der Brechung von beyden Seiten zusammengehalten; auch leuchtet es am stärksten. Das langsamste wird am leichtesten eingesogen; daher die chemische Wirkung des violetten Lichts. Doch diese Vermuthungen sind äußerst unsicher. Es scheint auch noch an Versuchen über farbigte Flammen, und die Brechung ihrer Strahlen, zu fehlen.

Das Licht der großen Weltkörper, (der Sonne und der Fixsterne) scheint seine Quelle nicht in ihnen, sondern in dem Weltraume zu haben. Es ist im vorigen Para-

graphen bemerkt, daß die fortgepflanzte Repulsion in den Hüllen um einen Kern, sich über eine gewisse (vielleicht nach unserm gewöhnlichen Maaße sehr kleine,) Sphäre hinaus in Anziehung verwandele; nämlich sobald die geforderte Selbsterhaltung kleiner wird, als die, welche möglich ist. Dies angewandt auf die Sonne: so muß aus unermeßlichen Entfernungen her eine beständige Contraction aller Sphären der dünnen Materie statt finden; also eine einwärts gerichtete Strahlung, von der das wieder ausstrahlende Licht eben so die Folge ist, wie das Leuchten des glühenden Eisens die Wirkung der fortdauernden Erhitzung desselben. Vielleicht ist diese Contraction der zureichende Grund der Schwere; und bey den Planeten nur darum die Ausstrahlung nicht zu bemerken, weil sie für unser Auge kein merkliches Licht hervorbringt. In jedem Falle scheint das Gesetz der, mit dem Quadrat der Entfernung in umgekehrtem Verhältniß stehenden Schwerkraft, nichts anderes zu seyn, als die in allen Kugelschichten um den Kern gleich große, fortgepflanzte Attraction desselben.

Es ist noch übrig, der polarisirenden Naturkräfte zu erwähnen, unter welcher Benennung man den Magnetismus und die Electricität zusammenfassen kann. Unter diesen ist der Magnet zugleich der leichteste und der schwerste Gegenstand; jenes in Ansehung des ersten Grundgedankens, dieses wegen der nähern Bestimmungen.

Man denke sich zwey ungleichartige Wesen in unvollkommener Durchdringung. Gesetzt, sie könnten aus irgend einem Grunde (wider den vorigen §.) in dieser Lage bleiben: so würden sie einen unendlich kleinen Magneten darstellen. Denn aus dem aufgestellten Princip der Attraction folgt, daß Jedes für ein drittes der entgegengesetzten Art eben so viel Anziehung haben würde, als ihnen beyden an gegenseitiger Durchdringung fehlte. Die Polarische Anziehung ist also nur Ersatz der mangelnden Durchdringung. Gesetzt nun, ein aus vielerley Elementen bestehender Kör-

per sey so beschaffen, daß zwey seiner Grundstoffe durch die übrigen in jener unnatürlichen Lage mehr oder weniger vestgehalten werden können; so haben wir den Magneten. Man muß annehmen, das Eisen sey vorzugsweise ein solcher Körper. Ist es weich: so reichen ein paar Schläge an einem Ende hin, eine solche Verrückung seiner innern Theile *) hervorzubringen; allein nur der härtere Stahl hält den Magnetismus vest; den übrigens die Ausdehnung durch die Wärme wieder zerstört, indem sie den Elementen Gelegenheit giebt, sich in die ihnen gebührende Lage zurückzuziehn.

Der Grund der Electricität liegt offenbar in der innigen Berührung zweyer ungleichartigen Flächen; wobey es zufällig ist, ob man durch Reibung, oder durch Schichtung, die Berührung soweit vervielfältigt, daß der Erfolg merklich werde. Die Wirkung muß in jedem Falle darin zunächst bestehn, daß beyde Flächen in einen entgegengesetzten Zustand gerathen. Nun aber verwickelt sich das Phänomen, indem eine dünne Materie mit ins Spiel kommt. Hier ist zuerst zu bemerken, daß die jetzt beliebte Symmersche Hypothese, wenn sie buchstäblich soll genommen werden, völlig ungereimt, wenn sie aber auf gewisse Weise modificirt wird, sehr wohl brauchbar ist. Ungereimt nämlich würde es seyn, zweyerley Wesen anzunehmen, deren ursprüngliche Qualität in einer Beziehung der einen auf die andern bestände: während das Reale gar keine wesentliche Relation in sich trägt. Nicht viel besser aber wäre es, nur einerley Electricität, und diese durch gar keine andre Erscheinungen, als nur durch solche, die von ihrem Ueberflusse und Mangel herrührten, kenntlich zu denken. Endlich die Repulsion, welche in den electrischen Erschei-

*) Biot in den Anfangsgründen der Erfahrungs-Naturlehre vermuthet eine solche Verrückung im Magneten; der dort angeführte Versuch von Gay-Lüssac aber könnte freylich nur fehlschlagen. Denn an merkliche Veränderung des Volums ist hier gar nicht zu denken.

nungen so vorzüglich hervorsticht, kann nichts ursprüngliches, sondern nur auf die zuvor beschriebene Weise entstanden seyn. Denn indem die beyden ungleichartigen Flächen sich gegenseitig in Selbsterhaltung versetzen: geräth ohne Zweifel dieselbe dünne Materie, welche man unter andern Umständen Licht und Wärme nennt, auch in solche Zustände, die von dem Gegensatze der Flächen abhängen. Ob sie nun von den letztern gegenseitig ausgetauscht werde — welches auf eine, der Symmerschen ähnliche, Hypothese führt, — oder ob sie nur von einer Fläche zurückgestoßen, von der andern vorläufig aufgenommen wird, — gemäß der Franklinschen Annahme, — so scheint soviel gewiß, daß man die innern Zustände der Körper, — oder wenigstens der Oberflächen, nicht vernachlässigen dürfe, in denen sich die dünne Materie im electrischen Zustande nunmehr anhäuft. Man wird als wahrscheinlichen Grundsatz annehmen können, daß gebundenes E allemal den entgegengesetzten Zustand der Oberfläche erfordert, an der es haftet, dagegen freyes E die Fläche, auf der es in Spannung begriffen ist, sich selbst gleichartig bestimmt hat, und darum mit ihr im Verhältniß der Repulsion steht. Doch die Ausführung hievon würde zu weitläuftig werden.

§. 140. Die Physiologie hat die Bestimmung, zwischen der Psychologie und der Naturphilosophie im engern Sinne (welche die sogenannte Physik aus metaphysischen Principien erklärt,) das Mittelglied zu bilden. Sie hat neuerlich den passenden Namen Biologie erhalten.

In Ansehung derselben muß die doppelte und entgegengesetzte Einseitigkeit verhütet werden, entweder vermittelst ihrer die Psychologie der Naturlehre, oder diese jener unterordnen zu wollen. Auf den einen Irrweg führt gar leicht die äußere Erfahrung, indem sie den Menschen als eine Art der Thiere, die Thiere als besondere Formen einer allgemeinen Lebendigkeit der Natur, folglich den menschlichen Geist als eine einzelne und sehr beschränkte Art von Äußerung des allgemeinen Naturlebens erscheinen macht;

auf den andern Irrthum kommt der Idealismus, indem er den menschlichen Leib als das erste und unmittelbare Object des Vorstellens, und alles Uebrige als entferntere Modification eben dieses Objects, aufzufassen verleitet. Daß beyde Ansichten vollkommen ungereimt sind, ist in den frühern Capiteln dieses Abschnitts gezeigt.

Wäre die Biologie genug ausgearbeitet: so würde sie eben sowohl wie die Psychologie und Naturphilosophie in einen synthetischen und analytischen Theil zerfallen.

Die Möglichkeit ihres synthetischen Theiles beruht auf dem Grundgedanken: daß die äußere Lage der einfachen Wesen, und folglich deren Erscheinung als Materie, nicht nothwendig bloß von ihrer einfachen Qualität, und den hiedurch vorhandenen Gegensätzen, abzuhängen brauche; sondern daß auch die Hemmungen zwischen mehrern innern Zuständen eines Wesens, sammt allem, was nach Analogie der psychologischen Grundsätze hieraus folgen kann, einen Beytrag liefern zur Bestimmung der äußern Lage, die dem Ganzen des innern Zustandes angemessen sey.

Nennt man die Seele innerlich gebildet: so kann dieser Begriff der innern Bildung auch auf andre Wesen im Allgemeinen übertragen werden; alsdann wird bey einem System von Wesen die innere Bildung als eine nähere Bestimmung hinzukommen, wenn man die Construction dieses Systems angeben soll.

Hier bietet sich zuerst die Bemerkung dar: die Configuration der Materie aus innerlich gebildeten Elementen müsse weit wandelbarer seyn, als die zufolge der einfachen Qualitäten. Denn der Grad und die Art der innern Bildung sind höchst veränderlich und mannigfaltig.

Ferner: wegen der Schwebung der in gegenseitiger Hemmung begriffenen innern Zustände, die niemals ganz zur Ruhe kommt, (§. 135 Anmerkung) müsse auch jene Configuration etwas unaufhörlich schwebendes, und in keinen zwey nächsten Zeittheilchen vollkommen gleiches seyn;

sie müsse vielmehr fortwährend im Entstehen und Vergehen schwanken.

Hievon aber werden die innern Zustände nicht bloß der Grund seyn, sondern auch die Folge; sie müssen mit verändert werden, je nachdem die Lage der Wesen, und daher deren Störung und Selbsterhaltung sich ändert.

Allein durch neu entstehende innere Zustände werden doch die vorhergehenden nicht aufgehoben, sondern nur in ein Streben verwandelt; und auch dies sehr oft nur vorübergehend. Denkt man sich nun zu dem wieder hervortretenden ältern Zustande eine entsprechende Attraction und Repulsion unter günstigen Umgebungen hinzu: so wird das vorhandene System von Wesen nur solche neue zu sich heranziehn, und ihnen eine solche Lage geben, daß dadurch die ersten Zustände erhöhet, und verstärkt werden. Diese neu angezogenen müssen aber hiedurch selbst in alle, ihrer jetzigen Lage entsprechende innere Zustände gerathen; und weil in dem ganzen schwebenden Systeme die Lage beständig wechselt, in eine continuirliche Folge von Zuständen hinein geführt werden; mit einem Worte, sie müssen selbst innere Bildung erlangen, oder wie man es nennt, assimilirt werden. Erinnert man sich nun, daß überall innere Ungleichheit das Princip der Anziehung, Gleichartigkeit aber das der Abstoßung ist: so scheint zu folgen, daß auch in dem System innerlich gebildeter Wesen die Anziehung nur so lange dauern könne, als die Assimilation noch nicht ganz vollendet ist, dann aber Expansion entstehn müsse. Und hieraus würde sich denn sowohl die Intus-Susception (innere Aufnahme neuer Nahrungsmittel,) als der turgor vitalis (die Lebens-Spannung) erklären. Denn die schon vollkommen gleichartig gebildeten Elemente werden eine Neigung haben, sich von einander zu entfernen; und zugleich werden sie die minder ausgebildeten zwischen sich nehmen.

Gesetzt nun, diese Anfangspuncte würden gehörig benutzt, um eine Untersuchung daran zu knüpfen, in welcher

die Grundsätze der Psychologie und Naturphilosophie stets in Gemeinschaft zur Anwendung kämen; (und eine andre, wahre und gründliche Physiologie kann es niemals geben;) so würde eine Lehre von der Möglichkeit des Lebens entstehn, die noch nichts von dem zweckmäßigen Bau der Pflanzen und Thiere enthielte, vielmehr auf Pilze und Schwämme, auf Molen und Warzen, auf alle krankhafte organische Gebilde gerade so gut als auf jene im Zustande ihres vollkommenen Gedeihens paßte. Und so muß es seyn. Die Wissenschaft darf keine Vorliebe kennen; das Verkehrte und Gebrechliche ist eben so gut ein Gegenstand des Forschens als das Beste und Schönste; für die allgemeine Lehre vom Leben aber ist dieser Unterschied noch gar nicht vorhanden.

Ferner ist zu merken, daß auf diesem Standpuncte die Möglichkeit des Lebens als beruhend auf dem allgemeinen Mechanismus der Natur, im weitern Sinne, betrachtet wird; daß aber dieser Ausdruck, eben durch die Ausdehnung, welche man ihm neuerlich giebt, angefangen hat seinen wahren Sinn zu verlieren. Mechanismus bezeichnet ursprünglich eine Regel der Bewegung für ein System starrer Körper; und alles aus dem Mechanismus erklären, heißt soviel, als die Materie für das einzige Reale, Bewegung für das einzige wirkliche Geschehen ausgeben. Diese Vorstellungsart ist der Wahrheit so sehr als möglich entgegen, wie im Vorhergehenden längst gezeigt worden; sie darf also nicht mit dem hier Vorgetragenen verwechselt werden.

Der analytische Theil der Physiologie hat nun die lebende Natur, in allen den Formen, in welchen die Erfahrung sie uns zeigt, zum Gegenstande. Hier findet sich nicht bloß Leben überhaupt, sondern zweckmäßiges Leben, sammt dem, schon in seiner höchsten Allgemeinheit rein teleologischen, Unterschiede der Gesundheit und Krankheit; es findet sich nicht bloß ein fortwucherndes Pflanzenleben, das sich unbestimmt ausbreitet in mehr oder weniger Aeste

und Zweige; sondern auch ein Thierleben in geschlossener Einheit, das in seiner Vollständigkeit nicht mehr, wie die Pflanze, an der todten Natur haftet; es findet sich endlich eine Dienstbarkeit, in welchem dieses Thierleben zum bloßen Träger wird für den Geist, den es bilden hilft ohne ihn zu fesseln.

Stufenweise vermindert sich hier die Begreiflichkeit. Vegetation an sich ist kein Wunder; aber die Rose und die Eiche ist ein solches. Infusionsthiere und Polypen erinnern nur etwas nachdrücklicher als der Schimmel und die Flechte, an die innere Bildung, die man in allen ihren Bestandtheilen voraussetzen muß; unter dieser Voraussetzung scheinen sie nicht viel mehr zu bedeuten, als der Krystall für die rohe Materie: hingegen mit den Insecten fängt die Welt an, sich als Schöpfung zu offenbaren. Und doch ist das Insect noch weit eher der Vermuthung gemäß, mit der man von dem synthetischen Theile der Physiologie ausgehend, dazu kommt, als der Fisch und das vierfüßige Thier. Denn in jenem sieht man eine stete Geschäfftigkeit, die durch eine Reihe von Evolutionsperioden bestimmt wird; das ganze Thier gehorcht immer seinem ganzen Zustande. Und so mußte man es erwarten. Es war natürlich anzunehmen, daß ein geordnetes Leben in steten Entwickelungen fortgehn, und dabey eine vollkommene Wechselwirkung aller seiner Elemente verrathen würde. In diesem Falle müssen alle Lebensäußerungen genau den Lebensbedürfnissen entsprechen; und das scheint bey den Insecten zuzutreffen. Hingegen das vierfüßige Thier ist keinesweges bloß ein Kunstwerk des Lebens. Im Gegentheil, während dessen Fortdauer durch die stete Geschäfftigkeit der Eingeweide gesichert ist, (vorausgesetzt, daß das Thier gesättigt sey,) schaut es nun müßig mit allen seinen Sinnen die Außenwelt an; es spielt, und lebt zum Vergnügen.

Dieser Ueberfluß fängt an, für die Physiologie gleichgültig zu werden; und vollends die vielen Gedanken,

Sorgen, Leidenschaften, Aufopferungen, welche der Geist des Menschen sich macht, sind vom physiologischen Standpuncte betrachtet, sogar zweckwidrig; denn sie verbrauchen das Leben, sie zerstören es, anstatt es zu unterstützen. Wer bloß diesen Standpunct kennte, der würde gar nicht begreifen können, daß in den spätern Mannesjahren, in welchen das Gedeihen des Leibes sichtbar im Abnehmen begriffen ist, sich der Geist noch veredele und vervollkommne. Er würde die Thatsache für unmöglich, und deren Behauptung für widersinnig halten.

Hier sind wir also schon außer den Gränzen dieses Paragraphen; und indem wir bemerken, daß alle Fortschritte des Wissens nur den alten Satz bestätigen können, der Mensch sey für sich selbst das größte Wunder: kehren die religiösen Ansichten zurück, welche schon am Ende des vorigen Capitels ihre Stelle gefunden haben.

§. 141. Unter allen Gegenständen der Philosophie ist kein anderer so verwickelt, und zu so mancherley höchst verschiedenen Ansichten geeignet, als derjenige, dessen jetzt noch am Schlusse soll gedacht werden, obgleich man ihn gewöhnlich; und nicht ohne Grund, in der praktischen Philosophie abhandelt, — nämlich der Staat. Dieser Inbegriff aller gesellschaftlichen Verbindung unter den Menschen, ist seinem natürlichen Ursprunge nach eine Art von Fortsetzung der Erscheinungen, welche wir in den Organismen bemerken. Denn daß sich die letzteren als Körper darstellen, ist an ihnen nicht das Wesentliche; welches vielmehr darin liegt, daß sie, gleich dem Staate, auf einer Wechselwirkung und dauernden Verbindung unter vielen, innerlich gebildeten, einfachen Wesen beruhen. Eben deswegen hat ein physiologischer Irrthum, nämlich die falsche Meinung von einem allgemeinen Naturleben, sich auch der Staatslehre bemächtigen können; und man hat hie und da angefangen, die Einheit im Staate als ursprünglich in dem Grundwesen der Menschheit liegend zu betrachten,

statt daß dieselbe nur aus einer Zusammenschmelzung des ursprünglich Getrennten und Vielen entstehen konnte.

Ganz abgesehen nun von der praktischen Philosophie, sollte man der Staatslehre, eben so wie der Psychologie, Naturphilosophie und Physiologie, einen synthetischen und analytischen Theil zugestehen. In jenen gehören die Betrachtungen über das natürliche Entstehen der Gesellschaft aus Lust, Bedürfniß und Gewalt; die Fortdauer derselben durch Gewohnheit, und durch Assimilation der Jungen an die Alten; die Befestigung und Ausbildung durch Grundbesitz, Handel, Kunst und Wissenschaft; die Umwandlung durch veränderte Verfassung und Verwaltung. Hiebey muß der Begriff der Gesellschaft unterschieden werden von dem des Verkehrs sowohl als des bloßen Gehorsams; indem Gesellschaft nur in so fern vorhanden ist, als irgend Ein Zweck Vielen vorschwebt, die sich in Ansehung seiner als vereinigt betrachten, so daß ein wahrhaft gemeinsames Wollen entstehe; nicht aber, wie im Verkehr, ein bloßes Gefüge verschiedener Willen, deren jeder den andern als Mittel betrachtet. Vom Rechte ist dabey noch gar nicht die Rede; auch ist die rechtliche Auseinandersetzung ursprünglich das gerade Gegentheil der gesellschaftlichen Verbindung; wiewohl hintennach die Befestigung des Rechts Einer unter vielen Zwecken der Gesellschaft werden kann und muß.

Der analytische Theil der Staatslehre hat nun die wirklichen, in der Erfahrung und Geschichte gegebenen Staaten vor Augen. Er soll aus den synthetischen Grundsätzen die Thatsachen erklären; und die pragmatische Geschichtsforschung soll sich in ihm zur Wissenschaft erheben.

Allen diesen Untersuchungen, welche aus dem theoretischen Boden der Psychologie und Erfahrung hervorgehn, steht die Lehre der praktischen Philosophie von den abgeleiteten Ideen (§. 91) gegenüber; dergestalt, daß man hier weder das Theoretische dem Praktischen, noch umge-

kehrt, unterordnen kann, sondern beydes suchen muß zu vereinigen.

Nach der Idee des Rechts zuvörderst soll der Staat beruhen — nicht etwan auf einem vor Jahrhunderten nicht geschlossenen Vertrage, der, wenn er auch eingegangen wäre, doch die lebende Generation nicht unmittelbar verpflichten würde, — sondern auf der Einstimmung und gegenseitigen Ueberlassung aller Lebenden. Vergleicht man aber diese Forderung mit der Wirklichkeit: so zeigt sie sich nicht bloß unerfüllt, sondern auch unerreichbar; denn es kann unmöglich sich Jeder um Alles bekümmern; und die Einstimmung nur in Frage stellen, würde schon heißen einen allgemeinen Streit aufregen, den endlich die Gewalt, zwar nicht schlichten könnte, aber stillen müßte.

Nach den Ideen des Wohlwollens und der Vollkommenheit soll die Gesellschaft für das Gemeinwohl und für die höchste Geistesbildung vereinigt seyn; nach diesen Zwecken soll sich die Güterverwaltung richten. Gesetzt, man habe hier schon die Gränzen hinzugedacht, welche aus der Vorliebe der Einzelnen für ihre Privatrechte entspringen: so ergiebt sich noch immer ein von dem vorigen ganz verschiedener Begriff. Der Staat erscheint nun als ein System von Geschäfften und Verwaltungszweigen; die Geschicktesten müssen zusammentreten unter einer obersten Leitung; die Weisheit muß regieren, die Menge muß gehorchen und dienen.

Die richtige Vereinigung aller dieser verschiedenen Rücksichten ist die eigentliche Aufgabe der Staatslehre.

Das Wesentliche der Vereinigung beruht auf dem einfachen Gedanken: Jeder Einzelne müsse der vorhandenen Einrichtung, in die er von Jugend auf hineingewachsen ist, sich aufrichtig unterwerfen; in Allen zusammen aber müsse die Bereitwilligkeit lebendig seyn, zu solchen Verbesserungen die Hand zu bieten, wodurch die Zufrie-

friedenheit eines Jeden und die Einstimmung Aller könne erleichtert und befördert werden.

Statt der Erläuterung, wozu hier der Ort nicht ist, nur folgende kurze Bemerkungen:

Der rechtliche Zustand in jedem wirklichen Staate ist allemal und unvermeidlich unvollkommen; aber es giebt darin große Unterschiede des Mehr oder Weniger. Alle Reizung zum Streite ist in dieser Hinsicht eine Gefahr. Ungleichheit der Güter und des Ansehens ist zwar natürlich und erträglich; aber drückende Armuth und Herabwürdigung, welcher Niemand zu Hülfe kommt, Niemand auch nur den guten Willen beweiset, zu helfen: diese nagt fortwährend an dem gesellschaftlichen Bande, und entkräftet allmählig jene Einstimmung der Gesinnungen, auf welcher das Recht, abgesehen von aller äußern Form, in seinem innersten Wesen beruht.

Auf der andern Seite ist ein wirklicher Ausbruch des Streits das allergrößte Unglück, welches, nicht etwan bloß den Glücksgütern und der Verwaltung, sondern gerade dem rechtlichen Zustande selbst, begegnen kann. Denn es kann nicht der kleinste Theil der vorhandenen Ordnung gewaltsam verletzt werden, außer so, daß der leidende Theil sich über Unrecht beklage, und auf Ersatz und Strafe dringe. Dadurch verwickeln sich die Ansprüche; und es vermindern sich die Vereinigungspuncte; dem vermeintlich verbesserten Recht drohen neue Verbesserungen; es fehlt ihm der Glaube und das Vertrauen. Solchen Schaden kann nur die Zeit heilen, und sie heilt ihn äußerst langsam.

Als System von Geschäfften und Verwaltungen beruht der Staat auf einer Menge der mannigfaltigsten Geschicklichkeiten; von der Industrie des Landmanns bis zu der Kunst der Feldherrn und Minister. In dieser Hinsicht ist er nicht ein Werk des Willens, sondern ein Naturgewächs; denn die Geschicklichkeiten lassen sich nicht willkührlich hervorbringen, sondern sie entstehn im Laufe der Zeiten, und schreiten allmählig fort auf zuvor unbekannten Wegen.

Jeden Einzelnen treibt das Gefühl seines Könnens, sich den gelegensten Platz zur Ausübung seiner Kunst zu suchen; dadurch gerathen ihrer Viele in eine Zusammenstellung und Zusammenwirkung, die Keiner voraussah, und deren Erfolg sich nicht berechnen ließ. Der Staat in seiner Eigenschaft als Mittelpunct des Wollens und der Macht, verhält sich zu den Geschicklichkeiten wie der Gärtner zu den Pflanzen; er kann sie beschützen, pflegen, aber nicht erzeugen noch verändern. Um auch nur so viel zu vermögen, muß er in seinem Innern, als System der Rechtsverhältnisse Festigkeit besitzen; hört die Sicherheit auf, so werden die Künste erst kleinlich, indem sie sich nach der Flüchtigkeit gelegener Augenblicke zu bequemen suchen; dann verdorren sie und verschwinden allmählig.

Mit den Geschicklichkeiten wachsen die Ansprüche; die Unvollkommenheit des rechtlichen Zustandes wird fühlbarer; und bessere Feststellung desselben wird in einem größeren Kreise gewünscht; man begehrt eine Verfassung. Dieses Herausgehn aus der frühern Indolenz ist unstreitig für den Staat ein kritischer Zeitpunct. Einige schöpfen Verdacht wegen dessen, was sie mit Recht, als etwas ihnen längst Zugestandenes und Eingeräumtes, zu besitzen glauben; Andre besinnen sich jetzt, daß sie in ihrem früheren Stumpfsinn manches haben geschehen lassen, ohne es eigentlich zu wollen; daher halten Jene am Alten, und diese suchen das Neue. Hier ist große Nachgiebigkeit von beyden Seiten nöthig. Das Wichtigste aber ist, daß Jedermann den schändlichen Jesuitischen Grundsatz verabscheue: der Zweck heilige die Mittel. Die erste empörende Handlung, welche auf irgend einer Seite vollführt wird, spannt die Gemüther, und erschwert die Unterwerfung, zu der doch am Ende Alle zurückkehren müssen.

Denn die Täuschung, als ob man planmäßig ein neues Gebäude aller Rechtsverhältnisse aufführen könne, muß verschwinden. Das Ziel setzt der Zufall; die Ermüdung nach dem Streite nöthigt eben sowohl zur Unterwerfung,

als die vorhandene Ordnung vor dem Streite dazu einladet; die abgenöthigte Unterwerfung aber ist für alle Partheyen ein Uebel, weil ein geheimer Krieg darunter verborgen ist; das wahre und eigentliche Gegentheil des rechtlichen Zustandes. Hat man aber noch zur rechten Zeit eingesehen, daß in der Willkühr keine Würde und kein Glück, hingegen in allgemeiner Zufriedenheit das Recht, und im gemeinsamen Wollen die Stärke der Gesellschaft zu suchen ist: so wird man von allen Seiten das Bestehende unterstützen, wo es erträglich ist; man wird eine langsame Abänderung einleiten, wo sie sich nothwendig zeigt; man wird in dieser Abänderung den augenblicklichen, ungestümen Forderungen, wenn immer möglich, gar nichts nachgeben; desto mehr aber die bleibenden, natürlichen Wünsche und Bedürfnisse der Menschen berücksichtigen, und der fortwährenden Aeußerung derselben eine regelmäßige Form darbieten.

Ist nun eine Verfassung entweder gebildet oder verbessert: so hat sie ihre Kraft und Stärke nicht in ihrer logischen Consequenz, nicht in der klugen Berechnung der Interessen, nicht einmal in der Energie, womit sie von Einzelnen in Gang gesetzt und gehandhabt wird: sondern sie hat sie in den wirklichen Willen der Menschen; und diese müssen dafür gewonnen seyn, oder sie werden ihr trotz aller jener Vorzüge, durch Inconsequenz, Thorheit und Bosheit fortwährend Gefahr drohen. Ruhen kann sie nur auf zweyen Stützen; diese sind: Bildung des Volks, zu einer öffentlichen Meinung, worin ein richtiges Urtheil vorherrsche; und: guter Wille der Oberhäupter, bevestigt durch ein ächtes Ehrgefühl gegen Schmeicheley und Ueppigkeit. Wer diese zwey Stützen für unnöthig hält, der mag über Verfassungen mit gleichem Glücke brüten, wie über ein perpetuum mobile. Die Geisteskraft und die sittliche Würde in einer Nation ist der letzte Grund aller Möglichkeit ihres gesellschaftlichen Bestandes. —

Was, nach dem göttlichen Rathschlusse, noch werden

solle aus dem Menschengeschlechte auf der Erde: das läßt sich nicht leicht voraussehn. Die Thierwelt und die Pflanzenwelt scheint geschlossen; aber die Organisation der menschlichen Gesellschaft hat ihren Beharrungsstand noch nicht erreicht. Noch sind nicht alle Meeresküsten in gleichmäßiger Berührung; aber sie werden dahin kommen; und alle Völker werden in mittelbare oder unmittelbare Wechselwirkung treten. Wann dereinst das Erdenrund mit gebildeten Staaten bedeckt seyn wird: dann kann der Plan einer Universal-Monarchie auch dem verwegensten und glücklichsten Feldherrn nicht mehr einfallen; nicht bloß für Eine Herrschaft, sondern auch für Ein Principat wird das Ganze zu groß seyn; aber das Bedürfniß einer geordneten Bundes-Verfassung wird sich auf der ganzen Erde fühlbar machen. Dann wird nicht bloß der einzelne Mensch, sondern auch jeder einzelne Staat weit kleiner erscheinen als jetzt, und eben deshalb wird die Größe eines Staats mehr und mehr aufhören ein Gegenstand des Ehrgeizes zu seyn. Was die Geschichte bisher zu verschiedenen Zeiten lehrte, das wird alsdann die Gegenwart in ihrer Mannigfaltigkeit auf einmal darstellen; und wie die Astronomie den Erdenbürger demüthigt, der ehedem Weltbürger zu seyn glaubte, so wird die politische Geographie den Staatsbürger demüthigen, der nun erst fühlen wird, wieviel dazu gehöre, um Erdenbürger zu seyn. Deutlicher als jetzt wird dann das Natürliche und Nothwendige in allen gesellschaftlichen Verhältnissen hervortreten; und wenn Niemand mehr hofft, die Staaten entweder nach Willkühr regieren oder nach Willkühr umformen zu können: dann werden auch die Gebote des Rechts und der Sitte vielleicht eher als bisher, offene und willige Ohren antreffen.

Beylage.

Ueber den

Unterricht in der Philosophie

auf Gymnasien.

An

Herrn Regierungs- und Schul-Rath Clemens

zu

Gumbinnen.

Unterm 25. September 1818 schrieben Sie, Verehrtester! an mich einen Brief, worin folgende Stelle vorkommt: „ich bitte Sie um Ihren Rath, in welcher Art wohl am „zweckmäßigsten eine Vorbereitungs-Lection für das Stu„dium der Philosophie in prima anzuordnen wäre; und „nach welchem Leitfaden. Von der Nothwendigkeit einer „solchen Lection bin ich durchaus überzeugt.“ Hierauf habe ich Ihnen noch nicht geantwortet, wohl aber den Brief an einem besondern Platze sorgfältig aufbewahrt. Einen zweyten ähnlichen daneben zu legen habe ich nicht Gelegenheit gehabt; von einigen älteren Männern aber sind mir mündliche Aeußerungen derselben Art zugekommen; von solchen nämlich, die sich erinnern, daß es ehemals eine Zeit gab, in welcher man noch für nöthig hielt,

dafür zu sorgen, daß dem Universitäts-Lehrer der Philosophie, auf den Schulen einigermaaßen vorgearbeitet werde. Diejenigen hingegen, welche jetzt in den mittlern oder jüngern Lebensjahren stehn, scheinen dies entweder nicht für nöthig, oder nicht für möglich, oder gar für gefährlich zu halten. Daß Logik ohne allen Vergleich wichtiger sey für einen Gymnasiasten, als Metrik; daß man sie eben so wenig bloß ex usu lernen lassen müsse als Grammatik; daß sie ihren rechten Platz nicht auf der Universität habe, sondern gleich nach der Elementargeometrie, auf secunda, mit Wiederhohlungen und Erweiterungen auf prima; daß der empirischen Psychologie beynahe die nämliche Stelle gebühre; daß den Primanern eine anhaltende Beschäfftigung mit den philosophischen Schriften des Cicero und den leichtern des Platon zukomme, nebst ausführlicher Erläuterung nicht bloß der Sprache, sondern der Sache; daß endlich eine kurze Uebersicht der Geschichte der Philosophie zu den wesentlichen Kenntnissen gehöre, ohne welche kein Gymnasiast mit dem Zeugniß der Reife zur Universität sollte entlassen werden: das alles sind heut zu Tage ketzerische Behauptungen, welche auszusprechen mir insbesondre als große Arroganz dürfte ausgelegt werden; daher ich mir jene Stelle Ihres Briefes zum Schilde ausersehen, und dieselbe vorangestellt habe. Manche unserer Philologen beachten es kaum, daß ein großer, sehr bedeutender Theil der Schwierigkeiten, durch welche ihre Schüler sich aufgehalten fühlen, mehr in den Begriffen, und den dialektischen Wendungen liegen, die bey den alten Schriftstellern so häufig vorkommen, als in der Sprache; und es fällt ihnen nicht ein, daß gerade so, wie man sich üben muß zu schreiben in der Sprache, die man verstehn lernen will, auch Uebungen nöthig sind im geordneten Den-

ken, um dem geordneten Vortrage eines klassischen Werks folgen zu können.

Während nun Sie, verehrtester Herr Regierungsrath, Sich unter den Männern, die mit Ihnen in gleichen Aemtern stehn, (nämlich als Schulräthe und Gymnasial-Directoren) wahrscheinlich in einer ziemlich kleinen Minorität befinden möchten, indem Sie die bewußte Frage erheben: trifft es sich, daß eben jetzt die neuesten Zeitungen voll sind von dem, was Ihren und meinen Gegnern in diesem Puncte die Augen öffnen kann, wenn man anders Lust hat sie zu öffnen. Wir lesen alle Posttage von Gymnasiasten, (bis zu den Tertianern herunter,) die man empfänglich gefunden hat für politische Irrlehre und Schwärmerey. Da haben wir die falsche Philosophie an der Stelle der wahren! So trägt der fruchtbare Acker Dornen und Disteln, wenn man ihm den rechten, guten Saamen verweigert. Gerade so wurzelte Rousseau's contrat social schon vor einem halben Jahrhundert in allen Köpfen, weil man Platons Republik nicht kannte, und weil Französisch leichter ist als Griechisch. — Philologie und Mathematik betreibt man ämsig in unsern Gymnasien; aber diese Studien können sich nur weniger Köpfe ganz bemächtigen; sie können die Gemüther nicht ausfüllen; und wenn gleich der pünktlichste und peinlichste Fleiß, alle Stunden des Tages ausfüllt, ja gar einige Stunden der Nacht obendrein: es bleibt doch ein Gefühl von Leerheit übrig, eine Sehnsucht nach etwas anderm; welche nun dem ersten Schwärmer sich entgegen wirft, der irgend etwas Größeres und Höheres sich selbst und Andern vorzuspiegeln versteht. —

Die erste Bedingung, unter welcher allein vom Unterrichte in der Philosophie auf den Gymnasien die Rede seyn kann, besteht meines Erachtens darin: daß die neue, noch jetzt in Gährung begriffene Philosophie, also die Kantische, und mit ihr jede spätere — auch die meinige ausdrücklich mit eingerechnet, — von den Gymnasien gänzlich verbannt sey. Denn das haben Diejenigen, welche alle Philosophie aus den heutigen Lectionscatalogen der Schulen ausließen, ganz richtig gesehen, daß die Partheylichkeit der Lehrer für oder wider diese oder jene Secte, den Schüler nicht ergreifen dürfe. Sein Alter soll kühl erhalten werden; es darf nicht im Treibhause schwitzen; nicht von reizenden Potenzen ergriffen, die Kräfte vor der Zeit aufreiben. Der Jüngling soll denken; aber er soll wissen, sein Denken sey nur ein Versuch, dem noch gar viele Umwandlungen bevorstehn.

Dagegen nun behaupte ich, daß man immerhin das erste beste Lehrbuch unter denen, die in früherer Zeit Beyfall fanden, ergreifen könne, und daß, wenn nur der Lehrer sich sorgfältig auf den Standpunct jener Zeit zurückversetzt, der Unterricht darnach in jedem Falle weit besser seyn werde, als gar Nichts. Was ehemals die Köpfe zum Denken brachte, das ist auch heute gut für die Gymnasien; die Sorge für die Höhe des heutigen Standes der Wissenschaft wird die Universität schon tragen, wenn sie nur nicht ganz rohe, — oder vielmehr von allen möglichen andern Dingen vollgepropfte Köpfe unterrichten soll, die sich schon weiser dünken als die Philosophie selbst.

Indem Sie dieses lesen, werden Sie mich wahrscheinlich beschuldigen, daß ich mir die Beantwortung der auf-

gegebenen Frage sehr leicht mache. Sie werden mich fragen, ob es mein Ernst sey, den alten Dogmatismus der Wolffischen Schule, sammt den vielen darin verborgenen Resten der Scholastik, die man nicht einmal recht begreift, ohne in der Erinnerung zurück zu gehn bis auf Platon und Aristoteles, — zurückzubringen auf die heutigen Gymnasien? Ob ich hoffen könne, dafür das Interesse der Schüler zu gewinnen?

Durch diese Einrede würden Sie mir nur entgegenkommen. Darum gerade, weil ich dies Alles deutlich sehe und lebhaft fühle, hat meine Antwort sich so lange verzögert. In der That sann ich Anfangs darauf, ob ich Ihnen nicht einige Umrisse des gewünschten Unterrichts verzeichnen und vorschlagen könnte? und es ergab sich, daß ich viele Mühe haben würde, mir in einer solchen Arbeit selbst zu genügen; besonders wenn sie mit meinen übrigen didaktischen Grundsätzen ganz zusammenstimmen sollte. Allein wozu diese Mühe? Wer würde meinen Plan befolgen? So lange der Unterricht in den alten Sprachen nicht mit der Odyssee, der in der Mathematik nicht mit meinen ebenen und sphärischen Anschauungsübungen beginnt: ist für mich keine Aufforderung vorhanden, die übrigen Theile des Lehrplans scharf zu begränzen.

Ueberdies, wer Philosophie lehren will: der muß sich nothwendig seinen Leitfaden selber spinnen; er muß darin das kurze Resultat einer langen, eigenen Vorarbeit zusammendrängen. Bey dieser Vorarbeit bedarf er zwar eines Führers, — um nicht eigene, vielleicht sehr thörichte Grillen für hohe und neue Weisheit zu verkaufen. Aber

ein Compendium kann ihm zur Führung nicht dienen; er muß vielmehr wenigstens Ein ausführliches Hauptwerk sorgfältig gelesen haben, bevor er unternehmen kann, sich für den zu gebenden Unterricht die ersten Grundlinien selbst zu zeichnen.

Von dem Lehrer der Philosophie auf einem Gymnasium fordere ich zu allererst und unbedingt: daß er den Locke gelesen habe. Denn ich kenne keinen andern, wahrhaft elementarisch darstellenden, philosophischen Schriftsteller; und hierauf kommt doch für den verlangten Unterricht alles an. Sprünge zu einem höhern Standpuncte, wenn man die niedern Stufen nicht kennt, taugen hier gar nichts; dagegen ist es unschädlich, wenn der Lehrer nicht weiter sieht als Locke ihn führt. Nur darf er sich nicht einfallen lassen, aus dem weit gedehnten Werke einen kurzen Auszug zu machen, und diesen nunmehr dogmatisch in seine Schüler hineinzulehren. Sondern er muß sich die Stellen auszeichnen, wo Locke sich vorzüglich anstrengt, und seinen (in der That engen) Gesichtskreis nach bestem Vermögen zu erweitern sucht. Wer diese meine Einleitung kennt und vergleicht, dem werden solche Stellen bald auffallen. Wer den Sextus Empiricus mit zu Hülfe nimmt, der wird noch um Vieles besser arbeiten; wofern er alsdann nur seines Stoffes genug Meister werden kann, um ihn kurz zusammen zu pressen, und dem Schüler bloß das mitzutheilen, was die deutlichste Darstellung gestattet.

Ein zweyter Theil der Vorarbeit ist ein sorgfältiges Studium der Logik; wozu mehrere Werke verglichen werden müssen. Die Logiken von Reimarus und von

Krug dürften wohl zu den klärsten gehören, und deshalb hier vorzüglich zu nennen seyn. Der Lehrer muß aber eine große Mannigfaltigkeit von richtigen Beyspielen herbeyschaffen; besonders bey den Definitionen und Divisionen; desgleichen bey den Figuren der Schlüsse. Das Vorurtheil, als ob hierin unnütze Spitzfindigkeiten lägen, muß ganz und gar verschwinden; es ist gerade umgekehrt sehr nöthig, daß man sich zur anhaltenden Aufmerksamkeit auf den natürlichen Gang seines Denkens gewöhne, um die logische Form desselben mit Leichtigkeit zum Bewußtseyn bringen zu können.

Mehr Vorarbeit für unsre ohnehin sehr beschäfftigten Oberlehrer vorzuschlagen, die entweder Mathematik oder Philologie als ihre Hauptfächer zu betrachten pflegen, mag ich nicht wagen. Wer in der Philosophie nicht vollkommen einheimisch ist, verträgt überhaupt nicht viele Lectüre; die Mannigfaltigkeit der Systeme verwirrt ihn, statt ihn aufzuklären.

Dagegen ist zu erwarten, daß der Lehrer seinem Hauptfache selbst neue Hülfsmittel für den Unterricht in der Philosophie werde zu finden wissen. Dem Philologen stehn ja Cicero und Platon zu Gebote. Aus diesen muß er die Ethik schöpfen, oder noch besser die Schüler selbst anleiten, sie darin aufzusuchen. Und das wird sehr leicht gehn, wenn die Köpfe geweckt sind, und wenn der Lehrer begreift, daß hier noch viel mehr zu thun ist, als bloß die Worte zu erklären. Es ist aber nicht gleichgültig, wie man unter den genannten Werken wähle. Daß Platons Kriton und die Apologie mit den Schülern gelesen werden, versteht sich hoffentlich von selbst;

diese Schriften gehören schon nach secunda. Aber auf prima ist die Republik das Hauptwerk. Nicht um es ganz zu lesen; sondern um vorzüglich das erste, zweyte, vierte, achte und die folgenden Bücher beym Unterrichte zu benutzen. Auch die Bücher de finibus, die Tusculanischen Untersuchungen, die Schrift de officiis, muß man nicht ganz lesen lassen, sondern die klärsten und schönsten Stellen auswählen, die Lücken selbst ergänzen, dem Auctor nachhelfen; nicht aber ihn mit scharfer Kritik verfolgen. Das letztere ist so leicht, daß es ins Kleinliche fällt; auch wußte Cicero ja selbst, daß er in der Philosophie nur Liebhaber sey.

Was noch übrig ist, wird das schwerste scheinen; allein es ist in der That das Leichteste; nämlich die Uebersicht über die Geschichte der Philosophie. In dieser Geschichte kommen freylich manche Theile vor, die dem Schüler ganz unbegreiflich bleiben, wo nicht gar ihn lächerlich dünken, (doch hier muß der Lehrer entgegenwirken, indem er zur Bescheidenheit zurückweiset;) z. B. die Lehre der Eleaten und des Spinoza, die Entelechien und die prästabilirte Harmonie. Aber es soll auch dem Schüler hievon weiter nichts bekannt werden, als eben nur seine Unwissenheit. Er soll historisch lernen, daß Männer vom höchsten Geiste durch Untersuchungen, und Behauptungen berühmt geworden sind, wozu ihm weder Locke noch Cicero, weder die Logik noch die Mathematik und die Philologie, den Schlüssel darbieten. Der Lehrer wird zu diesem Behufe aus Tennemanns Grundriß einen äußerst kurzen Auszug machen, und den Unterricht darnach in 16 bis höchstens 20 Stunden ganz bequem beendigen.

Ueberhaupt kann der ganze Unterricht in der Philosophie nicht viel Zeit wegnehmen. Ein Vierteljahr lang vier Stunden wöchentlich Logik auf secunda, und ein Halbjahr lang vier Stunden Psychologie (nach Locke) auf prima: das sind die eigenen und besondern Lehrstunden, welche man hiezu aufwenden muß; unter Voraussetzung, daß die Zeit gehörig genutzt werde, und übrigens die Schüler an Fleiß und Nachdenken gewöhnt seyen. Platon und Cicero werden ohnehin gelesen; hier kommt es nur auf veränderten Gebrauch und Vortrag an. Rückblicke auf die Logik müssen allenthalben gelegentlich geschehen; praktische Uebungen darin haben ihre Stelle bey den deutschen Ausarbeitungen. Der scharfe wissenschaftliche Vortrag der Logik bleibt ohnehin der Universität; schon darum, weil die Cultur dieser Wissenschaft sonst leiden könnte; nur ist zu wünschen, daß für die Mehrzahl der Zuhörer dieses bloß die letzte Repetition eines ihnen längst geläufigen Studiums sey. Freylich habe ich die Zeitangabe so sehr als immer möglich beschränkt; weil die Schwierigkeit, in Lections-Catalogen mit der Zeit hauszuhalten, mir aus langer Erfahrung bekannt ist. Die Kunst des Unterrichts wird dereinst desto mehr Zeit-Ersparung herbeyführen.

Hier haben Sie nun Vorschläge, mein verehrter Freund! die gewiß Niemand für unausführbar, für gefährlich, viel eher aber Jemand für geringfügig, kleinlich, und darum für unnütz erklären wird. Daß ich mich darüber zu trösten wissen werde, kann dies Buch deutlich genug zeigen. Wer zum Versuche Hand ans Werk legt, wird Anfangs Alles leicht finden; aber weiterhin wird das Ziel vor ihm zu fliehen scheinen. Mittelmäßig gut das Verlangte zu leisten, ist eine Kleinigkeit, und kann

Nutzen genug stiften; will aber ein heller Kopf und treuer Arbeiter sich hierin ganz Genüge thun, so wird er bald empfinden müssen, daß in der Philosophie jeder Theil aufs Ganze führt, und daß die Schwierigkeiten des Ganzen sich in jedem Theile spüren lassen.

Berichtigungen.

Die auffallendsten Druckfehler befinden sich in den mathematischen Formeln. So ist

S. 58 dreymal das Multiplikations-Zeichen × statt des Buchstaben X gesetzt.

S. 122 Z. 6 v. u. in der Formel $y = \infty^{\frac{1}{2}}$ steht der Exponent $\frac{1}{2}$ zu niedrig.

S. 233 Z. 3 in dem Ausdruck $\frac{ac(b+c)}{bc+ac+ab}$ steht im Zähler statt der letzten Klammer ein Comma. Und mitten auf derselben Seite in der Gleichung $C = \frac{ab(b+c)}{bc+ac+ab}$ fehlt im letzten Gliede des Nenners der Factor a.

S. 234 und 235 sind die Differentiale $d\sigma$ und $d\omega$ unrichtig mit dem Variationszeichen δ statt des lateinischen d bezeichnet. Eben daselbst sind an zwey Stellen die Klammern unrichtig gesetzt, welches jedoch der Kundige ohne Mühe erkennen und verbessern wird.

Außerdem bittet man Folgendes vor dem Lesen zu ändern:

S. 2 Z. 2 anstatt die nichts in sich, ist zu setzen: die nichts Mannigfaltiges in sich.

S. 11 Z. 13 st. Zeitpuncten l. Zielpuncten.

S. 32 Z. 8 st. εναντων l. εναντιον.

S. 59 Z. 3 von unten schalte man nach dem Semicolon die Worte ein: dies aber leisten die mittelbaren Schlüsse.

S. 167 letzte Zeile: statt αμεβειν ließ αμειβειν.

Andere Fehler wird der geneigte Leser leicht aus dem Zusammenhange erkennen und berichtigen.

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

ROTANOX
oczyszczanie
VII 2009

KD.4875
nr inw. 6271